H·R·BERNDORFF

Sie rüsten!

Sie rüsten!

H. R. Berndorff

Sie rüsten!

Zehnte Auflage

Im Verlag Dieck & Co / Stuttgart

Verlagsnummer 2260. Druck: Verlagsdruckerei Holzinger & Co., Stuttgart

SIE RÜSTEN!

Über der Stadt Berlin liegt die Nacht. Es ist vier Uhr morgens. Das ist die Zeit, in der die Portiers der großen Verlage im Zeitungsviertel die breiten Tore der taghell erleuchteten Höfe, die inmitten der Zeitungsburgen liegen, weit aufreißen. Um diese Zeit rollen von diesen Höfen die endlosen Schlangen der Kraftwagen, die die Pakete mit den noch drucknassen Morgenblättern zu den Filialen der Zeitungshäuser fahren. Um diese Zeit sind die Straßen des Zeitungsviertels durchflutet von diesen Kraftwagen, von Motorrädern und von Tausenden von Zeitungshändlern, die sich die Blätter an den Auslieferungsstellen der Verlagshäuser selbst abholen. Um vier Uhr 15 liegt dieses Viertel wieder in vollkommenster Ruhe da, seine Straßen sind leer, ein paar einsame Dirnen und ein betrunkener Nachtbummler wandern allein, von Gott und der Welt verlassen, über Straßendämme, über deren Asphalt noch der Öl- und Benzindunst schneller Kraftwagen liegt.

Im Westen und im Osten, im Süden und im Norden der Stadt, überall da, wo sich die kleinen Filialen der großen Zeitungshäuser befinden, stehen nun um vier Uhr 30 Hunderte von alten Männern und Frauen, frierend und wartend vor den Türen und Schaufenstern dieser Geschäftsstellen, hinter deren Scheiben ein einsames Licht brennt.

Da gleitet aus der Dunkelheit der Straße, in der ein leichter Nebel brütet, ein Auto heran. Die Tür der Filiale öffnet sich, Ballen von Zeitungen fliegen in den Raum. Das Auto fährt an und verschwindet. Der Filialleiter reißt die Pakete auseinander, die Blätter verschwinden schnell in den großen Markttaschen der Männer und der Frauen, und nun, in dieser

Stunde, in diesem Augenblick fliegt eine Menge von bedrucktem Papier über die Stadt. Im Osten, im Westen, im Norden und Süden dringt nun ein Gewimmel von alten Frauen, von Kindern und Männern in die Häuser, es verteilt sich auf die Vordertreppe, auf die Hintertreppe; durch alle Briefkästen, durch die Türritzen, in die Portierlogen, überall hin dringt die Zeitung. Ein nie gezähltes graues Heer von Menschen wirft Millionen von Zeitungen über die Stadt.
Jetzt marschieren in den großen Arbeiterquartieren der Millionenstadt Heere auf, große graue Menschenschlangen winden sich in die Eingänge der Bahnen, sie gleiten hinab unter die Erde und sie steigen empor auf Eisentreppen zu den Bahnsteigen, an denen die Stadtbahnzüge in ununterbrochener Folge halten und davonfahren.
An dem Rande der Straßen, die diese Bataillone der Arbeit passieren, stehen vor langen Tischen die Zeitungsverkäufer, sie haben ihre Stammkunden, sie reichen die schmutziggrauen Blätter in die Menschenmenge hinein. Man nimmt sie ihnen aus der Hand, sie greifen zurück auf den Tisch, die Frau hilft zur Rechten, zur Linken holt das Kind aus den Körben, die hinter dem Tisch stehen, neuen Vorrat.
Die Zeitung, die Zeitung, die Zeitung!
Wir wollen alles wissen, was geschehen ist! Wir, die Soldaten der Arbeit, wollen erfahren, was in der Welt geschieht!
Die Zeitung, bitte, eine Zeitung, gib mir schnell eine Zeitung!
Hallo! Hierher eine Zeitung.
Die Zeitung, die Zeitung, die Zeitung — —
Später erwacht die Innenstadt. Die Regimenter der Angestellten dringen in sie ein, sie haben die Verkaufsstände an den Omnibussen, an den Straßenbahnen, an der Untergrund- und an der Stadtbahn geplündert, sie tragen in ihren Taschen die Zeitung, sie haben sie schon gelesen, auf der

Fahrt ins Geschäft, die Zeitung. Wir müssen wissen, was in der Welt vor sich geht! Tarife, Lohnkämpfe!
Was geschieht in Frankreich, in Rußland, in England, in Italien? Sehen wir in die Zeitung, lesen wir in der Zeitung!
Später erwacht der Westen. Auf den Frühstückstischen liegt die Zeitung. Was geschah in der Nacht? Steigen die Kurse? Fallen die Kurse? Wer schlichtet die Lohnkämpfe, die Tarifkämpfe? Wer kämpft mit uns, wer ist gegen uns? Gib mir die Zeitung! Hast du die Zeitung gelesen, was steht in der Zeitung?
Ein Zug, der vom Osten in die Stadt fährt, steht mit einem Ruck. Ein Mann sprang auf die Geleise, ein grauer Unglücklicher entfloh dem namenlosen Elend der Arbeitslosigkeit. Aufenthalt. Wo ist die Zeitung?
Ein Untergrundbahnzug, der in die City läuft, wartet auf den Anschluß, die Angestellten sehen in ihr Blatt.
Der Wagen, der den Kaufmann, den Bankherrn, den Fabrikbesitzer vom Grunewald in die Stadt bringt, hält an einer Verkehrsampel. Wo ist die Zeitung?
Was steht da? Ich habe doch eben gelesen, es war fett gedruckt — hier ist es:

Der Friede gesichert.

Der italienische Aussenminister wird in der nächsten Woche in Paris eintreffen. Diese Tatsache hat den Wert einer besonders freundschaftlichen Geste gegenüber Frankreich, dessen Beziehungen zu Italien nach dem Abschluss des Flottenkompromisses jeden Tag herzlicher werden. Die Tatsache, dass sich die Beziehungen zwischen den beiden grossen Mächten immer freundlicher gestalten, bedeutet eine absolute Sicherung für den Frieden in Europa.

Sie rüsten ab? Das ist gut für uns! Das ist für Deutschland ein Glück. Solange sie aufrüsten, ist die Gefahr eines Krieges

da. Über Europa liegt die Gefahr, in Europa schwillt die Glut. Wenn die Völker aneinanderprallen, sind wir wehrlos, sind wir machtlos. Wir haben keine Waffen, wir haben keine Munition, wir sind ohnmächtig. Sie rüsten ab? Das ist gut.

Wenn sie abrüsten, werden unsere Kameraden in den europäischen Ländern nicht mehr zu Soldatendiensten gezwungen werden, wenn sie abrüsten, kann man Fabriken aufbauen, in denen man Gegenstände des täglichen Bedarfes herstellt, wenn sie abrüsten, wird das Kapital für diese Fabriken frei. Wenn sie abrüsten, bedeutet das für uns weniger Arbeitslosigkeit und mehr Brot.

Wenn sie abrüsten, besteht für unsere Söhne, die wir mit großen Opfern studieren ließen, nicht die Gefahr, auf den Schlachtfeldern Europas zu verbluten. Wenn sie abrüsten, wird die Weltwirtschaftskrise beendet, wenn sie abrüsten, können die Reparationsgelder in die Wirtschaft fließen, wenn sie abrüsten, ist alles gut.
Wenn sie abrüsten, befestigen sich die Märkte. Der Handel blüht auf, die Krise wird beendet.
Also sie rüsten ab! Das ist gut.

★

Der Tag ist vorbei. Der Strom gleitet zurück. Die Fabriken, die Kaufhäuser, die Bankpaläste, die Geschäfte entvölkern sich. Die Fabrikstädte und die Innenstädte sterben aus.
Die Zeitung flattert auf. Am Abend fällt wieder eine Wolke dieses gehaßten und dieses geliebten Papiers über die Stadt. Es kriecht in die Züge, in die Busse, in die Bahnen, es wirft sich hinein in die Restaurants, in die Bars, in die Wohnungen, es flattert in die Hände der Straßenpassanten, es versinkt in den Taschen der Mäntel, es lebt, es ist da, es vermehrt sich. Sie schreit auf:

Hier ist die Zeitung: ich bin da, ich weiß alles, lies:

Die Sowjets bereiten den Krieg vor !

In der Schlussresolution des 6. Rätekongresses in Moskau wird die Regierung aufgefordert, die Kampfkraft der roten Armee zu erhöhen. Da alle europäischen Mächte der Sowjetunion gegenüber agressiven Tendenzen huldigten, so müsse die rote Armee auf einen Stand gesetzt werden, der es ihr ermöglicht, den Absichten der Gegner zuvorzukommen.

Was ist das? Am Morgen war es anders, am Morgen war alles gut, am Morgen wurde die Welt glücklich, am Morgen stand der Friede in der aufgehenden Sonne, was ist das? Droht uns etwas? Steht am Horizont eine Gefahr für Europa, wird die Welt wieder in Flammen aufgehen? Wird es über uns hereinbrechen? Was ist das? Was geschieht da?
»Was ist das? Was geschieht da?«
»Was geschieht? Sie rüsten!«

★

»Dekoration frei! Alles aus der Dekoration, der nichts darin zu suchen hat!
Wir drehen die Beratung im Großen Generalstab. Bitte um Ruhe, alles raus aus der Dekoration! Aufblenden! Hierher den Tubus! Hierher noch eine Jupiterlampe, etwas vor die Lampe, noch mehr vor, ganz grelles Licht!
Achtung, Achtung, Aufnahme, Achtung!«
Das ist Hollywood. Aufnahmeatelier. Durch die Gänge ziehen sich die Statisten, ziehen sich die Komparsen zurück. Man dreht einen Film, einen Kriegsfilm. Die ersten Aufnahmen spielen kurz vor Beginn des Weltkrieges. Für die ersten Aufnahmen glitzern die Uniformen, für die ersten Aufnahmen braucht man Generale, Offiziere, Ordonnanzen, Soldaten, Staatsmänner, Frauen und Kinder und Soldaten, Soldaten, Soldaten.

Die Komparsen fluteten in die Kantine.
In der Ecke steht ein alter Mann mit weißem Haar und schönem Kopf, er trägt die Uniform eines russischen Generals. Es ist zum Lachen, es ist zum Weinen, er trug diese Uniform schon einmal, er trug sie auch in den Tagen des Jahres 1914, in jenem Sommer, in dem kein Film gedreht wurde, in dem es kein Spiel war, in dem Sommer, in dem der Krieg wirklich die Schwerter aus den Scheiden riß. Es ist zum Lachen, es ist zum Weinen, der russische General, der aus Rußland vor den Sowjets floh, spielt in Hollywood den russischen General. Es ist zum Lachen, es ist zum Weinen.
Sie stehen da zu dritt. Der zweite ist ein deutscher Leutnant, der Krieg war zu Ende, die Karriere war zu Ende, das Leben war verpfuscht, Abenteuer und Umwege, Wirrnisse der Zeit und des Krieges. Er steht in Hollywood in der Kantine, im blauen Waffenrock des Gardeoffiziers, er raucht eine Zigarette in der Kantine, er sagt nichts, er trägt die Uniform, die er schon einmal trug, die Uniform, die er schon einmal trug.
Der dritte? Ach, der dritte! Ein Herzog, ein österreichischer Erzherzog. Wirrnisse der Zeit und des Lebens. Er trägt die österreichische Uniform. Es ist dieselbe Uniform, es sind dieselben Kleider, die — —

Er trägt den Degen, die Hand liegt auf dem Degen, es ist derselbe Degen — —

Da sagt der General:
»Ich finde das albern, immer diese Militärfilme. Schrecklich ist das für uns.«

Der Erzherzog: »Schrecklich, Exzellenz?«

Da sagt der deutsche Leutnant: »Warum schrecklich, Exzellenz?«
Sagt der General: »Es ist vorbei mit dem Krieg. Es ist vor-

bei mit uns, es ist eine Lumpenparade, es ist vorbei mit dem Krieg. Nie wieder gibt es Krieg.«
Spricht der deutsche Leutnant: »Glauben Sie das wirklich, Exzellenz? Glauben Sie das, Hoheit?«
Der General sieht ins Leere.
»Wenn Ihr mich so fragt, ich weiß es nicht.«
Der Erzherzog legt die Hand auf seine Schulter:
»Exzellenz, Sie irren sich. Immerzu baut man Geschütze, immerzu baut man Tanks, Flugzeuge, Maschinengewehre, Gasmaschinen, immerzu baut man — —«
»Immerzu baut man!« erregt sich der Deutsche, »immerzu baut man Kriegsmaschinen, immerzu bildet man Rekruten aus, man rüstet nicht ab! Sie lügen, wenn sie das behaupten, niemand rüstet ab. Sie lügen, wenn sie das versprechen. Sie tun nur eins:
Sie rüsten!«

★

Die Rüstungen der Welt? Die Rüstungen der Welt sind nicht geheim. Wer sich dafür interessiert, kann erfahren, wieviel Geschütze Frankreich hat, wieviel Tanks England baut, wieviel Menschen Italien alljährlich in die Uniformen kleidet. Es gibt amtliche Aufstellungen dieser Stärken, und diese Aufstellungen geben die Zahl der Waffen und der Menschen, die jeden Augenblick bereit sind, sie zu bedienen, zum mindesten nicht zu hoch an. Selbstverständlich gibt es daneben noch Rüstungen, noch Vorbereitungen und Pläne, geheimer und geheimster Art, selbstverständlich hat man noch in den Arsenalen der Heere Europas Kriegsmaschinen von letzter Vollendung, die vor den Späheraugen der anderen Generalstäbe peinlichst verborgen werden.
Überall in Europa fabrizieren die großen Rüstungsfirmen.

Basil Sacharoff lebt noch. Überall in der Welt werden Waffen fabriziert, Waffen, Waffen, Waffen.
In Nordeuropa? Welches ist die größte Waffenfabrik von Nordeuropa?
»Bofors in Schweden.«
Was fabrizieren sie und für wen?
Sie fabrizieren Waffen für die ganze Welt. In der Hauptsache stellen sie Geschütze, Maschinengewehre, Tanks und Handgranaten her. Alle diejenigen Staaten, die keine eigene große Rüstungsindustrie haben, kaufen ihren Bedarf bei Bofors. Viele tausend Arbeiter wirken in diesem Werk Tag für Tag an der Herstellung von Kriegsmaterial. Die Fabrik ist hundertprozentig beschäftigt. Die eingehenden Aufträge können gerade noch ausgeführt werden. Vergrößerungen und Umbauten, die eine erhöhte Produktion gestatten, sind geplant.
In den übrigen nordischen Staaten gibt es keine großen Waffenfabriken. In England aber arbeitet ein Riesenkonzern, da ist die Firma Vickers-Armstrong. Der größte Teil der Aktien dieser Werke, deren einzelne Fabriken über ganz England verstreut sind, gehört Basil Sacharoff, der nicht mit Unrecht den Ruf hat, der rührigste und skrupelloseste Waffenhändler der Welt zu sein. Vickers-Armstrong beliefert selbstverständlich fast allein die ganze englische Armee mitsamt den Truppen in den Dominions und Kolonien seiner Großbritannischen Majestät. Die Firma aber beschränkt sich, dafür bürgt Sacharoff, nicht auf die Belieferung des Vaterlandes. Dieser Mann lebt in Paris, und aus seinen Werken in England laufen allwöchentlich die Kriegsmaschinen hinaus nach Griechenland und nach Südamerika, nach Japan und vor allem auch nach China. Vickers-Armstrong gilt als die rührigste Firma, die mit Waffen handelt. Sie ist am

meisten bemüht, ihr Absatzgebiet zu vergrößern, sie versucht sich immerzu neue Märkte zu erobern.

Für den Osten Europas sorgt Skoda in Pilsen in der Tschechoslowakei. Polen und die östlichen Randstaaten verschaffen sich ihren Bedarf an Kriegsmaterial fast ausschließlich von diesen Werken. Allerdings hat Polen laufend und ständig große Posten Heeresmaterial von Frankreich abzunehmen. Verträge, die man im Verfolg von Militärabkommen geschlossen hat, zwingen die Polen zu ihrem großen Mißvergnügen, alte französische Bestände an Heeresmaterial, an Waffen und vor allem auch an Flugzeugen abzunehmen. Die Preise sind seit langem festgesetzt, ihre Höhe ermöglicht es, in Frankreich stets das modernste und teuerste Kriegsmaterial für den Preis, den man für diese abgelegten Sachen erzielt, zu erwerben. Polnische Militärflugzeuge pflegen des öfteren abzustürzen, trotzdem meist gute deutsche Flugzeugführer, die nach Polen übergelaufen sind, am Steuer sitzen. Die Polen wüten, niemand zahlt gern hohe Preise für alte Sachen. Die größte Waffenfabrik der Welt liegt in Frankreich. Das sind die Fabriken von Schneider-Creuzot. Diese Werke sind in ihren Ausmaßen und in ihren Lieferungsmöglichkeiten gigantisch. Sie stellen alles her, was man für die Führung eines modernen Krieges benötigt. Schneider-Creuzot ist diejenige Firma, die am meisten experimentiert. In ihren Laboratorien werden am häufigsten die kostspieligsten Versuche veranstaltet, mit deren Hilfe man zu immer besseren Kriegsmaterialien gelangen will.

Es ist nun nicht so, daß diese Firmen untereinander einen bissigen und erbitterten Kampf führen. Zwar tanzt Basil Sacharoff manchmal aus der Reihe, im übrigen aber sind die Waffenkonzerne durchaus syndikalisiert, sie haben sich in ihren eigenen Spezialitäten den europäischen Markt auf-

geteilt; während der eine Mörser liefert, hat der andere als Spezialität das Maschinengewehr. Internationale Abkommen unter den einzelnen Werken verhindern so den geschäftsschädigenden Konkurrenzkampf.

Abseits dieser Abmachungen liegen die großen Waffenwerke in Rußland, die früher der Firma Putilow gehörten. Die Sowjets haben diese Werke zu großer Leistungsfähigkeit ausgebaut, sie sind jetzt selbstverständlich verstaatlicht. Sie liefern den Waffenbedarf für die rote Armee, aus ihr gehen aber auch Waffen hinaus, mit denen, beispielsweise in China, Aufstände und Revolten, Bürgerkriege und Revolutionen zugunsten der Sowjets in anderen Länden ausgefochten werden.

Die deutsche Rüstungsindustrie ist tot. Weder bei Krupp noch bei Erhardt werden Waffen hergestellt, bis auf die wenigen Geschütze, die die kleine deutsche Wehrmacht erfordert. Die Kruppschen Milchzentrifugen haben bereits Weltruf erlangt.

Der Friedensvertrag von Versailles untersagt diesen beiden Firmen die Herstellung von Waffen und Munition. Durch denselben Vertrag wird die deutsche Reichswehr gezwungen, ihren Bedarf an Handwaffen u. dgl. bei einigen kleineren Firmen mit begrenzter Leistungsfähigkeit einzudecken.

Nordamerika hat mit dem europäischen Waffenhandel und mit der europäischen Waffenherstellung keine Verbindung. Die Amerikaner stellen in zahlreichen Werken ihr Kriegsmaterial für den eigenen Bedarf und gelegentlich zu anderen Zwecken allein her.

Das sind in der Hauptsache die Quellen, aus denen sich Waffen und Kriegsgerät über die Welt ergießen.

*

Die Einwohner der Stadt Kissingen drängen sich auf dem Rang des Kurhaussaales. Er steigt wie in einem Theater terrassenförmig an und seine Brüstung ist verziert mit einem Gitterwerk aus Holz. Soll es verhindern, daß ein Bürger aus Kissingen in das Parkett hinabspringt, in dem es ungeheuer fein und vornehm zugeht? Eng gedrängt stehen die Bürger an dem Gitter und sehen erstaunt hinab auf ein Bild, das zu betrachten selten Gelegenheit gegeben ist. Die Galauniformen der Armeen aller Länder prunken in diesem Saal. Botschafter und Staatssekretäre, magenkranke Amerikanerinnen und gelangweilte Holländer, die Vertreter von Macht und Reichtum spielen dort unten im Saal Redoute. Sie wurden höflichst von der Kurverwaltung gebeten, das zu tun. Wer eine Einladung erhalten hat und wer sie vorzeigen kann, darf in den Saal, in dem das Fest stattfindet, das während der deutschen Manöver im Jahre 1930 gegeben wurde. Die Militärattachés der fremden Länder waren sämtlich erschienen, lediglich Frankreich und Polen hatten keinen Attaché und keine kommandierten Offiziere entsandt. Das wurde bemerkt. Die Vertreter Belgiens und Rumäniens wurden nicht vermißt, ihre Länder spielen in dem Machtkonzert Europas keine große Rolle.
Die Redoute war sehr schön. Die Herren trugen gesteifte Hemden, wie sich das gehört, zum Frack. Der Sekt war angenehm temperiert und im Saal war es sehr heiß. Das größte Aufsehen erregten der Militärattaché von Rußland und der Vertreter des größten deutschen Zeitungskonzerns. Während der eine in einem hellen Straßenanzug erschien, trat der Russe in seiner Uniform auf. Er sah so aus, wie auf einer versnobten Berliner W-Bühne ein russischer Bauernjunge, der den Liebhaber spielt, aufzutreten pflegt. Er steckte in Hemd, Pluderhosen mit roten Streifen und wunderbaren

Juchtenstiefeln. Er war viel vornehmer und feiner als alle andern zusammengenommen. Er sprach auch etwas näselnd. Das Fest nahm den vorgeschriebenen, vornehm fröhlichen Verlauf und nachher saßen wir alle in einer Bar. Wir sprachen lobend über die Redoute und dann unterhielten wir uns von ernsten Dingen.

Der englische Kapitän fing damit an. Er brannte sich eine Camel-Zigarette an, goß seinen Whisky hinter die Binde und sagte:

»Der Franzose ist also nicht gekommen. Ich hätte ihn gern einmal etwas gefragt. Ich weiß nicht, ob er mir Antwort gegeben hätte, aber sicherlich hätte er sich geärgert. Und das ist schon sehr viel wert.«

»Kapitän«, sagte ich, »Sie sind doch ein friedfertiger Mensch. Warum wollen Sie den Franzosen ärgern? Was wollten Sie ihn fragen?«

»Ich wollte ihn einmal fragen, ob er sich die deutsche Kavallerie in diesem Manöver angesehen hätte und dann wollte ich gern von ihm wissen, ob er nicht glaubt, daß das Geld für die Tanks, die sein Land in Unzahl baut, ein ganz klein wenig hinausgeworfen ist. Ich glaube beinahe, man wird sie als Quartier für mittlere Stäbe in der Etappe ganz gut brauchen können. Sicher sind sie unbequem, aber gegen die Splitter von Fliegerbomben müßten sie eigentlich halten.«

»Warum? Glauben Sie denn nicht an den Erfolg eines Tankangriffes?«

»Ich glaube noch daran. Aber ich bin doch sehr nachdenklich geworden. Erinnern Sie sich bitte an die Situation, die wir in diesem Manöver gesehen haben:

Es waren zwar nur Attrappen aus Wellblech, schön bunt bemalt und auf kleine Autochassis gesetzt, aber sie bewegten sich ebenso schnell und mit derselben Taktik wie rich-

tige große Tanks. Bei dem Angriff, den sie durchführten, konnte man feststellen, daß die Wirkung in dem Augenblick beinahe auf ein Minimum herabging, in dem der Verteidiger nicht die Dummheit machte, stehen zu bleiben und sich totschießen zu lassen. Diese Biester haben heute teilweise ja wirklich ein ganz schönes Tempo, aber mit all ihrer Armierung und all ihrer Geschwindigkeit stoßen sie sinnlos durch alle Widerstandslinien hindurch, auch wenn diese in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. Sie fahren in einer dicken Wolke von künstlichem Nebel, die sie aus ihren Nebeltöpfen loslassen, sie sehen nicht, was ihr Nebenmann und ihr Hintermann macht. Der Tank war, das fange ich an zu glauben, eine Waffe, der Geist hat ihn jetzt schon besiegt, es ist ein phantastisches Ausmaß von Intelligenz, die die Reichswehrleitung aufgebracht hat, um diesem modernen Kriegsmittel zu begegnen. Es hilft eben nichts, man kann nicht nur Millionen auf Millionen in Kriegsmaschinen hineinstecken, es müssen auch Köpfe da sein, die die Heere bewegen. So etwas hätte ich meinem französischen Kameraden gern gesagt. Aber nun ist niemand von den Herren da.«

»Machen Sie sich nichts daraus«, sagte ich. »Machen Sie sich nichts daraus. Aber vergessen Sie um Gottes willen nicht, was Sie ihm über die deutsche Kavallerie erzählen wollten. Faute de mieux, erzählen Sie es mir.«

»Als schweres Handicap für Deutschland legte man ihm durch den Versailler Friedensvertrag die Verpflichtung auf, neben 21 Infanterieregimentern die absolut unverhältnismäßig hohe Zahl von 18 Kavallerieregimentern zu unterhalten. Aber was habt ihr Deutschen daraus gemacht? Ihr habt 18 Regimenter leicht bewegliche Infanterie geschaffen, 18 Regimenter, die Marschleistungen von 120 und noch mehr Kilometern an einem Tage vollbringen und dann frisch ins

Gefecht gehen und dabei eine Feuerkraft darstellen, die geradezu erstaunlich ist. Wissen Sie, es ist wirklich schade, daß mein französischer Kollege das nicht gesehen hat. Ich bin zwar ein friedfertiger Mensch, aber es freut mich doch, wenn er sich ein bißchen ärgert und wenn er sieht, daß Geist selbst aus den blödsinnigsten Bestimmungen etwas Brauchbares machen kann.«

»Meinen Sie?«

»Sehen Sie, das ist die französische Armee: Sie ist aufgefüllt bis zum Platzen, bis zum Bersten mit Menschen. Sie starrt in Waffen. Sie ist die stärkste Armee Europas. Ihr habt insgesamt 288 Geschütze und keine Reserven. Die Franzosen haben allein etwa 1500 leichte, 1600 schwere und 200 Fliegerabwehrgeschütze als Frontmaterial. Was sie in ihren Reservelagern haben, darüber sprechen sie wohlweislich nicht. Das sagen sie nicht einmal uns, ihren sogenannten Verbündeten. Aber ich schätze, daß es, gering gerechnet, das Vier- bis Fünffache sein wird. Ihr habt noch nicht einmal 2000 Maschinengewehre, die Franzosen geben selber über 35 000 an. Was sie in Wirklichkeit haben, kann man sich danach ungefähr denken. Nun, und trotz allem, was wir vorhin über Tanks gesagt haben, ganz unbrauchbare Pappkartons sind sie ja nun auch nicht. Schließlich macht es auch da die Masse. Die französische Armee hat mehr gefechtsfertige Kampfwagen als sonst alle anderen Armeen der Welt zusammen haben. Und dann last not least ihre Flugzeuge! Sie wissen, daß man bei uns in England die Entwicklung gerade dieses Zweiges der französischen Armee mit der größten Sorge betrachtet. Maschinengewehre und Tanks können nicht gar zu gut schwimmen. Und das Wasser zwischen uns und den Franzosen ist da eine ganz gute Barriere. Aber die Flugzeuge! Wenn man alles zusammenrechnet,

kommt man da auf horrende Ziffern: In der sogenannten ersten Linie stehen allein 1600 Apparate, die eine halbe Stunde nach dem Mobilmachungsbefehl abschwirren können. In den Lägern liegen weitere 2500 Reserveflugzeuge. Wenn man zwar die Schul-, Versuchs- und Übungsflugzeuge auch nicht ganz voll anrechnen kann, so wird man von den 2000 Stück, die für diese Zwecke vorhanden sind, auch noch eine ganz schöne Zahl ansetzen können, falls die Franzosen es eines Tages für nötig halten. Das sind aber nur die offiziellen Ziffern! Wir haben dagegen, wie Sie ja, wenn Sie sich dafür interessieren, sogar aus dem ‚annuaire militaire' des Völkerbundes ersehen können, etwa 1400 Apparate für Militärzwecke, von denen nicht weniger als 600 auf unsere überseeischen Kolonien verteilt sind.
Selbst die Italiener, die doch alles Interesse daran haben müßten, ihren französischen Freunden in der Luft einigermaßen ebenbürtig zu sein, verfügen noch nicht über die Hälfte der Kriegsflugzeuge von Frankreich.
So sieht es auf allen Gebieten aus. Von den Tanks habe ich schon gesprochen. Mit der schweren Artillerie, mit den Minenwerfern, mit allem Material, was man zum Kriegführen braucht, stehen die Franzosen bei weitem an der Spitze. Sie sind eben die Stärksten heute in der Welt. Die Stärksten, wenn man das Material betrachtet, und schließlich sind sie ja nicht allein. Sie haben sich ja überall in Europa Verbündete geschaffen, deren Armeen sie ausrüsten und ausbilden. Gegen die Franzosen kommt heute niemand in der Welt militärisch an.«
Ein amerikanischer Journalist kommt in diesem Augenblick vom Bartisch. Er hat die Gesetze seines Landes übertreten, indem er etwas Kognak kostete und außerdem hat er die letzten Worte des englischen Offiziers gehört.

»Man hat mir erzählt«, sagt er freundlich lächelnd, »daß sich die Franzosen vorsehen müssen. In Paris hat man mir erzählt, daß an den Grenzen Frankreichs ein kriegerischer Stamm mit einem mutigen Häuptling an der Spitze wohne.«
Wir lachen.
»Ja«, sagt der Engländer, »das ist wohl so. Man ist nicht allzusehr miteinander befreundet in Italien und in Frankreich. Und infolgedessen wäre ich bei Kriegsbeginn, das heißt, als diese Länder gegeneinander Krieg führten, beinahe erschossen worden.«
»Kapitän«, sagte ich tief erschüttert, »da sitzen Sie nun mir so gegenüber und es hat den Anschein, als ob Sie ein friedliebender und geistig vollkommen normaler Mensch seien. Ich erlebe nun eine schwere Enttäuschung, ich muß zu meinem Bedauern feststellen, daß Sie geistig ungesund sind. Hören Sie gut zu, Kapitän, es liegt mir fern, einen Offizier Seiner Großbritannischen Majestät zu kränken. Aber ich möchte Ihnen korrekt und höflich sagen: Kapitän, Sie lügen! Niemals hat es in diesem Jahrhundert einen Krieg zwischen Frankreich und Italien gegeben. Was kommt oder kommen wird, das wissen Sie nicht und das weiß ich nicht, aber bis jetzt — —«
»Oh«, sagte der Engländer, »es ist immer betrüblich, wenn man auf Menschen von geringerem Bildungsgrad stößt. Ich will Ihnen mein Erlebnis erzählen, damit Sie Ihr Wissen bereichern:
Ich war im Sommer des Jahres 1926 an der Riviera. Ich kletterte in den Seealpen herum und ich verspielte, wie ich mir das vorgenommen hatte, ein Pfund in diesen alten, verstaubten, langweiligen und traurigen Sälen von Monte Carlo.
Dann ging ich an einem Abend zu Fuß über die Grenze, es lockte mich in der warmen Nacht, einen Spaziergang von

Frankreich nach Italien zu machen. Mein Gepäck hatten Bekannte im Auto mitgenommen und was soll ich Ihnen lange erzählen; ich befand mich plötzlich in einer wunderschönen Schießerei. Die Zollbeamten versäumten ihre Pflicht, auf beiden Seiten saßen sie ängstlich in ihren Häusern und hörten zu, wie sich die italienisch-faschistische Miliz mit den französischen Grenzmilitärs herumschoß. Ich erfuhr schnell, daß diesem kleinen Orlog, diesem kleinen Krieg zwischen Frankreich und Italien, die Tatsache zugrunde lag, daß ein italienischer Faschist in Frankreich kurz hinter der Grenze schwer verprügelt worden war. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen und ich bitte Sie, davon überzeugt zu sein, daß das Ganze ein vom Zaune gebrochener Krieg geworden wäre, wenn nicht das Militär auf der italienischen Seite eingegriffen hätte. Aktive italienische Truppen waren nämlich blitzschnell zur Stelle und marschierten zwischen die Franzosen und die italienische Miliz. Da war der Krieg zu Ende.«

»Diese Geschichte hat ja eine schöne Moral! Das Militär als Hüter des Friedens?«

»Das ist wohl so«, sagte der Amerikaner, der sich jetzt zu uns gesetzt hatte und ernsthaft geworden war. »In Europa sind die Generale die Hüter des Friedens. In allen Ländern gärt es. In Italien drängen die Faschisten zu einer Ausdehnung des italienisch-nationalen Gedankens. Der Faschismus, das ist ein großer Teil des italienischen Volkes, er umfaßt bestimmt die beweglichsten und leichterregbarsten Menschen.«

»Ist es in Deutschland anders? In Deutschland sind es die Nationalsozialisten. Auch sie bestehen aus einem großen Teil der deutschen Bevölkerung. Auch sie haben die Überzeugung, daß Deuschland sich gegen diejenigen Mächte wehren müsse,

die ihm einen Vertrag auferlegt haben, der das Land, wie es der Augenschein lehrt, an den Abgrund des Ruins gebracht hat. Dieser Teil der Bevölkerung ist selbstverständlich genau wie der italienische, von dem die Rede war, zu außenpolitischen Aktionen bereit.
Und, denken Sie an Rußland! Über die Absichten dieses Landes brauchen wir nicht lange zu reden. Die Weltrevolution, mit andern Worten, die Ausdehnung der sowjetistischen Macht auf alle Staaten Europas gehört zu den Programmpunkten der Regierung dieses Landes. Sehen wir weiter: Polen? Pilsudski, der General und Diktator, muß alle Energie aufwenden, um seine rechtsradikale Opposition, die Nationaldemokraten, an außenpolitischen Dummheiten gegenüber Deutschland zu hindern. Die polnischen Radikalen verlangen offen ganz Ostpreußen und Schlesien bis zur Oder. Der General hält sie mit seinen militärischen Machtmitteln im Zaum.
Wollen wir überhaupt vom Balkan sprechen? Wollen wir davon reden, daß die nationalistischen Gruppen dieser einzelnen Staaten einen heftigen Krieg miteinander führen, einen Krieg, bei dem es an den Grenzen alljährlich viele Hunderte von Toten gibt? Davon wollen wir nicht sprechen.
Davon nicht! Aber man kann sagen, daß die Generalstäbe aller Staaten heute nicht mehr die kriegstreibenden Elemente in den Ländern sind. Die Generalstäbe wissen viel, viel besser, als alle andern, ein wie ungeheuer gefährliches Instrument der Krieg ist.«
Der Engländer wirft dazwischen:
»Ungeheuer gefährlich vor allem aus innerpolitischen Gründen. Revolutionen sind in Europa nicht mehr unbekannt.«
»Ach nein«, sagte der Amerikaner, »so ist das doch nicht ganz. Etwas ist an dem, was Sie sagten, Herr Kapitän, schon

richtig. Das ist ganz klar. Aber dasjenige, was die Generale vor allem von dem nächsten Krieg abhält, was sie vor allem fürchten, das ist die große Ungewißheit über die Möglichkeiten des Gegners.«

»Denken Sie an das erste Jahr des vergangenen Weltkrieges. Sowohl auf der deutschen, wie auf der französischen Seite ist man mit Vorstellungen und Voraussetzungen in diesen Krieg gezogen, die den Vorgängen des Krieges 1870 und 71 entnommen waren. Der russisch-japanische Krieg lag dazwischen. Das ist wahr, man hat aus ihm gelernt. Das ist auch richtig. Aber im großen und ganzen ist die Strategie genau die gleiche gewesen, wie in dem Kriege 1870/71. Die Taktik war etwas der veränderten Waffenwirkung angepaßt. Aber beileibe nicht so, wie es die veränderte Waffenwirkung in Wirklichkeit erfordert hätte. Ist es zu bestreiten, daß alle Menschen, die in diesem Kriege gefochten haben, vom Musketier bis zum General, den Krieg erst gelernt haben, als er schon tobte? Kann man bestreiten, daß alles überrascht war von den tatsächlichen Wirkungen einer modernen Waffe? Es gab Kriegsinstrumente, von denen man sich alles versprach und die wenig hielten — und es gibt Kriegsmaschinen, die bei Beginn der Kampfhandlungen wenig versprochen haben und die im Laufe des ersten Jahres zu den üblichsten und besten Waffen ausgebaut wurden. Kurz vor dem Kriege versprach man sich auf beiden Seiten ungeheuer viel von mechanisch in die Höhe schraubbaren Beobachtungsleitern bei der Artillerie. In den Großkampftagen des Krieges wurden sie lächerlich. Eine mittelalterliche Waffe, die Handgranate, entschied mit die großen Schlachten des Stellungskrieges. Wer weiß nun, wie es in einem modernen Krieg, in einem Krieg von heute kommen wird? Wer weiß wirklich, wie die Waffen, die man dann aus den Arsenalen holt, wirken? Viel-

leicht sind sie nach der ersten Schlacht lächerlich, vielleicht wird ein kleines, unbedeutendes Instrument des modernen Krieges, das heute noch irgendwo verachtet umherliegt, die wirksamste Waffe. Wer weiß das?«

Der Engländer beugt sich über den Tisch, er senkt seine Stimme:

»Ich habe im letzten Jahr die Manöver fast aller Staaten Europas gesehen. Eins weiß ich ganz sicher: Alle Menschen, die nicht zu den fachlich ausgebildeten Militärs gehören, überschätzen die Maschine. Die Tanks und die Motorwagen schützen und befördern den Menschen, den Soldaten. Sie verleihen einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Soldaten eine ungewöhnlich große Feuerkraft, aber sie ersetzen den Menschen nicht. Es bleibt auch in der Zukunft der Krieg des Menschen gegen den Menschen. Noch immer kommt es im letzten Augenblick darauf an, wer Raum gewinnt, noch immer kommt es darauf an, daß irgendwelche Truppenkörper durchbrechen und wichtige Punkte des feindlichen Landes besetzen. Das kann ein Hügel sein, das kann aber auch ein Elektrizitätswerk sein! Noch immer kommt es auf den moralischen Erfolg an, den derjenige erzielt, der mit seinen Soldaten am weitesten in das Land des Feindes eindringt und ihm seine Hilfskräfte, die Kohle, das Eisen, das Erz, seine Bahnen und seine Ernte wegnimmt. Man kann mit Maschinen dorthin fahren, aber man muß in ihnen Menschen haben. Es ist albern und phantastisch, von dem kommenden Maschinenkrieg zu reden. Das hat alle Welt schon 1914 getan. Wissen Sie nicht mehr, daß damals alle Welt behauptete, die Wirkungen der modernen Waffen seien so groß, daß der Krieg in einigen Monaten zu Ende sein müsse? Was haben die Menschen getan? Sie haben sich in die Erde gegraben und dadurch die Wirkung der Waffen abge-

schwächt. Fünf Jahre hat dieser Krieg gedauert, fünf Jahre! Ich kann Ihnen eine ganze Menge über die Wirkungen moderner Waffen sagen. Ich weiß, daß man heute bei der Infanterie neue Gewehre einführen will, die aus jedem einzelnen Schützen eine Art von Maschinengewehrträger machen. Ich weiß, daß heute die Feuergeschwindigkeit der modernen Maschinengewehre in jedem Jahre erhöht wird. Aber ich weiß auch, daß noch im letzten Jahr Frankreich bei seinen Versuchen eine ärgerliche Enttäuschung erlebt hat. Ein neues Modell eines leichten Maschinengewehres war in großen Mengen angefertigt worden und als der liebe Gott den Schaden bei Licht besah, hatte man da ein Monstrum vor sich, das den Anforderungen in bezug auf Einfachheit und Stabilität keineswegs entsprach. Nun versucht man krampfhaft, 18 000 Stück dieses neuen Maschinengewehrmodells irgendwo in der Welt zu verhöckern, wo man glaubt, daß die Leute dumm genug wären, sich für gutes Geld die schlechte Ware aufreden zu lassen. Ich weiß, daß in allen Armeen der Welt an einem Infanteriebegleitgeschütz herumprobiert wird. Dieses Geschütz soll eine große Feuergeschwindigkeit haben, es soll so leicht sein, daß es im unwegsamen Gelände von Menschen gezogen werden kann und es soll wiederum ein so schweres Schutzschild tragen, daß die Geschosse der Tankgeschütze nicht ohne weiteres durchschlagen. Wir werden ein solches Geschütz bauen, aber die Franzosen und Engländer werden das auch tun und wenn es eines Tages wirklich losgehen sollte, dann werden sicherlich auch die Deutschen plötzlich so etwas machen. Das gleicht sich alles wieder aus.

Genau so ist es mit der schweren Artillerie. Ich weiß, daß man die Reichweiten der schweren Eisenbahngeschütze in den letzten Jahren bedeutend erhöht hat, aber was wir ge-

macht haben, das haben andere auch getan und glauben Sie mir, es ist für einen englischen kommandierenden General genau so unangenehm, schwere Brocken in sein Stabsquartier zu bekommen, wie für einen französischen und italienischen. Soweit man es bisher überhaupt übersehen kann, erstreckt sich die Vervollkommnung der Kriegstechnik im wesentlichen darauf, die Unannehmlichkeiten eines Krieges, die mit dem scharfen Schießen nun einmal verbunden sind, immer weiter nach hinten zu tragen. Ich als Soldat, als Frontsoldat, muß schon sagen, daß ich bei allem menschlichen Mitgefühl mit andern Menschen es lieber sähe, wenn Granaten möglichst weit nach hinten gehen, während ich vorne liege, oder, meine Herren, haben Sie andere Empfindungen gehabt, wenn in einer schönen, ruhigen Stellung während des Krieges so bei Sonnenuntergang der Abendsegen der schweren feindlichen Batterien über Ihre Köpfe hinweg in die Etappe sauste? Der Soldat, der Mensch, der vorne ist, muß ja schließlich doch immer mit seinem Leib, mit seinen Fäusten die Entscheidung bringen. Ich kann Ihnen sagen, Sie werden eher in allen Armeen der Welt die schwere Artillerie als das Bajonett abschaffen.«

Ich stand auf.

»Sie meinen also, daß, im Grunde genommen, alles beim alten geblieben ist?«

Die andern erhoben sich gleichfalls. Wir zogen unsere Mäntel an.

»Sicher ist alles beim alten geblieben«, sagt der Engländer. »Sicher werden wieder die Menschen gegen die Menschen anlaufen, die Hilfsmittel des Krieges vervollkommnen sich so, wie sich die allgemeine Technik vervollkommnet. Das ist aber auch alles. Immer wieder werden die Menschen gegen Menschen stürmen. Da bleibt alles beim alten.«

Wir gingen durch die Straßen der Stadt. Wir wurden daran erinnert, daß wir uns im Manöver befanden: eine Kompagnie marschierte ohne Spiel und ohne Gesang still durch die Straßen. Sie strebte ihrem Quartier zu. Wir gingen langsam dahin und sahen den Soldaten nach. Neben mir schritt der englische Kapitän. Auf der andern Seite ging ein italienischer Hauptmann, der sich uns zugesellt hatte. Der amerikanische Journalist schlenderte hinter uns her. Wir hatten immerfort von den technischen Möglichkeiten des Krieges gesprochen. Wir hatten eins vergessen: das Gas. Ich blieb stehen. »Hören Sie, Kapitän«, sage ich, »das Gas! Man kann nicht von dem nächsten Krieg sprechen, ohne an das Gas zu denken.«

Nun blieben wir alle stehen. Der Amerikaner kam heran, und der Engländer faßte mich am Arm.

»Sie sind doch Journalist«, sagte er. »Sie sind doch sicher in der Lage, sich das auszudenken. Ich weiß doch, wie man sich das heute vorstellt: eine geheimnisvolle Maschine, so glaubt man doch, strömt Gas aus und in weitem Umkreise ist alles tot und verdorrt. Die Brunnen sind vergiftet. Die Luft verpestet, und die Zivilbevölkerung weit hinter den Fronten ist tot. Der Krieg ist zu Ende und diejenige Macht, die diese Maschine zuerst aufstellt, ist Sieger geblieben.«

»Das ist doch ein heller Unsinn«, sagte der Amerikaner.

»Warum erzählen Sie derart unmögliche Dinge«, knurrte der Italiener. »Sie müssen doch wissen, Kapitän, daß das Nonsens ist. Lassen Sie doch alle Welt glauben, daß ein Krieg unmöglich ist, weil man mit Gas töten kann. Lassen Sie das doch ruhig alle Welt glauben. Aber erzählen Sie selbst doch nicht so etwas Unsinniges.«

Der Engländer wurde böse.

»Meine Herren Kameraden«, sagte er, »Sie glauben doch nicht, daß ich ernsthaft gesprochen habe. Ich habe doch

nur die landläufige Meinung über die Giftwaffe ironisiert. Wenn das so wäre, wie man es auf den Kongressen irgend welcher pazifistischer Vereinigungen in langatmigen Resolutionen feststellen zu müssen glaubt, dann könnten wir, meine Herren, Sie und ich, uns pensionieren lassen. Nein, nicht nur das, wir müßten auf staatliche Kosten im Irrenhaus behandelt werden. Wenn die Gas-Technik heute so weit wäre, daß man in ein paar Stunden nach Kriegsbeginn sämtliche großen Städte eines feindlichen Landes in vergiftete Trümmerhaufen voll Leichen verwandeln könnte, dann wäre jeder Schilling, den man für ein Geschütz oder für ein Gewehr oder für die Ausbildung eines Soldaten ausgibt, hinausgeworfenes Geld. Ich bin mir absolut darüber klar, was man heute mit der Gaswaffe praktisch anfangen kann. Ich persönlich habe auch nichts dagegen, wenn irgendwelche unwissenden Zivilisten sich absolut alberne und falsche Vorstellungen machen. Ich bin Soldat! Ich kenne den Krieg und deshalb liebe ich ihn nicht. Wenn das Zivil Angst vor dem Krieg hat, so ist das vielleicht nicht die schlechteste Friedenssicherung. Aber unter uns, wir brauchen uns doch keinen blauen Dunst vorzumachen.

Das Gas ist eine Waffe wie jede andere. Fragen Sie doch einmal bei den hohen Sanitätsstäben in allen Armeen an! Lassen Sie sich einmal den Prozentsatz der Gas-Toten gegenüber den Zahlen sagen, die durch andere Waffen starben! Das ist, aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen, ein verschwindender Prozentsatz. Dann die Gaswirkungen! Mein Gott, keine Waffe, mit der man andere Menschen umbringt, ist für den davon Betroffenen angenehm. Aber, das Gas, das heute überall in der Welt noch verwendet wird, hat gegenüber dem, das gegen Ende des Krieges in Gebrauch war, keine wesentlichen Änderungen erfahren. Ein paar

Jahre nach dem Krieg hat man in Amerika ein großes Tamtam über ein neues Gas gemacht, das alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen sollte. Dieses Gas wurde herausgebracht durch den Chemical Warfare Service zusammen mit dem Edgewood-Arsenal. Die Zeitungen der ganzen Welt waren davon voll, von diesem märchenhaften Levisit. Irgendein Mann hat sogar einen ganz gräßlichen Roman über diese Sache geschrieben. Ich glaube, es war ein deutscher Kommunist. Und wie sieht die Sache heute aus? Ein paar kleine amerikanische Bankiers haben für die Sicherung ihrer Tressorräume die Restbestände dieses Märchengases aufgekauft. In der amerikanischen Armee wird es längst nicht mehr verwendet, weil man sehr schnell gemerkt hat, daß das Gelbkreuz-Gas, das die Deutschen während der letzten zwei Kriegsjahre verwendeten, wesentlich wirkungsvoller ist. Alle chemischen Versuche, die bisher gemacht worden sind, Blausäure zu binden, sind mißlungen. Und das wäre vielleicht das einzige, was wirklich in der Gas-Technik ganz neue Wege weisen könnte.«
Der italienische Hauptmann brannte sich, als wir nun weitergingen, eine Zigarette an. »Ja«, sagte er, »das ist wohl richtig. Das Gas hat, zumal da, wie Sie schon sagten, Herr Kamerad, alle Blausäurebindungen bisher mißlungen sind, eine chemische Verbesserung seit dem letzten Jahre des Krieges nicht mehr erfahren. Das hängt, aber ich glaube, darüber sprachen Sie schon, damit zusammen, daß derartige Kriegswaffen nur im Kriege selbst erprobt und verbessert werden können. Es kommt nun doch in allen Heeren der Welt darauf an, die Verwendungsmöglichkeiten des vorhandenen Gases gegen die kämpfende Truppe zu verbessern. Die Engländer zum Beispiel — —«
»Wer?« sagte der englische Kapitän.

»Die Engländer«, fuhr der Italiener ungerührt fort, »haben ja in ihre Tanks Abblasvorrichtungen eingebaut. Aber nicht nur in die Tanks, auch in Eisenbahnwaggons sind Abblasvorrichtungen einmontiert worden. Diese Vorrichtungen in den Tanks sind sogar sehr praktisch. Sie müssen es ja selbst am besten wissen, Herr Kamerad, wie sie das machen. Was haben Sie denn da beispielsweise bei den letzten großen Tankmanövern in Aldershot ausprobiert? Natürlich nicht in aller Öffentlichkeit. Niemand soll etwas davon erfahren, Herr Kamerad. Aber bedauerlicherweise können wir ja ruhig darüber reden. Wir wissen nämlich, Herr Kamerad, seit drei Wochen, daß Sie wissen, daß wir das wissen. Und außerdem ist Ihnen ja leider damals bei dem Manöver ein kleines Malheur passiert. Sie haben ja Ihre Übungen natürlich nicht mit Gelbkreuz oder irgendeinem ernsthaften Gas gemacht, sondern Sie haben ein harmloses Tränengas verwandt. Aber Sie haben zu Übungszwecken eine ganze Masse von dem Zeugs in die Luft geblasen und da kam ein böser Wind, mit dem Sie nicht gerechnet hatten, und fegte Ihnen das ganze Zeug in zwei Dörfer am Rande des Übungsplatzes. Nun, und da hat so ziemlich in allen Zeitungen der Welt gestanden, daß die armen Bauern und ihre braven Ehefrauen mehrere Stunden lang ganz fürchterlich geniest und gehustet haben. Dadurch wurden ein paar Leute doch ganz besonders aufmerksam. Aber um zur Sache zu kommen: Die Engländer haben einen Tankangriff ersonnen, der an sich ungewöhnlich wirkungsvoll sein kann. Die Tanks, in denen die Mannschaften und die Gasabblasvorrichtungen gefahren werden, sind vollkommen abdichtbar. Sauerstoffbehälter sorgen dafür, daß die Mannschaft nicht erstickt. Und nun treiben sie diese Tanks zum Angriff vor. Sie sind in eine dichte Wolke von Gas gehüllt, das alles vernichtet, was sich ihnen entgegenstellt.«

»Wenn der Wind richtig steht«, warf ich ein.

»Selbstverständlich«, sagte der Italiener, »wenn der Wind richtig steht. Wenn der Wind nämlich nicht richtig steht, mein Herr, können Sie mit Gas in der vordersten Linie des Krieges niemals etwas anfangen. Gas ist niemals eine Waffe, auf die Sie sich da verlassen können.«

»Was Sie alles wissen«, lachte der Engländer den Italiener an. »Was Sie aber auch alles wissen, Herr Kamerad!«

Die Stimmung war ein wenig gereizt. Wir standen wieder still auf der nächtlichen Straße.

»Ich weiß noch mehr, Sir!« sagte jetzt schnell der Italiener. »Das Allerneueste an Ihren Gastanks ist die Gasmaske.«

»Die Gasmaske!« schrie der Engländer vergnügt.

»Die Gasmaske! Ich denke unsere Tanks sind abgedichtet? Wozu brauchen denn die Mannschaften eine Gasmaske?«

»Abgesehen davon«, sagte jetzt aufgeregt der Italiener, »daß die Mannschaften sicherheitshalber ruhig eine Gasmaske mitführen können, ist diese Gasmaske, die ich meine, nicht für den Menschen, sondern für den Tank bestimmt. Sie werden doch wissen, daß Ihre Tanks im letzten Manöver schon Schwierigkeiten hatten, als sie durch das sehr harmlose und leichte Tränengas fuhren. Sie haben doch ausprobiert, daß die Maschinen ihrer Tanks still stehen, wenn die Motoren ein wirkliches Gasgemisch einsaugen. Jetzt haben Sie doch eine Gasmaske konstruiert, die vor das Luftsaugerohr des Motors gesetzt wird. Ich finde, das ist ganz interessant.« Der Engländer verneigte sich sehr höflich und meinte:

»Gewiß, es gibt eine Menge von interessanten Dingen auf der Welt. Gestatten Sie, daß ich mich an der Berichterstattung darüber beteilige, ich lege dieser Geschichte, die Sie da eben erzählt haben, Herr Kamerad, keinen besonders großen Wert

bei. Viel erheblicher aber, Herr Kamerad, sind Ihre Räucherkerzen.«
»Räucherkerzen«, sagte ich, »Räucherkerzen? Ist das nicht etwas gegen Motten?«
»Jawohl, gegen Motten! Aber gegen Motten, die bewaffnet sind, in Uniform stecken und die im Gebirge Krieg führen. Aber bleiben wir seriös. Bleiben wir ganz ernsthaft: Die Herren Italiener haben jetzt Räucherkerzen konstruiert, mit denen jeder Mann ihrer Gebirgsinfanterie ausgerüstet wird. Angenommen, man liegt auf einer Höhe und weiter angenommen, der Feind stürmt diese Höhe. Nun wirft man diese Kerzen. Man nimmt die Gasmaske vor, um sie zu entzünden, und dann wirft man sie ins Tal. Man wirft Tausende von Kerzen, die langsam glimmen und die ein todbringendes Gas ausströmen. Der Gegner ist zum mindesten gezwungen, die Gasmaske zu tragen, wenn er die Hänge hinaufsteigt. Er ist schwer gehandicapt.«
»Und der Wind?« warf ich ein. »Der Wind?«
»Der Wind«, sagte der Engländer, »der Wind, das ist die alte Geschichte. Ohne günstigen Wind können Sie mit Gas in der vordersten Kampflinie nichts anfangen. Das wird so bleiben, solange die Welt besteht.«
»Woher wollen Sie das mit den Kerzen wissen?« sagt der Italiener.
Nun standen sich die beiden Offiziere ein wenig gereizt gegenüber. Schnell sagte ich:
»Aber die Franzosen, meine Herren! Die Franzosen und die Polen!«
»Die Polen!« lachte der Engländer, »mein Gott, die Polen! Wollen Sie nicht auch gleich die Belgier sagen? Wenn Sie von der französischen Armee sprechen, müssen Sie die Militärkontingente Polen und Belgien einrechnen. Das ist

simpel und einfach. Die Franzosen! Es gibt nichts, was die Franzosen nicht machen. Sie haben sich da etwas Phantastisches ausgedacht. Sie wissen, die Franzosen leben jetzt immer in der Vorstellung, daß sie den kommenden Krieg in einem Gebiet austragen müssen, das von Menschen dicht bevölkert ist. Die Franzosen bereiten alles vor für den Fall, daß der Kampf in einem Industriegebiet vor sich geht. Sie haben jetzt eine phantastische Gaswaffe hergestellt, die ich, ich weiß nicht, ich möchte aber doch sagen, die ich für ein wenig verächtlich halte.«

Der Italiener unterbrach ihn.

»Sie meinen, Kapitän, die Versuche, die in Flugzeugen unternommen worden sind? Meinen Sie die Übungsflüge, bei denen man aus den Flugzeugen Gas abgeblasen hat?«

»Ach nein«, winkte der Engländer ab, »das meine ich nicht. Das Gas hat sich ja längst ausgebreitet und verflüchtigt, bis es die Erde erreicht hat. Von solchen Methoden haben wir uns alle einmal etwas versprochen. Davon rede ich nicht. Ich meine die sogenannten Einmann-Bomben, die die Franzosen in Oberwillers ausprobiert haben. Das ist eine ganz unheimliche Sache. Ich will Ihnen das zugeben, trotzdem ich, wie Sie bemerkt haben, vom Gaskrieg nicht allzuviel halte. Ich habe einen Bericht über eine derartige Übung gelesen und ich gestehe Ihnen, dieser Bericht hat mich entsetzt. Der Übung lag folgender Gedanke zugrunde:

Die französische Armee beziehungsweise ihre Vorhut hat den Gegner zurückgeschlagen und sich in einem Gebiet festgesetzt, das eine zahlreiche Zivilbevölkerung beherbergt, in dem große Industrie- und Geleisanlagen, Industriewerke und Kanäle die Übersicht über das Gelände erschweren und die Sicherheit der Truppe somit gefährden. Die Vorhut ist bedroht. In diesem Industriegebiet sammelt sich auch der zu-

nächst geschlagene Gegner und macht Miene, vorzustoßen. Nun tritt die Einmann-Bombe in Tätigkeit. Sie ist etwa 30 cm hoch und nicht allzu schwer. Sie besitzt einen Zeitzünder. Man kann sie also zu einem beliebigen Zeitpunkt zur Wirkungsentfaltung bringen. Man kann zu einem gewissen Zeitpunkt das Gas aus ihr entströmen lassen. Das geschieht so, daß ein Uhrwerk, das zwar von außen aufgezogen werden kann, aber in der Bombe liegt, eine geringe Masse von Sprengstoff, die ebenfalls wiederum in dem gasgefüllten Raum liegt, zur Entzündung bringt. Dann fliegt die Bombe auseinander und das Gas kriecht hervor. Es hat gar keinen Zweck, dieses Uhrwerk zum Stillstehen bringen zu wollen, denn dazu muß man die Bombe öffnen und dann strömt das Gas auch aus. Die Wirkungen einer solchen Bombe, des Nachts, in einem von Menschen gefüllten Stadtbezirk, muß furchtbar sein.
Wenn die Bomben zur Explosion gebracht worden sind, zieht sich die Truppe, die sie gelegt hat, zurück und der Gegner stößt in ein Gebiet, in dem der Tod lauert und in dem ihn das Jammern der Zivilbevölkerung zur Verzweiflung bringen kann. Hier spielt der Wind eine verhältnismäßig geringe Rolle.«
»Es bleibt also, Sir«, sagte ich, »bei allen Gaskampfmitteln in der Hauptsache die Wirkung auf die Zivilbevölkerung übrig.«
»Natürlich!« warf lebhaft der italienische Hauptmann ein. »Selbstverständlich! Aber immerhin wird das Gas in kommenden Gefechten eins verhindern.«
»Den Stellungskrieg«, sagte schnell der Engländer.
»Ganz richtig«, rief der Italiener. »Den Stellungskrieg!«
»Der ist unmöglich geworden«, meinte der Engländer, und mir schien, als ob er deswegen nicht betrübt sei. »Wenn bei

irgendeiner Gelegenheit der Gegner anfängt, sich in die Erde zu verkriechen, so wird es nur eine Frage der Artilleriemassierung sein, eine Schützengrabenstellung so lange unter schweren Gasbeschuß zu nehmen, bis Verpflegungsschwierigkeiten eintreten.«
»Wieso?« fragte der Amerikaner.
»Ihre Frage ist ein wenig naiv«, erwiderte der Engländer. Selbst der tapferste Soldat muß essen und wenn es auch nur Zwieback mit etwas Selterswasser ist. Nehmen Sie aber bitte den Fall, daß Sie in Ihrem Graben oder in Ihrem Unterstand fünf bis sechs Tage lang dauernd die Gasmaske aufhaben müssen. Selbst, wenn Sie so phantastische Gasmasken haben, daß die Einsätze für eine so lange Zeit reichen, müssen Sie in dieser Zeit etwas essen. Und zu diesem Zweck müssen Sie Ihren Gasrüssel abnehmen. Nun, und dann haben wir Sie soweit, wie wir wollen.«
»Ihre Theorie ist sehr schön, Herr Kapitän«, warf ich ein, »wenn das so einfach wäre, wie Sie das hier darstellen, weshalb hat man das während des letzten Krieges nicht getan?«
Der Engländer lächelte ein wenig ironisch.
»Nun, auf Ihrer Seite hat man wahrscheinlich derartige Experimente schon aus Munitionsmangel nicht unternehmen können und bei uns und den Franzosen hatte es ebenfalls gewisse Schwierigkeiten, derartige Artilleriemengen zusammenzuziehen in einer Situation, in der die Sache auf beiden Seiten schon festgefahren war. In einem kommenden Kriege müssen Sie aber damit rechnen, daß die Operationen zunächst mit der Bewegung anfangen, und ehe ein Stellungsausbau in dem Umfange durchgeführt ist, wie das in den letzten Kriegsjahren an der französischen Front der Fall war, können Sie schon mit ein paar Tagen Gasschießen die Schlacht wieder in Bewegung bringen. Dabei dürfen Sie auch

eins nicht vergessen: die Wirkung des Gasschießens auf eine Truppe in der Bewegung ist ziemlich minimal. Solange die Bewegung anhält, ist es immer nur möglich, den angreifenden oder sich bewegenden Gegner verhältnismäßig kurze Zeit unter Gas zu setzen. Sie müssen bei der heutigen dünnen Angriffsform sehr große Geländeteile vergasen, um größere Mengen von feindlichen Truppen mit Ihrem Gas zu erfassen. Wenn Sie nun noch die Bewegung hinzurechnen, so haben Sie in der Praxis kaum eine Möglichkeit, wirklich nachhaltig auf die sich bewegende Truppe zu wirken.

Ganz anders aber ist es mit der Wirkung des Gasgeschosses auf Höhere Stäbe! Denken Sie einmal daran, wie hübsch sicher und bequem während des Krieges so etwa die Generalkommandos in ihren französischen Chateaux saßen. Damit ist es heute aus. Ein Gasbeschuß mit weittragenden Geschützen bringt diese Herren auch in Bewegung. Man hat sich auch darauf schon eingestellt. Es gibt heute in allen Armeen sogenannte Stabs- und Büroautos, in denen sich die notwendigsten Einrichtungen befinden, um den Stäben das Arbeiten auch außerhalb von Ortschaften zu ermöglichen. Das ist nicht so bequem und so luxuriös, wie man das früher gewöhnt war, aber wir alten Frontsoldaten können uns bei dem Gedanken, daß auch der Krieg in der Etappe anfängt weniger angenehm zu werden, eines leise befriedigten Kicherns nicht erwehren.«

»Roh und gefühllos habe ich mir alte Soldaten immer vorgestellt«, knurrte der Amerikaner.

Der Engländer lachte schallend.

»Gutes Kind!« rief er.

»Das gute Kind! Sie kennen den Krieg nicht, mein Lieber. Sie kennen ihn nicht. Sonst müßten Sie wissen, daß er

nur zu ertragen ist, wenn man über alles und jedes seine faulen Witze macht. Aber seien Sie unbesorgt, es gibt etwas in den kommenden Kriegen, über das selbst der hartgesottenste Soldat keine schlechten Witze machen wird. Das ist das Schicksal der Zivilbevölkerung in allen kriegführenden Ländern. Alle Waffen tragen heute weiter als im vergangenen Kriege. Infolgedessen wird die Zivilbevölkerung auf allen Seiten schon allein aus diesem Grund mehr zu leiden haben. Aber das hat nur in einem ganz geringen Maße etwas mit Gas zu tun. Zunächst einmal ist es selbstverständlich möglich — ich meine theoretisch —, dreihundert Flugzeuge aufsteigen zu lassen, um eine Stadt, beispielsweise wie Berlin, mit seiner Zivilbevölkerung anzugreifen. Das ist möglich. Sicher ist aber, daß man die Zivilbevölkerung und die Stadt nicht nur mit Gas angreifen wird. Zunächst wird man Brisanzgranaten abwerfen. Ihre Wirkung ist von keinerlei Zufälligkeiten abhängig. Man weiß genau, was man mit einer Brisanzgranate anrichten kann. Darauf wird man das Schwergewicht bei dem Angriff legen. Selbstverständlich sind die Brisanzgranaten untermischt mit Gas. Schon des moralischen Eindrucks wegen, den man damit erzielen kann. Die große Gefahr bei der Bevölkerung bringen aber die Brisanzgranaten.
Das ist die Theorie. Die Praxis sieht anders aus. Wenn zwei Mächte miteinander Krieg führen, die beide über eine Luftflotte verfügen, wird es selbstverständlich zu einem Kampf dieser Flotten miteinander kommen. England läßt seine Hauptstadt nicht angreifen, wenn es selbst bewaffnete Flugzeuge in Fülle im Stall besitzt. Man wird auch die Hauptstadt, oder überhaupt eine Stadt im feindlichen Land, nicht angreifen, wenn man gewärtig sein muß, daß morgen der Gegner dasselbe tut. Es ist möglich, daß ein Abkommen zwi-

schen den beiden kriegführenden Mächten getroffen wird. Wahrscheinlicher ist aber, daß die beiden Luftflotten ohne Zusammenhang mit der übrigen Kriegshandlung zunächst einmal den Krieg in der Luft allein ausfechten. Wer dann übrigbleibt, wer dann Sieger ist, der wird ungestraft die Zivilbevölkerung im gegnerischen Lande attackieren können, so lange, bis der Gegner genug neue Maschinen gebaut hat. Dann beginnt der Krieg in der Luft aufs neue, wenn nicht inzwischen auf der Erde die Entscheidung gefallen ist. Das sind die Gefahren, denen die Zivilbevölkerung ausgesetzt ist. Ein alter Soldat wie ich denkt nicht gern daran. Die Zivilbevölkerung dicht hinter den Fronten ist überhaupt verloren. Ihr wird nichts übrig bleiben, als schnell, ganz schnell das Kampfgebiet zu verlassen, wenn sie das noch kann.«

»Gibt es kein Mittel«, sagte der Amerikaner, »um den Flugzeugen von der Erde aus beizukommen?«

»Nein«, warf der Italiener ein, »es gibt kein Mittel. Sie müssen sich erinnern, daß man sowohl in England, und zwar über London, als auch in Frankreich, und zwar über Lyon, große Manöver abgehalten hat, bei denen der Gedanke zugrunde lag, daß London oder Lyon von großen Flugzeuggeschwadern angegriffen wurden. Man hat an beiden Stellen große Artillerieabwehrmaßnahmen getroffen. Man hat versucht, von der Erde aus die Flugzeuge in den Kegel der Scheinwerfer einzufangen. Man hat dann versucht, die Richtmaschinen der Geschütze so schnell einzustellen, daß man die Flugzeuge noch im Lichtkegel erreichen konnte. Aber es war alles vergebens. Man hat in beiden Fällen erkannt, daß von der Erde aus eine Niederkämpfung eines solchen Angriffes vollkommen unmöglich ist. Trotzdem aber bauen wir die Flugabwehr an der Erde aus, vielleicht erreicht eines Tages die Technik doch die Abwehr.«

»So ist es«, sagte der Engländer, als wir nun in der Halle unseres Hotels standen. »Ich kann Ihnen sogar die Zahlen sagen, die sich als Abwehrerfolg bei diesen Manövern ergeben haben. Man hat genau ausgerechnet, daß höchstens zehn Prozent aller Flugzeuge, die die Städte angreifen, vernichtet werden können, vorausgesetzt, daß auch Flugzeuge aufsteigen, die dem Angriff begegnen wollen.«
Da regte sich der Amerikaner auf. »Ich kenne diese Zahlen auch«, sagte er. »Aber ihr Leute in Europa seid eigenartige Menschen. Wir haben auch derartige Experimente gemacht und wir wissen ganz genau, daß man selbstverständlich den Angriff brechen kann, wenn man ihm in der Luft begegnet. Ihr seid euch alle gleich! Sowohl in England als auch in Frankreich hat man diese Zahlen viel zu niedrig angesetzt. Ihr wollt ja nur euren Völkern immer beweisen, daß sie immer noch mehr Geld für Rüstungen zahlen müssen. Ihr wollt ja immer noch mehr Flugzeuge bauen. Und ich weiß jetzt auch, warum! Ihr sprecht von der Verteidigung und ihr denkt an den Angriff!«
»Es ist schwer«, sagte der Engländer, »mit Leuten zu reden, die in die Diskussion, die man so mitten in der Nacht führt, Schärfen hineinbringen. Das ist schwer. Glauben Sie aber, lieber Herr aus USA., daß sich in der Welt viel geändert hat? Wir wollen den Frieden und rüsten so für den Krieg, daß man es sich überlegen soll, ob man uns angreift.
Durch die Welt geht die Meinung, daß der Krieg vermieden werden kann dadurch, daß die Völker alljährlich in Konferenzen zusammensitzen. Diese Meinung ging schon einmal durch die Welt und dann entbrannte der Krieg. Wir möchten es nicht darauf ankommen lassen. Wir Offiziere unserer Armee sind für die Sicherheit unseres Landes verantwortlich. Wir Offiziere glauben nicht an den ewigen Frieden. Wir

wünschen nicht den Krieg, aber wir wollen nicht, daß unser Volk vernichtet wird, wenn er ausbricht.«

»Kapitän«, sagte ich, »wir werden uns jetzt trennen. Aber noch eine Frage: Es vergeht keine Woche, in der nicht ein Staatsmann irgendeines Landes einen großen Wunschgedanken für den allgemeinen Völkerfrieden ausspricht. Es vergeht keine Woche, in der nicht die Regierungen der Länder davon sprechen, daß Europa abrüsten muß. Was tut Europa, Herr Kapitän, was tun die Völker?«

»Sie rüsten!«

DIE KREUZE VON VERDUN

An einem Juninachmittag des Jahres 1930 fuhren wir über die Schlachtfelder von Verdun. Der Wagen lief mit hoher Geschwindigkeit über die breiten geraden Straßen, er tauchte hinab in die Täler und glitt herauf auf die Kämme der Hügel. Mein Freund und ich, wir kannten diese Gegend. Wir hatten jahrelang in den Gräben um die Festung Verdun gelegen. Von den Beobachtungsständen unserer Artilleriestellung hatten wir die Stadt Verdun selbst, diese Stadt, die schon zu einer Mythe geworden war, in der Ferne liegen sehen. Nun hatten wir vor, um die Forts herumzufahren, durch die Schluchten, in denen wir gekämpft hatten und in denen unsere Kameraden gefallen waren. Und nun gerieten wir hinein in etwas Furchtbares. Kreuze winkten von den Hügeln, Kreuze drohten in den Schluchten, Kreuze standen am Saum des Weges und auf den blühenden Feldern. Um die Kreuze herum wanden sich die Dampfpflüge, die das Land in Furchen zerrissen, damit wieder etwas auf den Feldern wachsen könne, auf denen Krieg gesät und Tod geerntet war. In der leichten Dämmerung des Abends, die sich bald auf das Land senkte, wuchsen die Kreuze in die Höhe und in die Breite. Wir sprachen nicht miteinander, wir gaben stillschweigend unsern Plan, in der Stadt Verdun zu bleiben und am andern Tag über die Schlachtfelder zu fahren, auf. Diese Kreuze winkten und drohten. Die Erinnerung zwang uns in ihren Bann. Wir fuhren durch Frankreich, wir hatten übermütige Tage hinter uns und nun fiel der Anblick der Schlachtfelder von Verdun wie ein Keulenschlag auf uns nieder. Einmal wies mein Freund mit der Hand

dorthin und dahin, ein Kamerad von ihm war dort und da verblutet. Dann zeigte ich und schließlich trat mein Fuß den Gashebel ganz herunter und der Wagen schnellte davon. Wir wollten fort aus dem Gebiete, das dem Tod gehörte. Wir entkamen ihm nicht so schnell. Vor uns standen die Argonnen auf, am Wege lag Clermont, gleichfalls drohend mit den Ruinen der zerschossenen Häuser, die Maasebene breitete sich dann vor uns aus. Im letzten Licht des Tages reckten von den großen Soldatenfriedhöfen die Kreuze wieder ihre Arme, winkten und drohten, und in der verschwindenden Helle undeutlich und in den Umrissen nicht so genau zu erkennen, schaute aus dem Ort Montfaucon ein Denkmal riesengroß im verzerrten Licht, im letzten Licht des Tages auf uns herab.

Als ich in der Nacht, die furchtbare Vision der Kreuze vor meinen Augen, den Wagen in brutaler Fahrt durch das Moseltal zwang, als ich wieder deutschen Boden unter mir hatte, blieb die schreckliche Vorstellung dieses schrecklichen Landstriches in der Erinnerung.

Dieses Landstriches, — von dem ein französischer Minister selbst eingestand, daß Frankreich noch Zehntausende Franzosen, Engländer, Deutsche jetzt, über zehn Jahre nach dem Kriege, nicht bestattet habe. Daß sie in Scheunen in Kisten zusammengeworfen liegen, daß die Granatlöcher damit ausgefüllt wurden! Dieses Landstriches, der als Schauobjekt erhalten wird für die Sensationslüsternen aus aller Welt.

★

Als der Weltkrieg zu Ende ging, als 1918 der Waffenstillstand unterzeichnet worden war, da lebten die Kreuze auf den Gräbern der gefallenen Soldaten noch viel frischer, noch blutig im Gedächtnis der Überlebenden, der Väter, der Mütter, der Frauen und der Waisen. Als der Waffenstillstand

unterzeichnet war, ging durch die Bevölkerung der großen europäischen Staaten, die an dem Ringen des Krieges teilgenommen hatten, ein gewaltiger Gedanke, eine große Sehnsucht.

»Nie wieder Krieg!« schrie es in die Ohren der Regierenden. »Nie wieder Krieg!« schrie und wimmerte es von den Gräbern der Toten, an denen die Hinterbliebenen weinend und verzweifelt auf den Knien lagen.

»Nie wieder Krieg!« gellten die Völker ihren Regierenden in die Ohren, als sich die Menschen darüber klar wurden, daß der Krieg nicht nur das Leben von Millionen von Soldaten vernichtet hatte, sondern daß auch der Wohlstand und das Glück der Überlebenden in vielen Ländern Europas vernichtet war.

Die Kreuze von Verdun riefen nicht umsonst. Am Ende des Jahres 1918 erhob sich eine ungeheure Woge des Pazifismus auf dem Meer der öffentlichen Meinung. Der Krieg war noch so nahe, er war noch so stark in der Erinnerung all der Menschen, die ihn miterlebt hatten, daß diese Woge steil zum Himmel schlagen und ihren Gischt in die Fenster der Regierungsgebäude aller Länder Europas schleudern konnte. Es gab in jener Zeit keine Regierung und keinen Staatsmann, selbst in den Ländern, die den Krieg gewonnen hatten, die es wagen konnte, sich dieser Woge entgegenzustemmen. Die Stimmung aller Völker schrie gegen den Krieg. Unmittelbar nach seiner Beendigung waren in allen Ländern die Skandale, wie schleimige, wuchernde Pilze aus dem Boden geschossen, überall, in allen Ländern, wies man mit verachtungsvollen Fingern auf wohlbeleibte Männer, die durch den Krieg, durch die Not und das Elend der letzten Jahre zum Millionär geworden waren, und offenkundiges Unrecht, das denjenigen Leuten, die als tapfere Soldaten gefochten

hatten, nach ihrer Rückkehr in die Heimat geschah, schürte den Pazifismus. Die Kriegskrüppel aller Länder, kümmerlich versorgt, reckten in wütender Demonstration die nun verstümmelten Glieder zum Himmel, das Elend, der Schrecken, der Jammer und die Qualen, die der Krieg hervorgerufen hatte, lag klar vor aller Augen. So mächtig, so gewaltig schrien die Menschen in Europa ihr »Nie wieder Krieg!«, so ungeheuer war der Widerwille aller Menschen, die den Krieg selbst erlebt hatten, vor dem Krieg, daß die Regierungen der Mächte Europas es nicht wagten, gegen die Stimmung der Völker zu handeln.

Das ist das Schloß von Versailles. Einmal — ist es schon vergessen, gibt es noch ein Gedenken an diesen Vorgang? — brandete um dieses Schloß die Hymne eines Kaisers. Einmal krönte man in diesem Schloß einen Kaiser, einmal aber auch — ist das auch schon vergessen, weiß man das heute noch? — zwang man von Versailles aus, aus der Umgebung des gekrönten neuen deutschen Kaisers, einen besiegten, übermütig gewesenen Feind zu den Konsequenzen seiner Niederlage. Einmal spiegelten die Wände des großen Saales im Schloß Versailles die blanken Helme preußischer Kürassiere und die Klingen der Degen, die triumphierend und glückreich aus der Scheide gezogen waren und die sich nun im Glanz des Sieges huldigend senkten.

Das war einmal.

Das war einmal Geschichte.

Abermals nach Beendigung eines großen Ringens machen sie Geschichte im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles. Die Situation ist nicht mehr so eindeutig, wie sie es 1871 war, es gibt nicht mehr auf der einen Seite triumphierende Degen und auf der anderen Seite in der Niederlage zerbrochene Schwerter, sondern diesmal geht es darum, daß die Inter-

essen fast aller Völker Europas durch Verträge miteinander ausgeglichen werden. Es geht darum, weil alle Völker kriegsmüde sind, weil selbst die Siegerstaaten nicht triumphieren, sondern weil auch sie in Sorge sind um das Schicksal ihrer Völker, die das Ringen dezimiert und in die Unsicherheit geworfen hat.

Das ist das alte Europa. Hier steht Clemenceau. Hier steht dieser große, starke, unbeirrbare, französische Nationalist, der mit wütendem Elan während des Krieges gegen die radikalen Sozialisten im eigenen Lande focht, und nur mit Mühe war der »Tiger« daran zu hindern, im Laufe der Bolo Pascha-Affäre Caillaux zu zerreißen und die radikalen Sozialisten an den Galgen zu bringen.

Hier steht Clemenceau, triumphierend über den Sieg, in dem einzigen Gedanken, der Gloire der großen französischen Nation zu dienen, in der einzigen verbissenen Anstrengung, im Friedensschluß das Menschenmöglichste für Frankreich zu erkämpfen. Jetzt ist der Tag angebrochen, den er seit Jahrzehnten ersehnt hat, jetzt hat das Land Revanche genommen für Elsaß-Lothringen. »A Berlin!« hat das Volk in den Straßen von Paris 1870 nicht umsonst gerufen. Nach Berlin wird Clemenceau im Jahre 1919 ziehen. Die Revanche ist da. Der Stern der französischen Nation steigt strahlend am europäischen Himmel auf.

Hier steht Clemenceau!

Er beherrscht die europäische Politik souverän, er kennt alle Fäden, an denen die europäischen Staatsleute auch im Frieden zu ziehen pflegen, er hat niemals geglaubt, daß Elsaß-Lothringen, wie amerikanische Soldaten es für einige Zeit angenommen haben, ein See ist, der irgendwo in Europa umkämpft wird. Budapest liegt seiner Ansicht nach auch nicht in der Türkei. Clemenceau kennt die Bedeutung jeder

einzelnen Hafenstadt für das Land, dem der Hafen gehört, Clemenceau ist ein Mann, dessen Format alle übrigen Staatsmänner, die an der Konferenz in Versailles teilnehmen sollen, himmelhoch überragt. Das ist ein Mensch, der gewaltig ist in seinem Haß, in den Instinkten seiner Vaterlandsliebe. Das ist Clemenceau.

Der Vertreter Englands auf dieser Konferenz der Mächte ist Lloyd George.

So ist Lloyd George:

Der Sohn eines aus Wales stammenden kleinen Handwerkers; geboren in Manchester. In seiner Jugend wird seine Weltanschauung beherrscht von einem kleinbürgerlichen Pazifismus. Bodenreform und ähnliche Dinge stehen seinem Herzen nahe. Es gibt eine Fülle von Dingen, mit denen man die Welt beglücken kann, ohne daß man Fensterscheiben zertrümmern, ohne daß man den Machthabern der Welt die Bomben vor die Füße werfen muß. Die Kompromisse werden genügen, um das Glück des Menschen zu sichern. Die Gunst des Schicksals wirft ihn empor. Er wird Premierminister, und als der Krieg 1914 ausbricht, da überspielen ihn die Admirale und Generale Seiner Großbritannischen Majestät.

Jetzt steht er neben Clemenceau. In allen europäischen Dingen, die nicht unmittelbar das Interesse Großbritanniens berühren, stößt Clemenceau bei seinem Partner auf eine geradezu erstaunliche Instinktlosigkeit und Unwissenheit. Unsicher steht Lloyd George neben Clemenceau. Er wirft sich heran an den Vertreter Amerikas auf der Konferenz, er wirft sich heran an den Angelsachsen Wilson. Der fingert mit nervösen, hysterisch reizbaren Händen an seiner Brille, es ist ihm stark im Gedächtnis, daß er ein Mann von überragender Bedeutung ist, der kürzlich die These von den 14 Punk-

ten, die Europa beglücken sollten, in die Welt warf. Wilson wurde einmal Präsident unter der Losung der Monroedoktrin. Seine Popularität wuchs bei Beginn des europäischen Krieges deshalb ungeheuer, weil er die Nichtbeteiligung Amerikas an dem europäischen Kriege proklamierte. Die Rüstungsindustrie seines Landes hat auch Herrn Wilson überspielt. Amerika wurde der größte Waffenlieferant der europäischen Alliierten und steckte schon mitten im Kriege, bevor es an Deutschland den Krieg erklärte. Dieser Mann, der wenig von den Dingen, die in der europäischen Politik wichtig sind, versteht, der an die Wirkung beglückender Schlagworte glaubt, der davon überzeugt ist, daß das alte Europa seine Worte und seine Ansichten als Evangelium betrachten wird, träumt bei Beginn der Konferenz von einem besseren Zeitalter, das im Zeichen seiner 14 Punkte in Europa beginnen wird. Dieser Mann hat noch keine Ahnung davon, daß die Stiefel der siegreichen französischen Armee, gestützt von den Truppen seines eigenen Landes, diese 14 Punkte längst zertreten haben, daß siegreiche Generale und im Rausch des Sieges flatternde Fahnen über alle beglückenden Menschheitsträume unter dem schmetternden Klang der Siegesfanfaren längst hinwegmarschiert sind. Dieser Mann weiß nichts davon, daß Europa in seinem Sinne unvergänglich ist, daß siegreiche Armeen niemals aufzuhalten sind durch die Gedanken einer Schwärmerei.

Hier steht Clemenceau. Er hat neben sich Lloyd George. Er hat neben sich Wilson, er weiß, daß die Engländer einer Vorherrschaft Frankreichs in Europa alles entgegenwerfen werden, was sie ihr entgegenschleudern können. Er weiß, daß die Amerikaner die Gläubiger seines Landes sind, er weiß, daß beide Männer entschlossen sein müssen, ihm entgegenzutreten, wenn er in Versailles allzuviel für Frankreich ver-

langen sollte. Er weiß, daß beide Männer das Frankreich in Waffen in Wirklichkeit nicht lieben, weil einmal diese Waffen sich nach allen Seiten richten könnten und das anderemal, weil ein in Waffen starrendes Volk wenig Sinn für die Rückzahlung mächtig angeschwollener Kriegskredite haben dürfte. Clemenceau horcht aber auch an dem Herzen Europas. Auch in seine Ohren ist der Ruf der geplagten Völker, die ihr »Nie wieder Krieg« schreien, gedrungen. Aber er gibt sich nicht zu erkennen. Er spielt seine Karten nicht aus. Er ist einsam und schweigend in seinem Haß, der Deutschland vernichten und die Macht Frankreichs in Europa festigen möchte. Aber er will es gar nicht darauf ankommen lassen, daß es zu ernsthaften Differenzen zwischen Frankreich und den Mächten Amerika und England kommen wird. Er wird von selbst alles aufbieten, damit seine beiden Gegenspieler davon überzeugt sind, daß friedliche Gedanken in sein hartes Herz gezogen sind, daß auch er müde der Waffen ist, daß auch er nichts anderes im Sinne hat, als den Frieden in Europa schnell wiederherzustellen. Wilson wünscht, daß der Friede in Europa seinen Einzug hält. Wilson wünscht, daß in Europa die Waffen niedergelegt werden. Bitte! Wilson wünscht, daß der Friede in Europa seinen Einzug hält. Clemenceau ist der eifrigste Befürworter des Friedens. Es gibt keine Differenzen, es gibt keine Streitigkeiten, und der Wunsch Wilsons, daß schon jetzt in den Bestimmungen des Versailler Friedens die allgemeine Absicht, den Frieden zu sichern, dokumentiert wird, stößt bei Clemenceau auf keinen Widerstand. Wilson ist ein Mann der ethischen Prinzipien. Er ist ein Mann, der an die Phrase glaubt. Es kommt ihm nicht darauf an, bestimmte schroffe und starke Formulierungen durchzusetzen, sondern er ist ein Mann, der sich damit begnügt, daß man einem Willen Ausdruck verleiht.

Nun kommt etwas zustande. Nun werden im allgemeinen Einverständnis Sätze niedergeschrieben, die in die Weltgeschichte als der erste Anlaß, die allgemeine Abrüstung zu betreiben, eingehen werden. Um die ethischen Bedürfnisse Wilsons zu befriedigen, gab Clemenceau der deutschen Regierung auf eine Protestnote vom 16. Juni 1919 eine Antwort, in der Sätze über die allgemeinen Rüstungsbeschränkungen enthalten waren. In die Geschichte sind diese Sätze eingegangen als »Präambel zu Teil 5 des Versailler Vertrages«!

Sie lauten:

> Um die Einleitung einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung aller Nationen zu ermöglichen, verpflichtet sich Deutschland, die im folgenden niedergelegten Bestimmungen für das Landheer, die Seemacht und die Luftfahrt genau innezuhalten.

Diese Sätze stehen in der Welt. Die Augen der durch die Sieger des großen Krieges unterdrückten Völker starren auf diese Sätze. Sie bedeuten die endgültige Abkehr von einer Gewaltpolitik der Völker Europas gegeneinander. Sie bedeuten den Beginn einer neuen gerechten, besseren Epoche im Leben der Völker. Diese Sätze werden die Siegerstaaten daran hindern, ihren Sieg brutal den Millionen von Menschen gegenüber auszunutzen, die, weiß der Teufel, an dem Kriege und damit an seinen Folgen unschuldig sind.

Das bedeuten diese Sätze. Das sagen die Staatsmänner, die Diplomaten und die berufsmäßigen Verfechter internationaler Politik. Sie stehen auf den hohen Tribünen ihres Wirkungskreises, ihre Stimme gut geschult und in Rührung schwankend, säuselt diese Sätze auf ihre große Zuhörerschaft hinab.

Diese Sätze stehen in der Welt, aber ihr Inhalt ist Lüge! Die

berufsmäßigen Verfechter der internationalen Politik klammern sich an diese Sätze. Wissen sie es nicht, oder wollen sie es nicht wissen, daß diese Worte eine Phrase sind, die niemals Wirklichkeitswert hat? Sie wollen es nicht wissen, denn sie müßten sonst den Unwert ihres Handelns bekennen. Diese Sätze stehen in der Welt. Oh, man verankert sie in den Völkerbundssatzungen. Man gibt ihnen einen Ewigkeitswert, man macht sie unsterblich, diese Sätze. Der Artikel 1 Absatz 2 der Völkerbundssatzungen sagt:

> „Alle Staaten . . . können Bundesmitglieder werden . . . vorausgesetzt, dass sie . . . die hinsichtlich ihrer Streitkräfte und Rüstungen zu Lande, zur See und in der Luft vom Bunde festgesetzte Ordnung annehmen . . ."

Alle Staaten also, auch Frankreich und England, auch Polen, nehmen die neue festgesetzte Ordnung an.

Weiter: Artikel 8 der Völkerbundssatzung:

> Artikel 8.
>
> Die Mitglieder des Bundes erkennen an, dass die Aufrechterhaltung des Friedens es nötig macht, die nationalen Rüstungen auf das Mindestmass herabzusetzen, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Durchführung der durch ein gemeinsames Handeln auferlegten internationalen Verpflichtungen vereinbar ist.
>
> Der Rat bereitet unter Berücksichtigung der geographischen Lage und der besonderen Umstände jedes Staates die Pläne für diese Abrüstung zum Zweck einer Prüfung und Entscheidnng durch die verschiedenen Regierungen vor.
>
> Diese Pläne müssen von neuem geprüft und (soweit erforderlich) mindestens alle 10 Jahre revidiert werden.
>
> Die derart festgesetzte Grenze für die Rüstungen darf nach ihrer Annahme durch die verschiedenen Regierungen nicht ohne Zustimmung des Rates überschritten werden.
>
> Da nach Ansicht der Bundesmitglieder die Privatherstellung von Munition und Kriegsgerät schwe-

ren Bedenken unterliegt, beauftragen sie den Rat, Mittel ins Auge zu fassen, wodurch den Unzuträglichkeiten einer solchen Herstellung vorgebeugt werden kann; dabei ist den Bedürfnissen der Bundesmitglieder Rechnung zu tragen, die nicht selbst in der Lage sind, die für ihre Sicherheit erforderlichen Mengen an Munition und Kriegsgerät herzustellen.

Die Bundesmitglieder verpflichten sich zum offenen und vollständigen Austausch aller Nachrichten über den Stand ihrer Rüstungen, über ihre Heeres-, Flotten- und Luftflottenprogramme und über die Lage ihrer Kriegsindustrie.

Das war am 20. Januar des Jahres 1920, an dem die Artikel 1 und 8 der Völkerbundssatzungen über die allgemeinen Rüstungsbeschränkungen feierlich vom Völkerbund angenommen wurden. Der Völkerbund ist eine Institution, der das Wohlergehen der Völker am Herzen liegt. Der Völkerbund ist eine Institution, die man nicht verspotten darf. Der Völkerbund ist eine Institution, die in Wahrheit gerecht und weise mit ungeheurer Initiative das durchzusetzen pflegt, was sie einmal beschlossen hat. Er beschloß am 20. Januar des Jahres 1920 die allgemeinen Abrüstungsbeschränkungen und er ging nun mit ungeheurer Energie ans Werk, um das durchzuführen, was er, wie schon gesagt, würdevoll und feierlich beschlossen hatte.

Die Taten, die der Völkerbund zur Sicherung des europäischen Friedens begangen hat, sind so ungeheuer wertvoll und folgenschwer, daß man sie nicht hintereinander betrachten kann, ohne von der Fülle der Eindrücke, die man davon erhält, erschüttert und begeistert zu werden. Teilen wir uns die Erschütterung und Begeisterung ein, sehen wir uns zunächst die Zeit vom 20. Januar 1920 bis zum 12. Dezember 1925 an. Betrachten wir diese Zeitspanne von fünf Jahren, die der Völkerbund mit gesegnetem Inhalt erfüllt hat:

Bereits am 19. Mai des Jahres 1920 konstituierte sich die ständige Rüstungskommission des Völkerbundes. Sie verdankte ihr Dasein dem Artikel 9 der Satzungen, und sie schuf in schwerer, ernsthafter und zäher Arbeit zunächst einmal drei Unterausschüsse für die Heere, die Flotten und die Luftfragen in der internationalen Abrüstung. Dann ging man nach Hause.

Den Rest des Jahres ließ man aber durchaus nicht, wie nun nörgelnde Kritiker des Völkerbundes meinen könnten, tatenlos verstreichen. Es muß dieser Lüge energisch entgegengetreten werden, denn es ist eine in die Geschichte eingegangene Tatsache, daß schon am 14. Dezember desselben Jahres der Völkerbund, und zwar sogar zu einer Vollversammlung, zusammentrat. Eine Vollversammlung des Völkerbundes, das ist eine Sache, die in der internationalen Öffentlichkeit gewertet und besprochen wird. Die großen Männer der großen Politik waren vollzählig erschienen. Die Teilnehmer der Tagung, die Journalisten und die Angestellten des Büros des Völkerbundes wurden schier erdrückt von dem Glanz der Namen und vor dem Ruhm der Völker, die sie glorreich vertreten.

*

Genf ist ein Ort, den Sie, meine Damen und Herren, im Dezember besuchen müssen. Es verfügt über eine Fülle erstklassiger Hotels, und die Promenade am See ist berühmt. Vergessen Sie nicht, im Dezember nach Genf zu fahren.

Die Diplomaten vergaßen es am 19. Dezember 1920 nicht, und es ist bekannt, daß die beim Völkerbund zugelassenen, zeichnenden Journalisten das Fest, das die Presse den Diplomaten gab, durch eine Fülle von Karikaturen, die auf den Speisekarten angebracht waren, außerordentlich verschönten. Aber der Ernst des Lebens wirkte sich auch bei dieser Tagung aus.

Nun machte man ganze Arbeit. Es ging um den Frieden der Welt, man wollte den Frieden ernsthaft sichern, so sagten sie alle, alle, und infolgedessen richtet diese Vollversammlung des Völkerbundes »an den Völkerbundsrat das Ersuchen, beim Generalsekretariat des Völkerbundes eine Abteilung für Abrüstungsfragen zu schaffen«. Da es nun nicht genau bekannt war, ob es tatsächlich noch bewaffnetes Militär in Europa gab — wie soll man das auch so ohne weiteres wissen — und da der Völkerbund eine Institution ist, die nicht leichtfertig zu handeln pflegt, so »ersuchte man, beim Generalsekretariat eine neuzugründende Abteilung zu veranlassen, Informationsarbeiten gemäß Artikel 8 des Statuts vorzubereiten«. Man wollte tatsächlich wissen, ob und wieviel Militär und Waffen es noch in Europa gab. Denn selbstverständlich konnte man erst abrüsten, wenn man über die Rüstung informiert war.
So ist das, meine Damen und Herren!
Schon drei Monate später, schon am 25. Februar des Jahres 1921, ergreift man abermals die Initiative. Nun wird es ernst. Nun setzt der Völkerbundsrat die gemischte Abrüstungskommission, die »commission mixte«, ein. Ihr gehören an: sechs Politiker, sechs Militärpersonen, vier Wirtschaftler, und da der Völkerbund erfüllt von sozialem Geist ist, sechs Mitglieder des internationalen Arbeitsamtes. Alle diese Mitglieder der »commission mixte« sind nicht Regierungsvertreter. Mit andern Worten: Die Herren haben gar nichts zu sagen. Was die Herren da beschließen, ist ihre Privatangelegenheit und für ihre Regierungen nicht verbindlich. Soll man darüber mäkeln? Man soll das nicht. Denn schon im Juli geschieht Neues. Jetzt wird sogar getagt. Vom Juli bis zum September des Jahres 1921 fand die erste und zweite Tagung der »commission mixte« statt. Wie sie es sollte, beschäftigte sie sich

mit dem Studium des Waffen- und Munitionshandels. Sie richtete dann ihr Augenmerk auf die internationale Kontrolle der Rüstung und versuchte festzustellen, wieviel Geld die europäischen Mächte in die Rüstungen hineingesteckt hatten. Das gelang der Kommission nicht vollständig. Es gelang ihr eigentlich ganz und gar nicht, aber es sind eine solche Anzahl von Reden gehalten worden, daß man für ihre Drucklegung Hunderte und aber Hunderte von Seiten brauchte. Es wird niemanden in dieser Welt geben, dem es gelänge festzustellen, daß auf diesen Seiten etwas steht. Buchstaben stehen da. Sie stehen genau so leer im Raum, wie die Worte verhallt sind. Aber es muß doch gesagt werden, daß die Tagungen harmonisch verliefen und daß die Harmonie durchaus nicht von ungebildeten Menschen gestört wurde. Man war unter sich, Amerika, Deutschland und Rußland nahmen an den Tagungen nicht teil.

Nachdem dieses geschehen war, wurde es bitterer Ernst. Am 1. Oktober 1921, meine Damen und Herren, am 1. Oktober 1921 forderte die zweite Völkerbundsversammlung die »commission mixte« auf, schnellstens einen Plan für die Rüstungsbeschränkung vorzulegen. Man mußte das tun, denn man hatte noch keinen Plan, und es leuchtet ein, daß man einen Plan haben muß. Um den Plan zu verwirklichen, wird zehn Tage später beim Völkerbundssekretariat eine Abrüstungsabteilung gebildet.

Nun, nach dieser emsigen Tätigkeit, tritt eine Pause ein. Auf dem Gebiet der Landabrüstung geschieht jetzt nichts Wesentliches mehr bis zum 2. Oktober des Jahres 1924. An diesem Tage beschließt die Vollversammlung des Völkerbundes, es ist jetzt die fünfte, am 15. Juni des Jahres 1925 eine internationale Abrüstungskonferenz zusammenzubringen. An dieser Konferenz nahm Deutschland teil, Amerika hatte einen

Beobachter entsandt. Die Sowjetunion beteiligte sich nicht. Am 15. Juni des Jahres 1925 soll also nun die europäische Abrüstung zur Tatsache werden, nachdem der Völkerbund vom 20. Januar 1920 bis zu diesem Datum seine ganze Arbeit den Zielen des glückreichen europäischen Friedens gewidmet hatte. Dem glückreichen europäischen Frieden. Dieser glückreiche europäische Frieden sah in den Jahren 1920 bis 1925 so aus; malen wir es, wie es sich zugetragen hat, zeigen wir, wie es gewesen ist:

★

Zur selben Zeit, in der die ersten Gedanken über die allgemeine europäische Abrüstung entstanden und verbindlich niedergelegt wurden, zur selben Zeit tobte in Europa der Krieg. Das Ringen der Völker war mit dem Waffenstillstand und dem Frieden von Versailles durchaus nicht zu Ende. Der Osten Europas stand in hellen Flammen. Rußland war erobert worden von den Sowjets. Die Diktatur des Proletariats hat diesem Lande eine neue Staatsform gegeben, die den alten kapitalistischen Mächten Europas so gefahrdrohend für ihren Bestand scheint, daß sie intervenieren und daß sie mit bewaffneter Hand versuchen, die neuen Machthaber zu stürzen.

Im Januar 1919 landeten die französischen Expeditionskorps in Odessa. An der Murmanküste im Norden landen die Engländer, und sogar die Amerikaner beteiligen sich, sie landen gemeinsam mit den Engländern. Wladiwostok wird von den Japanern besetzt. Der konzentrische Angriff gegen die Sowjets beginnt. Frankreich hat die Welt zusammengetrommelt, Frankreich schlug den Wirbel, und die Truppen der Welt marschieren gegen Rußland. Im Namen der Zivilisation marschieren diese internationalen Truppen gegen Rußland. Im Namen der Zivilisation!

Und weshalb marschieren sie wirklich? Weshalb trommelt Frankreich?
Es heult nach seinen elf Milliarden, die das alte Rußland an Frankreich schuldet. Geld ist Geld und wert, daß Soldaten dafür geopfert werden. Elf Milliarden Franken! Und die Sowjets wollen sie nicht bezahlen, haben feierlich die Annullierung dieser Schuld verkündet. Nun marschieren die Truppen! Warum noch? Da ist Deutschland. Das ist ein unheimliches Land! Zwar ist es entwaffnet und zu Boden geschlagen, aber welche geheimen teuflischen Mittel besitzt dieses Land noch, dieses arme, zertretene Land? Hat es noch geheimnisvolle, unbekannte Mittel, um eines Nachts über das waffenstarrende Frankreich herzufallen? Man kann das nicht wissen. Deutschland soll zahlen, muß zahlen. Wer weiß, ob es nicht eines Tages ein Bündnis mit den Sowjets schließt, ob es nicht eines Tages die Schuldurkunden zerreißt, die man ihm aufgezwungen hat, zerreißt, weil im Osten das Sowjetland helfend zur Seite steht?
Aus diesen Gründen marschieren die Truppen in Rußland. Die Generale der weißen Armee: Wrangel, Denikin, Koltschak und die andern, werden von den Mächten auf das Betreiben Frankreichs hin finanziert. Sie alle schlagen los, sie alle werfen sich auf die Sowjets. Diese aber reißen das Land in einem ungeheuren blutigen Wirbel empor, der Osten Europas brennt.
Kaum sind die Expeditionskorps und die Armeen der weißen Generale von den Sowjets zerschlagen, kaum haben sich die letzten Überlebenden dieser Truppen auf die Dampfer gerettet, da provoziert Frankreich den polnisch-russischen Krieg im Jahre 1920. General Weygand, im Jahre 1931 Kriegsminister Frankreichs, wird Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte. Die polnische Armee wird von Frank-

reich ausgerüstet, französisches Kriegsmaterial wird ausgeschüttet über der polnischen Armee, der Krieg tobt wild. — Und zur selben Zeit ist Frankreich die tonangebende Macht bei allen Abrüstungskonferenzen des Völkerbundes in Genf. Es läßt die Expeditionskorps landen, die weißen Armeen sich verbluten, die Polen unter Führung eines Generals seiner eigenen Armee gegen die Russen kämpfen, aber es ist die tonangebende Macht auf allen Abrüstungskonferenzen des Völkerbundes. Es rüstet auf! Seine Rüstungsindustrie vermag die Aufträge kaum auszuführen, es rüstet im wahnsinnigen Umfange, unkontrolliert, ungehemmt und maßlos, aber es ist die tonangebende Macht auf den Abrüstungskonferenzen des Völkerbundes in Genf.

Die Abrüstungskonferenzen des Völkerbundes in Genf bezwecken die Abrüstung in Europa. Es dringt langsam zur Kenntnis des Bundes, daß Europa in Waffen starrt, man erfährt das, man hört das. Die Mächte, die dem Völkerbund angehören, entsenden sofort eine interalliierte Militärkommission nach — Deutschland. Deutschland ist nicht mehr in kriegerische außenpolitische Handlungen verwickelt. Deutschland ist entwaffnet, seine Armee und seine Rüstungen sind zerschmettert, aber die interalliierte Militärkommission durchsucht das Land. Es besteht die Möglichkeit, daß in einem Keller noch drei Maschinengewehre, daß in einem Heuschober noch eine Haubitze und daß im Wannsee noch ein Unterseeboot verborgen sind. Der grenzenlose Haß Frankreichs gegen dieses Land treibt diese interalliierte Militärkommission nach Deutschland. Man weiß, daß die Engländer, die auch zu dieser Kommission gehörten, mit ihren französischen Kameraden bald in Differenzen gerieten. Manche geplante Untersuchung ist dem zu Durchsuchenden vorher von den Engländern mitgeteilt worden, aber immer-

hin — die Militärkommission wirkt in Deutschland und erzeugt Haß. Haß hat zu allen Zeiten nicht zur Sicherung des Friedens beigetragen.

Einer der tieferen Gründe der Entsendung dieser Militärkommission nach Deutschland war die Absicht der militärisch-politischen Vorbereitungen zur militärischen Besetzung des Rhein- und Ruhrgebietes.

Wir gestatten uns, mitzuteilen, daß unter der emsigen Mitwirkung Frankreichs in dieser Zeit die Abrüstungsfragen in Genf vor dem Forum der ganzen Welt betrieben wurden. In einem Augenblick, in dem der französische Delegierte zur »commission mixte«, Oberst Requen, gemeinsam mit Lord Robert Cecil einen Vertragsentwurf für die Abrüstung der Mächte Europas dem Völkerbunde einreicht, in diesem Augenblick bricht Frankreich brutal mit Waffengewalt in das Ruhrgebiet ein. Am Rhein verbleiben die französischen Truppen bis zum Jahre 1930, sie verbleiben dort, gestützt auf ihre Waffen, während in Genf die Abrüstungskonferenzen tagen, tagen, tagen.

Während sie tagen, während sie reden, während sie alles verschweigen, was in Wirklichkeit vor sich geht, während sie halb andeuten, während sie verschleiern, Falsches behaupten, Wahres unterschlagen, während sie tagen, während sie tagen, beginnt Frankreich in Europa eine Militärmacht aufzurichten, wie sie niemals, selbst nicht zu Zeiten des großen Napoleon, bestanden hat. In ungeheurer Planmäßigkeit, in ungeheurer Konzentration eines gewaltigen Rüstungsgedankens — in der Zeit der Abrüstung — kreist Frankreich zunächst einmal Deutschland ein. Es schafft sich im Südosten Europas und in dem Raum zwischen Deutschland und der Sowjetunion Vasallenstaaten

Polen,
die Tschechoslowakei,
Rumänien,
Jugoslawien

treten in den Dienst Frankreichs. Diese Staaten schließen zunächst mit Frankreich politische Verträge. Das sind reine Freundschaftsverträge, die die Länder zum gemeinsamen außenpolitischen Handeln veranlassen sollen. Sie werden die äußeren Bastionen zur Verewigung des Versailler Vertrages sein. Danach kommen die Militärverträge. Sie ketten die Heere der Länder zu gemeinsamen Aktionen aneinander. Hier ist ein derartiger Vertrag:

Französisch-Polnische Militärkonvention

In Anerkennung der Parallelität der Interessen Frankreichs und Polens, die auf den Schutz der Frieden und Unabhängigkeit sichernden Verträge gerichtet sind, sowie in Anerkennung der Fruchtbarkeit der bisherigen militärischen Zusammenarbeit auf Grund der Vorkonvention vom 22. Februar 1921 und in Erkenntnis der Notwendigkeit, diese Zusammenarbeit für den Fall eines unbegründeten (nicht provozierten) Angriffs irgendeines Staates auf einen der bezeichneten Staaten zu festigen, haben die bevollmächtigten Vertreter Frankreichs und Polens durch ihre Unterschriften folgendes bekräftigt:

1

Die französische Regierung kann auf die Unterstützung der polnischen Streitkräfte rechnen im Falle:

a) eines unbegründeten (nicht provozierten) Angriffs,
b) der Notwendigkeit der Ergreifung von Kriegsmaßnahmen zur Erfüllung der Grundverträge,
c) der Notwendigkeit der Erfüllung des Garantievertrages der französischen Regierung mit dem gemeinsamen Verbündeten Belgien.

2

Die polnische Regierung kann auf die Unterstützung der französischen Streitkräfte rechnen im Falle:

a) eines unbegründeten (nicht provozierten) Angriffs,
b) der Notwendigkeit der Erfüllung durch die polnische Regierung der Defensivverträge, die von Polen im Einvernehmen mit der französischen Regierung geschlossen werden.

3

Obiger Artikel findet im Falle eines Angriffs von seiten Sowjetrußlands in seiner ganzen Tragweite keine Anwendung.

Die Unterstützung der französischen Regierung regelt in diesem Falle Art. 10.

4

Die Regierungen Frankreichs und Polens erkennen an, daß die entscheidende Garantie der Erfüllung der Art. 1 und 2 in dem in diesen Artikeln bezeichneten Falle in der Schaffung eines einheitlichen Oberkommandos liegt, dem die Streitkräfte beider Staaten unterstellt werden. Diese wünschenswerte Maßregel kann in dem in Absatz c) des Art. 1 bezeichneten Fall mit Einverständnis aller Verbündeten für notwendig erklärt werden.

5

Die polnische Regierung verpflichtet sich im Falle des Einfalls Deutschlands auf französisches Gebiet nach Weisung des französischen Generalstabs zu handeln und die Mobilisierung ihrer Armee zu verfügen.

Die Mobilisierung muß die polnische Regierung nicht später als nach acht Tagen voll durchgeführt haben. Die Ausführungsmaßnahmen werden gemeinsam mit der französischen Militärmission in Polen ausgearbeitet und durchberaten werden.

6

Die französische Regierung verpflichtet sich, im Falle des Einfalls Deutschlands auf polnisches Gebiet die gleichen Maßnahmen zu ergreifen.

7

Die Regierungen Frankreichs und Polens verpflichten sich, binnen zwei Monaten nach Unterzeichnung der vorliegenden Konvention über die Ausarbeitung eines einheitlichen Defensiv- und Offensivplanes für den Fall eines eventuellen bewaffneten Konflikts mit Deutschland zu einer Verständigung zu kommen.

Der Besprechung ist zugrunde zu legen:

a) Die Festsetzung der Stärke der Streitkräfte beider Staaten.
b) Die Versorgung der Streitkräfte mit Kriegsmaterial.
c) Die Ausarbeitung der Grundsätze des einheitlichen Oberkommandos.
d) Die mögliche (eventuelle) Konzentration der polnischen Streitkräfte an der deutschen Grenze.

8

Die französische Regierung verpflichtet sich, die Maßnahmen der polnischen Regierung, die aus den Bestimmungen des Art. 7 an der deutschen Grenze folgen, durch Einsetzung der Kriegsflotte zu unterstützen, die 14 Tage lang und erforderlichenfalls (eventuell) auch länger in Danzig, Königsberg und an Land Beistand leisten wird.

9

Die französische Regierung verpflichtet sich, ihren ganzen Einfluß einzusetzen, um die polnischen Streitkräfte im Falle irgendeines Einfalls auf polnisches Gebiet oder in dem in Absatz b) des Art. 2 vorgesehenen Fall laufend mit Kriegsmaterial zu versorgen. Die Bedingungen der Erfüllung dieser Verpflichtung werden von einer Spezialkommission durchberaten werden.

10

Die französische Regierung verpflichtet sich der polnischen Regierung, im Falle eines bewaffneten Konfliktes mit Sowjetrußland in folgendem Umfange zu unterstützen:

a) durch Ernennung von militärischen Beratern,
b) durch Verstärkung des polnischen Kommandobestandes durch Reservekorps von Offizieren und Unteroffizieren,
c) durch Versorgung der polnischen Armee mit Kriegsmaterial laut Art. 9,
d) durch Verwendung ihrer Kriegsflotte zur Blockade der russischen Küsten.

Die erwähnten Verpflichtungen werden auch in dem in Absatz b) des Art. 2 vorgesehenen Fall erfüllt.

Im Falle einer Verschärfung des polnisch-russischen Konfliktes durch das Eingreifen Deutschlands sind die Verpflichtungen der französischen Regierung aus dieser Konvention in vollem Umfange bindend.

11

Die vorliegende Konvention verpflichtet die unterzeichneten Staaten auf 10 Jahre, d. h. bis zum 15. September 1932. Falls zu dem genannten Termin kein Rücktritt erfolgt, verlängert sich die Konvention automatisch für die gleiche Frist. Der Rücktritt ist bei Zustimmung beider Parteien nach einer Kündigung von zwei Jahren zulässig.

Sikorski *Foch*

15. September 1922.

Nachtrag

In Bestätigung ihres unermüdlichen Bestrebens, die bestehenden Verträge zu erfüllen, die die Erfüllung der durch den Sieg der Alliierten und vor allem der französischen Republik geschaffenen Bedingungen (Grundsätze) garantieren, sowie in Bestätigung der günstigen Ergebnisse der bisherigen Zusammenarbeit der Regierungen Frankreichs und Polens, die auf das besagte Ziel gerichtet ist und aus den vorausgegangenen Verträgen folgt, haben die bevollmächtigten Vertreter Frankreichs und Polens nach einem sorgfältigen Studium der heutigen militärischen Forderungen anerkannt:

daß die wachsende militärische Kraft der Staaten, die gegen die bestehenden Verträge ankämpfen, eine Vertiefung der französisch-polnischen Zusammenarbeit erfordert,

daß der einzige Faktor, der den Frieden sichert, nur die Erweiterung des französisch-polnischen Bündnisses durch Hinzuziehung der Völker ist, die in Fragen des Schutzes der bestehenden Verträge und der Erhaltung des Friedens den gleichen Standpunkt vertreten,

daß die französisch-polnische Zusammenarbeit auf die Koordination der Verteidigungstaktik mit den sich anschließenden Verbündeten gerichtet sein muß,

daß zur Erfüllung der Grundsätze die Vorbereitung des ganzen Volkes zur Verteidigung notwendig ist,

daß Polen infolge seiner materiellen Lage nicht imstande ist, allen ihm auferlegten Verpflichtungen nachzukommen, die den gemeinsamen Interessen der Völker Polens und Frankreichs dienen.

Indem die Regierungen Frankreichs und Polens ihre Solidarität feierlich bekräftigen, erklären die bevollmächtigten Vertreter beider Regierungen folgendes:

1

Die Integrität der Wechselbeziehungen zwischen Frankreich und Polen muß beruhen auf der engeren Zusammenarbeit der französischen Militärmission in Polen einerseits und des polnischen Generalstabes andererseits. Die ständige Zusammenarbeit mit der französischen Militärmission betrachtet die polnische Regierung als die Hauptbedingung der Ausarbeitung einer einheitlichen Verteidigungstaktik des polnischen Volkes.

2

Die polnische Regierung erkennt die Notwendigkeit an, in Fragen der Volksverteidigung keine ernsten Schritte zu unternehmen, ohne sich vorher mit der französischen Militärmission in Polen in Verbindung gesetzt zu haben, die in jedem Einzelfall die Ansicht des französischen Generalstabes einholen wird.

3

Die französische Regierung wird in Erkenntnis der Notwendigkeit einer militärischen Ausbildung des ganzen Volkes und der Schwierigkeit, auf die die polnische Regierung auf diesem Gebiete stößt, unverzüglich Maßnahmen zur Verstärkung der Zahl der Instruktoren aller Waffengattungen unter besonderer Beachtung des Flugzeugwesens ergreifen. Die französische Regierung verpflichtet sich, die Zahl ihrer Offiziere und Unteroffiziere, die der französischen Militärmission zugeteilt werden, auf 500 zu erhöhen.

4

Die aus dem vorigen Art. folgenden materiellen Ausgaben wird die polnische Regierung aus Krediten bestreiten, die in Art. 12 vorgesehen sind.

5

Die französische Regierung übernimmt die Verpflichtung, alle Maßnahmen zu ergreifen zur verstärkten Ausbildung des polnischen Offizierskorps in ihren Militärschulen und erhöht die Zahl der vom polnischen Generalstab abkommandierten Offiziere auf 150 Infanterie- und Artillerie-Offiziere und 75 Flug- und Genie-Offiziere.

6

Die französische Regierung verpflichtet sich, in die Zahl der abkommandierten Instrukteure, die in Art. 3 genannt werden, 20 Pädagogen zur Ausbildung von Offizieren und Unteroffizieren aufzunehmen, damit die polnischen Militärschulen so weit verstärkt werden, daß sie den Bedürfnissen der polnischen Armee entsprechen.

7

Die polnische Regierung verpflichtet sich, nach Bekanntmachung mit dem heutigen Zustand des polnischen Flugwesens, die Ausführung der Aufträge der polnischen Regierung zu beschleunigen und den polnischen Flugzeugpark durch 200 neue Apparate zu verstärken.

8

Die Regierungen Frankreichs und Polens erkennen die Notwendigkeit einer engen Koordination auf dem Gebiete des Luftverkehrs zwischen den beiden Mächten an und verpflichten sich, zu diesem Zweck eine Luftlinie Paris—Straßburg—Prag—Warschau einzurichten.

9

Die polnische Regierung verpflichtet sich, die Flugzeughallen und Flugplätze in Warschau, Lemberg, Krakau und Posen auszubauen und sie mit selbständigen Werkstätten und Materiallagern zu versehen.

10

Die französische Regierung verpflichtet sich, in Erkenntnis der untergeordneten Bedeutung der Kavallerie im modernen Krieg, die polnische Kavallerie mit Maschinengewehren in der erforderlichen Menge zu versorgen, die von der polnischen Regierung im Einvernehmen mit der französischen Militärmission festgelegt werden wird.

11

Die französische Regierung verpflichtet sich, die Ausrüstung der polnischen Armee in der Erkenntnis, daß ihr heutiger Zustand den Forderungen der Volksverteidigung nicht entspricht, so weit zu verbessern, daß sie den an sie gestellten Anforderungen genügt.

Als Richtschnur dienen für die französische Regierung in dieser Beziehung die Beschlüsse des polnischen Generalstabes bei Erfüllung der in Art. 1 und 2 angeführten Bedingungen.

12

In Erkenntnis der großen Aufgaben, vor denen Polen steht, einerseits, und seiner schweren finanziellen Lage andererseits, die von der Notwendigkeit großer Kapitalaufwendungen zum Wiederaufbau des durch den Krieg verwüsteten Landes bedingt ist, verpflichtet sich die französische Regierung, der polnischen Regierung eine Anleihe bis zu 300 Millionen Frcs. zur Verfügung zu stellen, die von der polnischen Regierung unter den Bedingungen verwendet wird, die für die bereits aufgenommenen Anleihen festgesetzt worden sind.

Warschau, 12. Mai 1923.

Foch *Sosnkowski*
Panafier *Skrzynski*

Das ist der Wortlaut eines Militärvertrages, und das sind die Konsequenzen, die Frankreich aus diesem einen Vertrage zugute kommen. Nun hat es sich aber nicht nur mit Polen, sondern auch mit Rumänien, der Tschechoslowakei, mit Jugoslawien und — darüber wird an anderer Stelle noch zu sprechen sein — auch mit Belgien in solchen Verträgen zu einer Militärmacht verbündet. Eins ist bei der Betrachtung der Vorgänge, die im Namen der Abrüstung und im Dienste der Aufrüstung in diesen fünf Jahren in Europa geschehen sind, klar zu erkennen: Eines ist nicht bestreitbar, und das ist die Tatsache, daß von allen Mächten Europas Frankreich mit Erfolg eine Politik durchgeführt hat, die der Beherrschung dieses Kontinents durch die Macht der Waffen gewidmet war.

Jetzt, in der Mitte des Jahres 1924, wird den andern Siegerstaaten Europas plötzlich klar, worauf Frankreichs Politik in dieser Zeit hinausgelaufen ist. Als der Friede von Versailles unterzeichnet worden war, da hörten zunächst einmal große Mächte Europas, Italien und England, auf, ihre Heere und ihre Rüstungen in dem Tempo weiter zu steigern, wie sie selbstverständlich während des Krieges vermehrt worden

sind. Zwar begingen sie keine einzige wirkliche Abrüstungshandlung, zwar hielten sie ihre Armeen auf dem neuesten Stande der Technik, zwar verringerten sie sie nicht, aber sie rüsteten doch nicht so ins Ungemessene hinein, wie Frankreich das tat. Jetzt, in der Mitte des Jahres 1924, erkennen die andern Mächte Europas, worauf das Spiel Frankreichs hinausgegangen ist. Sie verändern ihre Taktik in den Völkerbundsversammlungen und in den Kommissionen dieses Bundes. Haben die Mächte Europas bisher uninteressiert zur Kenntnis genommen, was ihre Staatsmänner in Genf besprochen und beschlossen haben, haben sie sich bisher nicht um diese Beschlüsse gekümmert, weil sie einmal niemals die Absicht gehabt hatten, derartige Beschlüsse auch durchzuführen, und das anderemal, weil ja auch tatsächlich positive Maßnahmen zur Abrüstung nicht beschlossen worden sind, so fangen sie jetzt an, Frankreich gegenüber Opposition zu machen. Aber Frankreich! Als die Abrüstungskonferenzen begannen, waren alle Machtpositionen der Staaten Europas unsicher. Niemand wußte, nach welchen Gesichtspunkten sich diese Staaten einmal zu Bündnissen zusammenschließen würden. Niemand wußte, wie sich das Bild in Europa, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, einmal zeichnen lassen würde. Frankreich hatte nicht die Absicht, das dem Zufall zu überlassen. Frankreich sicherte sich durch die Militärverträge und dadurch, daß es seine Armee und die Armee seiner Vasallen, seiner Bündnisstaaten, aufrüstete und seine und seiner Freunde Kriegswaffen auf das modernste ausgestaltete. 1919 begann Frankreich mit der Teilnahme an allen Abrüstungsverhandlungen. 1924 war es die stärkste Militärmacht, die aufgerüstetste Macht Europas. Es war die stärkste Landmacht der Welt. Als nun im Jahre 1924 eine neue Etappe der Abrüstungskonferenzen beginnt, da hat

sich durch Frankreichs Arbeit das ganze Bild der Rüstungen Europas grundlegend verändert. Damit haben sich auch alle Voraussetzungen für die Abrüstungskonferenzen geändert. Frankreich hat seine Zeit gut ausgenutzt.

DOKUMENTE AUS UTRECHT

Über den Boulevard Anspach in Brüssel geht ein Mann, der es eilig hat. Es fällt ein leichter Regen, und der Mann flucht. Er wirft die Virginiazigarette in hohem Bogen in eine Pfütze, nimmt den Hut einen Augenblick ab, stäubt mit einem Schwung das Wasser aus seinem Rande und eilt weiter. Dieser Herr, der sich durch eine hagere Gestalt und durch ein bemerkenswert langes und trockenes Gesicht auszeichnet, ist Monsieur Emile Dumont.

Als er am Ende seines Weges in der Nähe des Bahnhofsplatzes angelangt ist, wirft er sich förmlich durch die große Drehtür hinein in die behagliche Wärme eines großen Kaffeehauses. Er durchquert schnell einen Raum, in dem wirklich Kaffee getrunken wird, um in einem großen Saal zu landen, in dem sowohl aufgeregte als auch ruhige Männer um ein paar Dutzend Billards herumstehen. Alle tragen den Hut auf dem Kopf und die Zigarre im Mund. Sie haben die Röcke ausgezogen, liegen halb auf dem Billard, lehnen beobachtend an der Wand oder voltigieren auf den Zehenspitzen herum, um den Ball sicher zu spielen.

Herr Emile Dumont ist so voller Eile, so voller Verachtung für die Tatsache, daß es billardspielende Männer gibt, daß er sofort in einen kleinen Zank gerät. Er stieß versehentlich an ein Queue, und man bot ihm an, ihn hinauszuwerfen. Dumont aber bleibt einen Augenblick vor dem großen, breiten

Mann stehen, der ihn jetzt attackieren will, und sieht ihn an. Da vergeht dem andern die Lust. Er beugt sich wieder über das grüne Tuch und spielt weiter. Es war ihm bei dem Blick des Störenfriedes so, als ob er einer Art von menschlichem Reptil gegenüberstünde. Er hatte das Empfinden, als ob der Gegner jetzt anfangen würde zu spucken, um ihn zu vergiften, kurz, er sah in den mandelförmig geschlitzten Augen des andern, die sich halb von unten und halb von der Seite stechend in seinen Blick schoben, daß es gut sei, sich sofort abzuwenden. Auch seine Spielkameraden blickten diesem Mann ohne Freude nach.

So gefolgt von vielen Blicken, schritt Dumont weiter. Er steckte in engen Beinkleidern, die alle Falten verloren hatten. Er trug einen seltsam kurzgeschnittenen Rock, der in der Mitte zugeknöpft war und unter dem eine weiße Weste leuchtete. Der schwarze Seidenhut auf dem Kopf und ein Stock mit goldenem Knauf, ein schwarzumränderter Kneifer, der in der obersten Tasche der Weste mitsamt einer langen, schwarzen Schnur untergebracht war, vervollständigten das Habit des Monsieurs Dumont.

Er ging durch den Saal, ohne sich aufzuhalten. Er schien sich für das Spiel nicht zu interessieren, es sah so aus, als suche er jemanden. Nur ein einziges Mal blieb er für ein paar Sekunden an einem Billard stehen und verfolgte das Spiel eines großen, schweren Mannes, der einen geschickten Stoß machte.

»Bravo!« belohnte ihn Dumont heiser und verschnupft. »Bravo!« krächzte er halblaut, sah dem Spieler voll und konzentriert ins Gesicht und ging weiter.

Eine Viertelstunde später schritt Monsieur Dumont wieder über die regennassen Straßen. Er war nicht mehr allein. An seiner Seite ging der Mann, dem er im Billardsaal ein kurzes

»Bravo!« zugerufen hatte. Er lief neben dem hageren Dumont asthmatisch daher. Auf seiner Stirn perlten die Schweißtropfen, er knöpfte noch immer seinen Rock zu und schob sich die Krawatte zurecht.

Dieser starke Mann sprach mit einer hohen Fistelstimme auf Dumont ein. Es war ihm zumute, als solle er weinen. Er hatte Angst, ganz einfach Angst: »Was will der Colonel, was soll ich bei ihm? Will er mir Vorwürfe machen?«

Er war jetzt so in Aufregung, so in Furcht, daß er kurz davor stand, wirklich zu weinen. Neben ihm, hager, ohne ein Wort zu sagen, mit vorgebeugtem Kopf, den Stock in beiden Händen auf dem Rücken, schritt Dumont. Man bog von den Boulevards ab, man durchschritt die ruhigeren Straßen des vornehmen Viertels am Schloß, dann zog Dumont an dem Knopf einer altertümlichen Klingel, und die Tür eines kleinen weißgetünchten Hauses verschlang Monsieur Dumont und seinen Begleiter.

Sie befinden sich in der Wohnung des Colonel B. M. Estonnié, Kommandeur des Grenadierregiments in Brüssel. Sie treten im ersten Stock des Hauses in ein Arbeitszimmer. Knapp hinter der Tür bleibt der große Mann stehen, man hat ihm seinen Hut abgenommen, und er dreht nun ängstlich die Hände vor seinem schweren Leib. Dumont macht ein paar Schritte in das Zimmer.

»Mon Colonel«, sagt er, »ich habe ihn mitgebracht.«

Der Oberst steht auf. Er saß über Papieren und Zeitungen in dem hohen Stuhl vor seinem Schreibtisch. Nun kommt er auf die beiden zu. Es ist ein großer Mann, er trägt die Uniform des Kommandeurs des Brüsseler Stadtregiments. Auf seiner Brust blinken die silbernen und goldenen Schnallen und Orden. Seine seidene Litewka ist viel eleganter als vor-

schriftsmäßig, um sein linkes Handgelenk spannen sich Armbänder. Sein Gesicht ist leicht gallig, seine Augen stechen etwas, und die knappe schwarze Fliege auf seinen Lippen ist peinlichst zurechtgestutzt. Er hat müde, gedehnte Bewegungen, und er sieht auf Monsieur Dumont ohne Liebe und leicht gehässig, er bemerkt den ängstlichen Mann an der Tür durchaus nicht.

Nun beginnt er zu reden, leise und böse:

»Man hat soeben noch einmal mit mir telephoniert. Ich will jetzt noch einmal von Ihnen wissen, wie alles vor sich gegangen ist. Berichten Sie!«

Monsieur Dumont reißt eiligst den Kneifer aus der weißen Weste. Er putzt ihn und setzt ihn auf.

»Beginnen Sie!« stampft der Colonel ärgerlich auf seinen Teppich.

»Ich erhielt«, sagte Dumont vornübergebeugt, »den Auftrag, heute morgen jemanden zu bestimmen, der den Nachlaß des soeben verstorbenen Generals Mahieu durchsehen solle. Ich bestimmte ihn« (Dumont wies zur Tür auf seinen Begleiter, der sich leicht verbeugte), »und er erhielt von mir eine sehr genaue Instruktion. Alles, was sich an Broschüren und Papieren in der Wohnung des Herrn Generals befände, sollte er sofort meiner vorgesetzten Stelle überbringen. Ich schärfte ihm ein, alles an Papieren und Broschüren, gleichgültig welchen Inhaltes, mitzubringen, und ich ermächtigte ihn, von der Wohnung des Herrn Generals bis zum Dienstgebäude einen Wagen zu benutzen. Am Mittag meldete er mir persönlich, daß er den Auftrag ausgeführt habe. Alle Papiere und Broschüren, die überhaupt vorhanden gewesen seien, habe er abgeliefert.«

Der Colonel sah jetzt zum erstenmal den Mann, der an der Tür stand.

»Nun«, sagte er herausfordernd, »und Sie? Sie waren in der Wohnung? Antworten Sie!«
»Jawohl, Ew. Exzellenz!« sagte der Mann.
»Haben Sie alles durchsucht?«
»Jawohl, Herr Oberst!«
»Treten Sie näher!«
Der Mann kam furchtsam herbei. Der Oberst zeigte auf seinen Schreibtisch. Dort lag eine Mappe aus Pappmaché. In ihr befand sich eine Menge von Schriftstücken, die in sich geheftet waren. Nun lag die Mappe aufgeschlagen auf dem Schreibtisch, der Oberst legte die Hand auf die Papiere, sah den Mann durchdringend an und sagte:
»Was haben Sie hier aus dieser Mappe entnommen?«
»Nichts, mon Colonel«, sagte der Gefragte und ließ seine Augen ängstlich von der Mappe zu dem Offizier schweifen.
»Nichts, mon Colonel«, stöhnte er fast.
Der Oberst ließ ihn am Schreibtisch stehen und ging durch das große Zimmer. Er verweilte einen Augenblick vor Dumont, der verbissen im Zimmer stand und keine Miene verzog. Von der Tür aus schrie der Offizier plötzlich:
»Wohin wollten Sie das Papier verkaufen? Geben Sie es heraus, oder ich sperre Sie so lange ein, bis Sie den Tag nicht mehr kennen.«
Der Mann am Schreibtisch fuhr zusammen.
»Ich verstehe Sie nicht, mon Colonel«, sagte er hastig. Er war ganz bleich. Er hielt sich mit der einen Hand am Schreibtisch fest und wimmerte jetzt:
»Ich bin ein ehrlicher Mann, mon Colonel, ich habe meinen Befehl ausgeführt und nichts genommen.«
Als der Oberst jetzt mit ein paar Schritten auf diesen unglücklichen Mann zukommt, da hält ihn Dumont mit einer großen Handbewegung auf:

»Mon Colonel, ich bürge dafür, er hat nichts genommen! Ich habe ihn schon deshalb zu dem Auftrag ausgesucht, weil ich genau wußte, daß er nichts nehmen würde. Er ist nämlich, mon Colonel, viel zu dumm, viel zu dumm — —«
»Gehen Sie hinaus und warten Sie unten!« sagte der Offizier, jetzt wieder ganz beherrscht und ruhig, zu dem Ängstlichen.
Als der Mann in der Tür stand, rief ihn der General noch einmal an.
»Wie heißen Sie eigentlich?«
»Meunier«, keuchte der Mann.
»Und früher?«
Der Gefragte machte eine hoffnungslose Handbewegung und verließ das Zimmer, ohne zu antworten.
»Wie kommen Sie zu der Behauptung, daß dieser Meunier das Papier nicht gestohlen hat?« sagte der Offizier zu Herrn Dumont. »Man kann doch einem solchen Menschen niemals trauen.«
Herr Dumont sah melancholisch in das Licht.
»Ich kann ihn ja beobachten lassen.«
»Meinetwegen«, sagte der Colonel. »Meinetwegen! Aber die Herren halten ja doch wohl zusammen.«
Monsieur Dumont straffte sich. Er sah den Colonel B. M. Estonnié voller Wut an. Er verbeugte sich, und in der Diele des Hauses traf er Herrn Meunier. Er ging mit ihm wieder in den Regen hinaus. Auf der Straße spuckte er in hohem Bogen auf das Pflaster — — —

★

Der Wind kommt auf. Nun faßt er den Regen, der langsam und stetig fällt, und wirft ihn gegen die Häuserwände, daß es klatscht. Er fegt über die Boulevards, er fängt sich in den engen Straßen des Quartiers du Nord in Brüssel, dann nimmt

er sich zusammen und fegt hinauf zu dem massigen Mauerwerk der Kirche St. Gudula. Er trägt in sich alle Feuchtigkeit, alle Dünste und allen Schwermut, den er im Nordviertel aufgelesen hat, und wirbelt um die Häuser und Häuschen in der Umgebung dieser Kirche. Er schlägt an die Fenster und verjagt die Menschen von der Straße. Gefolgt von diesem Wind, überholt, angespien von ihm, keucht ein Telegraphenbote auf seinem Rad zu dem Kirchenviertel hinauf. Er hält an einem Haus, das dort oben in einer Gasse liegt, und läutet an der Tür. Nach einiger Zeit öffnet eine alte Frau, sie nimmt ihm verwundert ein Telegramm ab, sie wendet es hin und her, studiert die Anschrift und bringt es hinauf in den zweiten Stock des engen Hauses. Hier ist eine kleine Wohnung, die bewohnt wird von Herrn Frank Heine. Er haust da zusammen mit einer Frau, die jetzt öffnet und verwundert das Telegramm in Empfang nimmt. Auch sie wendet es hin und her, dann geht sie in ein Zimmer. Hier stehen nur ein paar Möbel, an der Decke brennt eine elektrische Birne, die an dem Zuleitungsdraht von der Decke nackt und unschön ins Zimmer hängt. Es gibt da ein Liegesofa, auf dem ein Kissen sich vereinsamt fühlt, und an dem kleinen Fenster, das nicht durch Vorhänge verschönt wird, steht ein großer Zeichentisch, vor dem in einem alten Korbstuhl Herr Frank-Heine sitzt. Die Frau, vollbusig, blond, von dem Typ der Flamen, mit aufreizend sanfter und weißer Haut, mit Pantoffeln, ohne Strümpfe, mit einem kurzen Rock, der ihre Schenkel umstrafft, und mit einer Bluse angetan, die kaum geschlossen ist, geht mürrisch auf den Mann zu, wirft ihm das Telegramm auf den Tisch und sagt lieblos:

»Voilà!«

Der Mann schlägt erschrocken und ängstlich ein Heft zu, in dem er gelesen hat. In diesem Heft liegen mit Maschine

geschriebene Blätter, auf seinem Deckel steht die Zahl 16. Dann erst sieht er auf, erkennt durch seine Gedanken hindurch die Frau, atmet auf und betrachtet erstaunt das Telegramm, das nun vor ihm liegt. Die Frau bleibt im Zimmer stehen.

»Nun«, sagte sie gehässig, »will uns jemand Geld schicken? Das wäre gut, dann hätten wir auch in der nächsten Woche zu essen. Dann könnten wir auch unsere kleinen Schulden bezahlen, dann könnten wir — —«

Frank-Heine hörte nicht zu. Er schneidet sorgfältig das Telegramm auf und liest.

Einen Augenblick hebt er den Kopf und sieht aus dem Fenster.

»Gut«, sagte er, »es ist gut. Willst du noch etwas?«

»Nun«, sagt die Frau gedehnt, »was steht in dem Telegramm?«

»Nichts, nichts, ein Freund will sich mit mir verabreden im Haag im ‚Hotel des Indes'. Er hat Wichtiges mit mir zu besprechen.«

Ehe der Mann geendet hat, steht plötzlich die Frau hinter ihm. Sie greift mit ihrem vollen Arm über seine Schulter, reißt das Telegramm an sich, überfliegt es und lacht schallend auf.

Der Mann springt hoch. Er geht auf die Frau zu. Die aber hält das Papier fest, sie steht unter der Lampe, liest, und dann schlägt sie ihm das Formular ins Gesicht.

»Ein Freund will sich mit dir verabreden? Im ‚Hotel des Indes'? Warum nicht gar! Das steht in diesem Telegramm? Das ist lustig!« höhnt die Frau.

Der Mann lehnt am Schreibtisch. Er sieht das Weib voller Haß an. Sie spricht weiter:

»Das steht in diesem Telegramm? Ich sehe etwas anderes. Soll ich es dir vorlesen?

‚Conan Doyle erhebt gegen Sie Vorwurf des Plagiats, Anwälte behaupten Roman, den Sie uns verkauften, den wir veröffentlichten, sei wenig bekannter Roman von Conan Doyle. Haben uns davon überzeugt, daß Anwälte im Recht sind. Fordern Sie auf, Honorar sofort zurückzuzahlen. Sind schadensersatzpflichtig gemacht worden — ersuchen sofort um Zahlung und Rückäußerung, andernfalls Anzeige.‘

Das, mein Lieber, telegraphiert dir dein ‚Freund‘. Es ist aber nicht dein ‚Freund‘, der dir das telegraphiert, sondern die Zeitung in Antwerpen, an die du deinen Roman verkauft hast. Ich sehe dich schon im Gefängnis, mein Lieber. Dann werde ich dich los sein, dann werde ich darüber nachdenken können, wie dumm ich war, mich mit dir einzulassen. Mit dir, crapule — —«
Der Mann ist allein. Er hört die Frau auf dem Gange poltern. Dann schlägt er vorsichtig das Heft wieder auf, das vor ihm liegt, und dann nimmt er ein Stück Papier und beginnt zu schreiben. Er schreibt einen Brief, der nach Holland geht. Er schreibt einen Brief, der ihn aus seinen Nöten und Verlegenheiten befreien soll. Er schreibt einen Brief, der der Anlaß zu einem Skandal ist, der durch Europa brausen wird. Er schreibt den Brief und hat nichts im Sinne, als ein wenig Geld zu verdienen. Man muß leben, man muß essen, und man muß der Frau Geld geben — weil sie es liebt. Das ist alles. C'est tout.

★

Februar des Jahres 1929. Die Politiker aller Länder Europas rüsten sich zur Fahrt nach Genf. Auf dem Programm der

Tagung des Völkerbundsrates, der im März zusammentreten soll, steht eine Debatte über die Rechte der Minderheiten. Man wird diese Debatte im Sinne der Völkerversöhnung führen, der Locarnopakt der Mächte gibt die Gewähr dafür, und die Staatsmänner lassen sich die Reden, die sie halten wollen und halten sollen, schon entwerfen. Es besteht auf allen Seiten die Absicht, die Tagung so durchzuführen, daß der große Gedanke der Völkerversöhnung weitere Früchte tragen wird, der Welt muß bewiesen werden, daß der Völkerbund kein inhaltloses Gebilde ist, sondern daß er das Band bildet, das die Völker Europas in sicherem Frieden miteinander verbindet. Gewißlich, es wird Differenzen geben, die Minderheiten sind immer kritische Gebilde in den Grenzen der Staaten, aber es wird alles geschehen, um diese Fragen im milden Glanze einer freundlichen Versöhnungssonne zu erörtern. Nicht die Militärs haben da zu reden, sondern die Politiker. Die Militärs sind aus der großen Politik Europas ausgeschaltet, die Länder werden betonen, daß ihre Außenpolitik nur von ihren Außenministern gemacht wird, und niemand, niemand hat den friedlichen Gedankenflug der verantwortlichen Minister zu stören.

Für Deutschland bereitet sich als Außenminister Dr. Stresemann vor, nach Genf zu fahren. Es wird schon jetzt darüber geredet, ob sich Stresemann mit seinen Kollegen vorher besprechen soll, ob er die Absicht hat, vorher den Standpunkt der andern großen Mächte Europas durch ein freundschaftliches Zusammensein mit den Ministern der anderen Länder zu erkunden.

Das ist alles sehr wichtig.

Das ist große Politik.

Es geht um den Frieden der Welt.

Der Termin, an dem der Völkerbundsrat zusammentreten

soll, nähert sich. Die Presse aller Länder weist auf die bevorstehende Tagung hin, die Außenminister aller Länder versäumen nicht, in ausführlichen Interviews darauf nochmals und nochmals hinweisen zu lassen, daß jeder von ihnen sein möglichstes tun wird, um die Debatte so zu gestalten, daß ihr Ergebnis abermals ein Schritt weiter zum Frieden der Welt sein wird. Alle weisen erneut darauf hin, daß sie auch diese Tagung wieder benutzen werden, um kühne Vorkämpfer des steten Friedens zu sein. Alle, alle werden den Frühling in Genf begrüßen, das milde Klima der schöngelegenen Stadt an den Ufern eines prächtigen Sees ist ein blaues, schönes Symbol für die völkerversöhnende Stimmung, die diese Staatsmänner Europas umfängt und die sie in Reden dokumentieren werden — die man schon für sie aufgesetzt hat. Kein Mißton wird herrschen, man wird mit dem Frühling den Frieden begrüßen. Offiziell, inoffiziell wird man ein Glas auf sein Wohl trinken.
Zum Wohle!
Die Korrespondenten der großen, internationalen Zeitungen haben zu tun. Sie müssen nun feststellen, welche einzelnen Punkte der kommenden Debatte von den einzelnen Staatsmännern der einzelnen Länder besonders hervorgehoben werden sollen. Sie haben zu tun, sie sind einen ganzen Tag lang unterwegs, die Korrespondenten der großen internationalen Blätter, sie sind geplagt in diesen Tagen. Die Kollegen, die in Holland domiziliert sind, die Kollegen, die in Holland sitzen, um von dort aus ihre Blätter in London, in Paris, in Berlin, in Rom, in Wien und in Madrid zu bedienen, haben es verhältnismäßig gut. Holland ist ein neutrales, ein glückliches Land, zwar hat es mit Belgien gelegentlich Auseinandersetzungen in der Scheldefrage, die Regulierung der Scheldegrenzen wird gelegentlich zu einem kleinen Streit-

objekt zwischen den beiden Ländern, aber im ganzen lebt man in der Niederlanden glücklich und zufrieden.
Eine Anzahl der ausländischen Journalisten, die im Haag leben, sitzt an einem Februarabend des Jahres 1929 zusammen. Sie haben sich in der Bar des Zentralhotels niedergelassen — nach einer Zusammenkunft, in der sie über die Organisation ihres Nachrichtenbezuges von der holländischen Regierung gesprochen haben. Sie haben nun zunächst keine weiteren Sorgen, sie nehmen einen Whisky in der Bar, sie gähnen ein wenig, sie sind müde und bald, bald werden sie alle nach Hause gehen. Der eine wird sich sofort ins Bett legen, er muß schlafen, schlafen, der andere seufzt ein wenig, er wird noch mit heißem Kopf über der Niederschrift eines Romanes sitzen, der dritte wird vielleicht noch ein wenig weiterbummeln, man wälzt an diesem Abend keine großen Probleme. Der vierte aber, der Vertreter einer Berliner Zeitung, hat zu Hause ein krankes Kind, und er ist in Sorge. Er geht aus der Bar heraus auf die schmale Diele des Hotels, er geht ganz nach vorne an die Eingangstür, wo die Telephonzellen eingebaut sind, und er spricht mit seiner Frau.
Nach ganz kurzer Zeit stößt er die Zellentür heftig auf, er sieht den Portier einen Augenblick geistesabwesend an, dann zieht er ein paar Geldstücke aus der Westentasche, und der Portier schickt den Pagen mit einem Auftrag fort. Jawohl, er kann das besorgen, was der Herr wünscht, jawohl, er wird es nach hinten in die Bar schicken, jawohl, mein Herr, er schickt den Pagen im Auto zum Bahnhof, dort kann man das bekommen, was der Herr wünscht, er wird alles schnell erledigen. Vielen Dank, mein Herr.
Jetzt geht er in die Bar. Die Kollegen sitzen da, ohne miteinander zu sprechen, man hat schon bezahlt, man ist lange genug zusammengewesen —

Wieso? Was ist denn? Ist etwas passiert? Wir sollen warten? Sie wollen uns etwas zeigen?
Nun gut, warten wir. Warum sollen Sie uns nicht einmal etwas zeigen. Warten wir noch einen Augenblick. Wir können ja noch einen Whisky trinken. Wie lange wird das dauern? Eine Viertelstunde? Dann werden wir noch einen Whisky trinken.
Nach einer Viertelstunde kommt ein Page in die Bar. Er trägt unter dem Arm ein kleines Paket Zeitungen. Der Journalist, der sie bestellt hat, nimmt ihm die Blätter ab, er verteilt sie, jetzt hat jeder ein Exemplar.
Die Journalisten suchen nicht lange. Ihre Augen halten schon auf den Schlagzeilen der ersten Seite. Ihre Augen fressen die Zeilen, die dort gedruckt stehen. Niemand spricht ein Wort, alle sitzen da mit gebeugten Köpfen, sie lesen und lesen.
Dann springen sie auf. Sie lassen den Whisky stehen, den der Kellner eben bringt, sie werfen Geld auf den Tisch, sie verabschieden sich nicht lange, sie eilen durch die lange Halle nach vorn, an der Garderobe greifen sie ihren Mantel und ihren Hut. Sie springen in den Wagen, und zu Hause, an ihren Schreibtischen, stürzen sie über die Telephone.
Es ist nun spät in der Nacht. In Paris, in London, in Berlin, in allen großen Städten Europas stehen spät in der Nacht die Redakteure in der Setzerei und stellen ihre Blätter zusammen. Um diese Stunde laufen die Boten schneller aus den großen Stenogrammsälen den Weg in die Setzerei. Um diese Zeit ist alles nervös, der heiße Atem der zahlreichen Linotype-Setzmaschinen brütet über den Köpfen der Journalisten — ich weiß genau, wie es in dieser Nacht war, ich habe keine Einzelheit dieser Nacht vergessen.
Wir sind mit unserem Teil der Zeitung schon fertig, wir sprechen darüber, daß es ein verhältnismäßig ruhiger Abend war,

den wir hinter uns hatten, und wir sehen nach der Uhr, um festzustellen, daß uns nur noch wenige Minuten von dem Augenblick trennen, in dem wir nach Hause fahren können. Jetzt wird die erste Seite der Zeitung fertig, jetzt geht das Blatt in die Rotation, jetzt gehen wir nach Hause. Plötzlich sehe ich, wie der Leiter der Stenogrammabteilung, ein älterer Herr, in die Setzerei kommt. Im selben Augenblick habe ich das Empfinden, jetzt ist irgend etwas Fürchterliches passiert, jetzt werden wir so bald noch nicht nach Hause gehen, und da ist der Mann, dem die dünne Bürojacke, die ihm träg um den Leib flattert, schon herangekommen. Er stürzt auf den Kollegen zu, der in dieser Nacht der Chef vom Dienst ist und der gerade die Setzerei verlassen will, holt einen Augenblick Atem und sagt:

»Haag fängt an zu laufen.«

»Lassen Sie es laufen«, sagt der Kollege ungerührt.

»Haag gibt soeben den Text eines geheimen Militärabkommens zwischen Belgien und Frankreich, in diesem Abkommen heißt es, daß beide Länder bereit sind, die holländische Neutralität zu verletzen.« —

Der Kollege sieht auf.

»Sonst geht's Ihnen aber gut«, sagt er.

Dann starrt er den Mann an. Da kommt ein Bote, er drückt dem Redakteur einen Zettel in die Hand, das Blatt trägt oben das Zeichen des Haager Korrespondenten der Zeitung.

Der Text:

> „Ein holländisches Blatt, das Utrechtsch Dagblad, eine grossniederländische Zeitung in Utrecht, veröffentlicht in sensationeller Form den Text eines Militärabkommens, das zwischen Frankreich und Belgien 1920 für dreizehn Jahre abgeschlossen worden ist. Die Zeitung ist in der Lage, ausserdem noch Vereinbarungen, die der französische mit dem belgischen Generalstab

getroffen hat und die ganz geheim gehalten worden sind, zu publizieren. Die ganze Art dieser geheimen Militärverträge, die sich gegen Deutschland, aber auch gegen Holland richten, steht mit dem Sinn und den Buchstaben des Locarnopaktes in schroffstem Widerspruch und verstösst auf das empfindlichste gegen den Geist aller Völkerbundsbeschlüsse, die den Frieden der Welt sichern sollen. Die Veröffentlichung wird in Holland um so grösseres Aufsehen erregen, als sich im Text der schriftlich niedergelegten Abmachungen zwischen dem belgischen und dem französischen Generalstab eine Stelle befindet, an der klar und deutlich gesagt wird, dass im Falle eines belgisch-französischen Konfliktes mit Deutschland belgische Truppen event. mit britischen unter belgischem Befehl Richtung nehmen sollen auf Heinsberg und Geilenkirchen und durch Holländisch-Limburg ziehen ---"

Der Kollege schlägt dem Leiter der Stenogrammabteilung auf die Schulter.

»Nichts für ungut«, sagt er, »nichts für ungut. Halt!« schreit er dann plötzlich. »Halt! Geh mal einer ans Telephon! Die Rotation, wir halten das Blatt an! Die erste Seite wird geändert!«

Wir hielten das Blatt an. Alle Redakteure aller Zeitungen in allen Hauptstädten Europas haben in dieser Nachtstunde ihre Blätter angehalten, um dafür Sorge zu tragen, daß es in aller Welt bekannt würde, daß es Militärabkommen gibt, die für den Fall eines kriegerischen Konfliktes schon jetzt vorsehen, den Frieden eines neutralen Landes zu zerstören. Ganz Europa soll wissen, daß der Funke noch nicht erloschen ist, der unter den Ruinen des großen Krieges lange genug geschwelt hat, ganz Europa soll wissen, daß es im Zeitalter des Völkerbundes Mächte gibt, die schon jetzt Verträge miteinander schließen, deren Sinn und Zweck ist, gegen alle Abmachungen des Völkerbundes zu verstoßen. Ganz Europa weiß am nächsten Morgen, daß es eine große Gefahr ist für

alle Völker, fest darauf zu vertrauen, daß die Abmachungen, die im Völkerbund zwischen den einzelnen Ländern beschlossen werden, auch von allen an diesen Abmachungen beteiligten Staaten im Ernstfalle respektiert werden. Ganz Europa sollte das plötzlich einmal wieder vor Augen haben, sollte es vor Augen haben, sollte, sollte —

★

Die Szene spielt nun auf einer Leinwand, die man geteilt hat. Man hat das Theater, vor dem diese beiden Szenen spielen, gleichfalls in zwei Räume geteilt. Die eine Hälfte des Saales ist mit steifen, hochlehnigen Holzstühlen bestellt, in denen korrekt im Frack und im Abendkleid, mager oder wohlgenährt, wenig interessiert und stark chokiert die Akteure sitzen, die den Fortgang ihres eigenen Spieles verfolgen möchten. Vor diesen Akteuren hebt sich der Vorhang. Vor diesen Ministern, Parlamentariern und Industriellen, vor diesen Gewerkschaftssekretären, Vereinsvorsitzenden und wohlsituierten Bürgern hebt sich der Vorhang, und der Frieden, von einem alten Akademieprofessor in sanften Ölfarben auf diesen Vorhang gemalt, schwebt ein wenig zerknittert in die Höhe. Auf der Leinwand erscheint Brüssel.
Die Schlaglinien der Zeitung flimmern auf.

»Dementi der zuständigen Stelle.«

Erleichtert atmet der Zuschauersaal.

Paris erscheint:

»Die Dokumente sind gefälscht.«

»Natürlich sind sie gefälscht«, geht ein Flüstern durch den Raum.

Paris und Brüssel erscheinen gleichzeitig:

»Kein wahres Wort an den Utrechter Publikationen.«

»Im schlimmsten Fall trieben Militärs Zimmerpolitik.«

»*Der Utrechter Fälscherskandal.*«

»Nun ja, wir wußten es ja, es ist kein wahres Wort daran«, flüsterte es im Saal.

»*Deutsche Provokation*«, so zeigt die Leinwand jetzt eine Überschrift in einem Pariser Blatt.

»Oh«, sagt betrübt das Auditorium und schüttelt mit dem Kopf.

Die Leinwand zeigt Berlin. Berlin schreit:

»*Wird Stresemann fragen?*«

Das ist das erlösende Wort. Stresemann soll einmal die Außenminister fragen, ob das wahr ist. Wird er sie fragen? Wird Stresemann fragen? Wir müssen den Mut haben, zu fragen. Er wird eine Antwort bekommen. Natürlich muß Stresemann fragen.

Dann ist ja alles in bester Ordnung.

Sie erheben sich, sie verbeugen sich, sie gleiten aneinander vorbei, sie verschwinden, sie sind fort.

Sie sind fort, aber in dem benachbarten Saale läuft der Film noch ab. Er läuft noch lange, lange. Unten auf den schmalen Holzbänken sitzen ein paar vereinzelte Zuschauer. Es ist ein kleiner Saal, in dem man diesen Film sehen kann, der genau getreu der Wirklichkeit aufgenommen worden ist. »Eintritt verboten« steht am Eingang dieses Saales. Es ist gefährlich, sich den Eintritt in diesen Saal zu verschaffen. Soldaten halten Wache. Bajonette blinken, die Polizei riegelt diesen Saal ab. Internationales Militär, internationale Polizei. Man muß über Hintertreppen gehen, um hier Zutritt zu erhalten. Mit angehaltenem Atem im Dunkeln muß man sitzen, um diesen Film zu sehen.

Achtung, Achtung, der Film rollt ab.

*

Frank-Heine sitzt in seinem Zimmer in dem St. Gudula-Viertel der Stadt Brüssel. Er ist allein in seinem Zimmer und nun steht er auf. Er hat einen Brief geschrieben, der nach Holland geht und er wirft diesen Brief in den Kasten. Dann geht er noch ein paar Straßen weiter durch den Regen, durch den Wind, schmutzig kommt er nach Hause.
Am nächsten Abend erhält er ein Telegramm. Abermals ein Telegramm! Der Postbote, der es ihm überbringt, zahlt ihm gleichzeitig Geld aus. Die Frau schiebt sich wieder fragend ins Zimmer. Der Postbote geht, triumphierend breitet der Mann das Telegramm aus. Es kam aus Holland, man gibt ihm ein Rendezvous im Hotel des Indes im Haag, man schickt ihm telegraphisch das Reisegeld, man legt Wert darauf, sich mit ihm zu treffen. Die Frau bleibt zurück. Die Frau behielt so viel Geld für sich, daß sie sich ein paar vergnügte Abende machen kann. Um mehr geht es nicht, für viel mehr langt es nicht.
Es vergehen Monate. Frank-Heine kam zurück aus Holland, er trug schöne, glatte Guldenscheine in seinen Taschen, er gab seinem Weibe Geld, er spielte Billard in den Kaffees. Er ging abends ein wenig auf den Boulevards spazieren, zufrieden und gutgenährt, bis in einer Nacht ein Zeitungsverkäufer ihm ein Wort ins Ohr schrie. Die Zeitungsverkäufer auf den Boulevards riefen aus, daß man in Holland behaupte, den Text eines geheimen französisch-belgischen Militärabkommens in der Hand zu haben — —.
Frank-Heine griff sich ein Blatt. Am selben Kiosk aber kaufte er sich einen Fahrplan und er verschwindet, er ist schon fort, als Monsieur Dumont in seiner Wohnung erschien. Er ist nicht mehr zu Hause, als die Agenten des belgischen Nachrichtendienstes das Haus, in dem er wohnt, umstellt haben. Er ist fort.

Monsieur Emile Dumont schickt die Agenten nach Hause und geht den schweren Weg in die Wohnung des Obersten B. M. Estonnié, Kommandeur des Grenadierregiments in Brüssel. Er geht einen schweren Weg, der Monsieur Emile Dumont.

Als er in das Haus, in dem der Kommandeur wohnt, tritt, brennt in allen Gängen und auf allen Treppen das Licht. Er tritt in das Zimmer und bleibt an der Tür stehen. Uniformen blitzen vor ihm auf. Ordenskreuze leuchten, er ist gewiß, daß er in diesem Augenblick alles verlieren wird. Alles, war er hat, alles, was er ist, was er war und alles, was ihm das Schicksal noch beschieden hat. Es ist aus mit ihm, er ist ein toter Mann, man wird ihn zerreißen.

Oberst Estonnié steht an der Wand, neben ihm auf einem Stuhl hockt ein Offizier, der jetzt den Kopf hebt, jetzt in diesem Augenblick, in dem Dumont das Zimmer betritt. Als der Mann an der Tür das Gesicht dieses Offiziers erkennt, fährt der Schrecken vollends in ihn hinein. Er erkennt den Obersten Dutoit. Er weiß, daß das ein Offizier ist, der sich der besonderen Zuneigung des Kriegsministers Broqueville erfreut, daß er derjenige Offizier der belgischen Armee ist, der im geheimen alle Handlungen des Agenten- und Spionagedienstes zu veranlassen und auch zu kontrollieren hat. Dutoit hat noch nie in seinem Leben ein Wort mit Dumont gesprochen, für diesen Agenten ist dieser Offizier ein Gott, der mit einer Handbewegung glücklich machen und vernichten kann. Dieser Offizier hebt jetzt die Hand und winkt Dumont in den Kreis der Männer hinein, die schweigend im Zimmer stehen.

»Es ist ganz klar«, beginnt Oberst Estonnié, »wie sich alles abgespielt hat. Frank-Heine hat ein wenig das Vertrauen des Generals Mahieu besessen. Als er starb, stahl er aus seinem

Nachlaß Papiere. Wie es kommt, daß man diese Papiere in der Wohnung eines Sterbenden beließ, das werden Sie, Dutoit, dem Minister gegenüber zu verantworten haben. Aber gleichgültig! Er stahl diese Papiere und sie waren nicht mehr da, als ich sie suchen ließ. Ich fühlte mich für diese Dokumente deshalb verantwortlich, weil ich als Sekretär bei der Konferenz, in der sie aufgesetzt wurden, fungiert habe. Es bleibt jetzt nichts übrig, als Frank-Heine, der sie gestohlen hat, zur Verantwortung zu ziehen. Wo haben Sie ihn hingebracht?«

Die Frage gilt Dumont.

»Er ist weg«, sagte er leise. »Wir haben ihn nicht mehr angefunden. Er ist geflohen.«

Schweigen.

Oberst Dutoit steht auf. Er tritt nahe an Dumont heran und sagt:

»Ich wünsche in 24 Stunden zu wissen, wo sich Frank-Heine befindet. Ich wünsche gleichfalls in 24 Stunden zu wissen, wie die Einzelheiten dieser Verräterei gewesen sind. Ich wünsche vor allem in derselben Zeit genau über die Person dieses Frank-Heine informiert zu werden.«

★

In tiefer Nacht geht der Agent Emile Dumont nach Hause. Er klettert in einem großen Mietshaus über die ausgetretenen Stufen der Treppe empor, er schließt seine kleine Wohnung auf und macht Licht. Im Schlafzimmer schläft die Frau, im Nebenzimmer der Junge von sieben Jahren. In dem kleinen Wohnzimmer steht in der Ecke am Fenster ein alter Mahagonisekretär, das Telephon hat seinen Platz auf der Fensterbank. Herr Dumont ist zu Hause, chez soi, in seinem Reich. In seinem armen, kleinen Reich. Nur dafür hat es gelangt in

allen Zeiten. Das ist die Bitterkeit, die in Herrn Dumont frißt. Er hat noch nachzudenken.

Herr Frank-Heine? Er hat über dessen Person Bericht zu erstatten. Das ist leicht, denn die wichtigsten Lebensdaten dieses Herrn hat er im Kopf. Am 11. August 1898 in Brüssel-Charbeck als Sohn eines Holländers und einer Düsseldorferin geboren, erwarb er später die deutsche Staatsangehörigkeit. 1912 trat er in die deutsche Marine ein und desertierte in Buenos Aires. In England wurde er am 4. Dezember 1915 wegen Diebstahls zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt und diente dann in der belgischen Armee als Unteroffizier. In Brügge und Löwen betätigt er sich nach dem Kriege als Bibliothekar in Klöstern, stiehlt Bücher und wird an beiden Stellen deshalb herausgeworfen. Dann wird er Korrektor an Brüsseler Zeitungen, arbeitet als Übersetzer auch für die deutsche Gesandtschaft in Brüssel und gibt dann schließlich eine Zeitung heraus, die deutschfreundlich ist. Mit diesem Blatt verfolgt er den Zweck, aus Deutschland Gelder zu beziehen, scheitert aber mit diesen Bestrebungen. Er sucht Verbindung mit deutschen Rechtsorganisationen. Er findet sie aber nicht. Infolgedessen meldet er sich eines Tages bei der Brüsseler Militärstelle mit der Angabe, wichtige Aussagen über eine unheimlich gut funktionierende deutsche Spionagestelle in Mülheim an der Ruhr machen zu können. Man weist einen der ältesten Agenten des belgischen Spionagedienstes, Herrn Emile Dumont, an, sich diesen Mann einmal anzusehen. Herr Dumont ist intelligent und erklärt seiner vorgesetzten Stelle, daß Herr Frank-Heine ein alberner Schwindler sei. Belgische Offiziere aber, die sich gleichfalls Herrn Frank-Heine ansehen, werden frappiert durch seine bis ins Detail gehenden Aussagen. Der General Mahieu läßt sich Herrn Frank-Heine kommen. Er

spricht lange mit ihm und dann wird Herr Frank-Heine mit einem festen monatlichen Gehalt angestellt. Er wird der Abteilung »Deutschland« des Spionagedienstes zugewiesen, er fährt nun zwischen dem Rheinland und Brüssel hin und her, und der General Mahieu läßt sich so sehr von diesem Mann bluffen, daß er ihm seine falschen Nachrichten mit echtem Gelde bezahlen läßt. Der General Mahieu gehört zu den tätigsten Generalen der belgischen Armee, nächtelang sitzt er mit dem Spion in seiner Wohnung, bis er eines Tages aufs Krankenbett fällt. Er will seine Papiere geordnet zurücklassen, Frank-Heine ordnet, ordnet — —

Das alles weiß Dumont. Er ist davon überzeugt, daß Frank-Heine die Papiere, die jetzt publiziert worden sind, gestohlen hat. Es hilft ihm nicht viel, daß er davon überzeugt ist, denn das wissen auch die Offiziere. Das muß man als sicher voraussetzen.

Auf die Frage nach der Person dieses Mannes kann er erschöpfend Auskunft geben. Er wird nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß er beim erstenmal, als er ihn gesehen hat, erkannt hatte, daß man es mit einer zweifelhaften Person zu tun habe. Er wird nicht vergessen, darauf hinzuweisen.

Auf alle anderen Fragen zu antworten, ist sehr viel schwerer. Wie waren die Einzelheiten des Verkaufes dieser gestohlenen Dokumente? Wer hat sie erworben? War es die Zeitung? Das ist zweifelhaft. War es das Land Holland? Das ist wahrscheinlich. Man wird das feststellen können, wenn man den Mittelsmann, der den An- und Verkauf der Dokumente vermittelt hat, eruiert hat. Ist das schwer? Vielleicht!

Es gibt in allen Ländern Europas Flügelgruppen und Grüppchen in den radikalen Parteien, die bereit sind, die Handlungen der offiziellen Regierungen dieser Länder, vor allem aber auch die Maßnahmen der militärischen Stellen zu be-

kämpfen und ihre Absichten zu durchkreuzen. Einmal sind das radikal pazifistische Grüppchen — die von den großen pazifistischen Organisationen selbst befehdet werden — die alles ertragen zu können glauben, nur nicht eine Machtstellung des Generalstabs der Armee des eigenen Landes. Die Herren dieser Art pflegen meistens unter sich zu bleiben, sie richten von Fall zu Fall einigen Schaden an. Dann gibt es in den meisten Ländern Europas Minderheiten, die ihre politische Zugehörigkeit zu den Staaten, zu denen sie gehören, als ein Joch empfinden. Die Grenzen der Länder sind am Ende des großen Krieges in oft seltsamer Weise festgesetzt worden. Manche Hoffnung, die dieser oder jener Volksstamm hegte, ist vernichtet worden. Hier sind große Herde ständiger innerpolitischer Unruhen in den Ländern. Die Flamen kämpfen oft in heftiger Opposition gegen die belgische Regierung. Einer ihrer Führer ist der Redakteur des flämischen Aktivistenblattes »Die Schelde«, Waard Herreman.

Dumont kennt die Klaviatur des Instrumentes, auf dem er zu spielen hat, sehr genau. Er geht hin, nimmt das Telephon und spricht mit der politischen Polizei. Er spricht lange. Am andern Ende der Leitung blättert man anscheinend in Papieren, Akten, Aufzeichnungen. Man muß wissen, daß nicht nur in Belgien die Führer derart aktiver Oppositionsgruppen, wie es die Flamen sind, von der politischen Polizei auf das genaueste beobachtet zu werden pflegen. In diesem Telephongespräch erhält Dumont einen Hinweis, der ihn verblüfft. Sollte das so einfach sein? Sollte er sofort auf die richtige Spur gekommen sein? Die politische Polizei teilt ihm in dieser Nacht mit, daß von den Flamenführern lediglich in der letzten Zeit Waard Herreman eine gewisse merkwürdige Tätigkeit entfaltet habe. Er sei des öfteren zusammengesehen worden mit einem Manne, einem Schriftsteller,

der deutschfreundliche Zeitungen herauszugeben pflege. Man schätzte dieser Art der Betätigung des Flamenführers nicht, aber man hatte doch keine Veranlassung, gegen ihn einzuschreiten.

»Wie heißt dieser Schriftsteller?«

»Frank-Heine.«

»Wo ist Waard Herreman jetzt?«

»Nach Holland gefahren, er wird beschattet.«

»Können Sie sofort telephonisch feststellen, wo er sich augenblicklich aufhält?«

»Das brauchen wir nicht erst telephonisch festzustellen, das wissen wir bereits.«

»Gut, Ihr seid kluge Leute. Wo ist er denn augenblicklich?«

»In Utrecht.«

Monsieur Emile Dumont geht nun nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab.

★

Monsieur Emile Dumont geht nachdenklich auf dem Bahnhof in Utrecht auf und ab. Er hat dem Obersten Dutoit klar gemacht, er hat ihm in aller Bescheidenheit klar gemacht, daß er den schwersten Teil seiner Aufgabe nicht in 24 Stunden lösen könne. Der Oberst Dutoit hat das eingesehen. Neben Dumont her keucht Herr Meunier. Als die beiden in Utrecht ankamen, waren sie sich noch nicht darüber klar, was sie nun zu tun hätten und Dumont wollte es vermeiden, planlos in der Stadt auf und ab zu gehen oder ziellos irgendwo herumzusitzen.

Schließlich faßt er einen Entschluß. Sie wollen feststellen, ob Frank-Heine noch in Utrecht ist. Sie fragen in allen Hotels nach und plötzlich haben sie Glück. Frank-Heine war in Utrecht, er ist am Abend aber nach Amsterdam weitergefahren. Nun recherchieren sie eifrigst bei den Angestellten

des Hotels, sie sparen nicht mit dem Geld und sie hören, daß Frank-Heine in diesem Hotel zusammen war mit einem Kaufmann aus Amsterdam namens C. van Beuningen.
Als Dumont diesen Namen hört, geht ein freundliches Lächeln über seine Züge, Herr Dumont hört den Namen dieses Kaufmannes nicht zum erstenmal, Herr Dumont weiß, daß Herr van Beuningen ein Mann ist, der delikate Geschäfte der holländischen Regierung schon einigemal erledigt hat. So genau, so ganz genau weiß man so etwas nie, aber Herr Dumont ist subjektiv davon überzeugt, daß dem so ist. Er kann sich nun die Mühe ersparen, Herrn van Beuningen in Amsterdam lange zu suchen, er weiß genau, wo er Herrn van Beuningen in Amsterdam treffen wird. Dumont kam nach Utrecht, um den vermutlichen Mittelsmann Waard Herremans zu suchen. Er hatte Glück, er kam auf die Spur des Täters und er erhielt sogar einen Beweis dafür, daß er der Täter war. Welche Gründe könnten Herrn van Beuningen sonst veranlassen, sich mit Herrn Frank-Heine in Utrecht zu treffen?
Jetzt erscheint Herr Dumont in Amsterdam. Hinter ihm her keucht, noch immer schlecht gelaunt, Herr Meunier. Nun legen sich die beiden auf die Lauer. Sie wissen, wo sie van Beuningen zu finden haben, sie finden ihn auch, sie warten vor dem Haus, in dem er wohnt, wenn er in Amsterdam ist. Es ist nun gar nicht mehr schwer. Auf der Straße steht plötzlich Frank-Heine vor ihnen.
Die Situation ist so:
Frank-Heine schrickt zurück, er macht einen Schritt nach der Seite, er will wieder in das Haus, das er soeben verlassen hat, aber der dicke Meunier hat sich dazwischen geschoben. Vor Herrn Heine steht nun Herr Dumont und lächelt bösartig.

»Wir sind in Holland. Geht sofort weg oder ich rufe die Polizei.«
»Das wäre mir sehr angenehm«, erwidert höflichst Herr Dumont. »Ist es Ihnen unbekannt, Herr Frank, daß ich den Vorzug habe, Hilfsbeamter der Staatsanwaltschaft zu sein. Ich habe einen Haftbefehl gegen Sie wegen vollendeten Betruges, begangen an einer Antwerpener Zeitung, in der Tasche, und der Ausweisungsantrag gegen Sie ist bei der niederländischen Regierung seit einiger Zeit gestellt.
»Deswegen sind Sie mir nachgereist?«
»Nur deswegen, lieber Herr Kollege, nur deswegen. Wie könnte es denn anders sein? Haben Sie vielleicht sonst noch etwas auf dem Kerbholz?«
In der Tür des Hauses steht immer noch Herr Meunier. Er steht da mit angespannten Muskeln, bereit, jeden Augenblick nach vorne zu springen und Frank-Heine zu fassen, wenn er den Versuch machen sollte, zu entkommen. Er steht da mit breiten Schultern, den runden Hut im Nacken. Aber plötzlich knickt er in den Knien zusammen, die Türe des Hauses schnellt mit einem schnellen, bösen Ruck nach vorn und wirft den Mann fast zu Boden. Er dreht sofort um, die Hände nach vorn gestreckt, um sich gegen irgendeine Gefahr zu wehren. Da steht vor ihm ein großer schwerer Mann, gut angezogen, mit den Händen in den Taschen eines Ulsters und dieser Mann sagt:
»Das ist ja alles nicht wahr! Glauben Sie das doch nicht, Herr Heine! Hier hat niemand einen Haftbefehl gegen Sie, und außerdem gibt es keinen Ausweisungsbefehl. Auf Wiedersehen, die Herren! Kommen Sie, Herr Frank-Heine, ich begleite Sie ein wenig!«
Dumont sieht dem Mann voll ins Gesicht. Das ist nicht Herr van Beuningen, das ist irgendein Mann, den er nicht kennt.

Er ist aber gewarnt, er ist gewarnt. Er weiß, daß es nun verflucht schwer sein wird, den Frank-Heine zu bluffen und zu erschrecken, ihm zu drohen, denn Heine wird beschützt.
Er fängt an zu laufen. Der schwere asthmatische Meunier rennt ihm nach. Es gilt, die Spur nicht zu verlieren.
Das hat Herr Dumont gelernt. Er kriecht den ganzen Tag hinter Frank-Heine her, ohne daß er oder sein Begleiter merken, daß Heine beobachtet wird. Er begleitet ihn zum Essen, ins Kaffee und er begleitet ihn fast bis ins Bett.
Als sie vor der Tür des Hotels stehen, ist Meunier todmüde. Er hat nichts gegessen, er ist durchfroren und durchnäßt, aber es hilft ihm nichts, er muß noch aushalten. Eine Stunde dauert es, da stellt es sich heraus, daß es sich gelohnt hat. Da tritt aus der Drehtür des Hotels Frank-Heine, sieht sich vorsichtig um, glaubt, daß die Luft rein sei und geht mit schnellen Schritten über die Straße. Hinter ihm her die beiden. Der dicke Meunier biegt in eine Seitenstraße ein, er fällt in einen unwahrscheinlichen Galopp, überholt das Wild, das sie jagen, beobachtet den Mann nun von vorn, von der andern Straßenseite aus, und so begleiten die beiden Frank-Heine bis zu einem Vergnügungslokal, in dem leichte Mädchen in Rudeln hocken, begleiten ihn bis zu »Chez Gaston«.
Auch hier treten sie noch nicht in Aktion, auch hier beobachten sie erst von ferne mit einem gelegentlichen Blick durch die Tür des Lokals, wenn sie sich öffnet.
Dann muß Meunier auf der Straße warten und Dumont tritt ein. Er geht geradeswegs auf Frank-Heine zu und setzt sich neben ihn. Bei seinem Anblick, der nicht vergnüglich ist, scheuchen zwei Mädchen auf, die bereit waren, Frank-Heine für längere Zeit Gesellschaft zu leisten.
Der verfolgte Mann regt sich zuerst furchtbar auf. Er will den Kellner rufen, damit er die Polizei holt; er will alles

mögliche anstellen, um Dumont aus dem Lokal werfen zu lassen, er will sich das nicht gefallen lassen, man ist hier in den Niederlanden, das wird Herr Dumont merken.

Da wird Herr Dumont sehr traurig.

»Mon cher«, sagte er, »um Gottes willen, mein Lieber, wissen Sie auch, daß Sie einen Mann unglücklich machen? Ich will es Ihnen gestehen, ich habe eine große Dummheit gemacht, ich hätte das nicht tun dürfen, ich hätte mich dieser albernen Antwerpener Zeitung nicht zur Verfügung stellen sollen, um Sie zu fangen.«

Frank-Heine stutzt. Er sieht Dumont mißtrauisch von der Seite an, er trinkt ein Glas Sekt.

»Sehen Sie«, fährt Dumont fort und setzt sich den Kneifer auf, »es bleibt mir nichts übrig, ich muß Ihnen einmal reinen Wein einschenken. Glauben Sie nicht, daß ich Sie belogen habe. Hier ist der Haftbefehl und hier ist die Kopie des Auslieferungsantrages. Das ist alles richtig. Ich war wieder zu klug, ich habe mir gedacht, daß Sie mit mir in Holland nicht reden wollen. Das habe ich mir gedacht. Ich habe gefürchtet, daß ich Sie nicht zu fassen bekommen würde, das habe ich befürchtet. Und deshalb wollte ich Sie zwingen, mit mir zusammen zu kommen. Sehen Sie, so ist das. Wenn Sie es wünschen, zerreiße ich den Haftbefehl.«

Frank-Heine sieht ihn ungerührt an.

»Zerreißen Sie ihn«, sagt er.

Dann wird er unsicher, denn das Papier wird sofort zerrissen und in kleinen Fetzen flattert es in den Sektkühler.

»Wann fahren wir?«, sagt so recht vertraulich Dumont.

»Wohin?«

»Nun, nach Brüssel.«

»Nie!«

»Wir können morgen früh zur Bank gehen.«
»Was soll ich da?«
»Dieses Geld deponieren.«
Dumont öffnet seine Faust, die vor Frank-Heine auf dem Tisch liegt und eng zusammengeknüllt fallen Tausendguldenscheine auf den Tisch.
Frank-Heine sieht die Scheine einen Augenblick an, dann steckt er sie in die Tasche und sagt:
»Also, was wollen Sie von mir?«
»Passen Sie gut auf!« sagte freundlich Dumont. »Passen Sie gut auf!«
Dann beginnt er zu reden.

★

Frank-Heine fuhr am nächsten Tag, an einem Sonnabend, von Amsterdam ab. Er saß bequem und zufrieden in seinem Abteil. Ihm leisteten die Herren Dumont und Meunier Gesellschaft. Sollte es allzu langweilig werden auf der Fahrt, so hatte man sich vorgenommen, ein kleines Kartenspiel nicht zu verschmähen.
»Wann werde ich denn verhaftet?« erkundigte sich Herr Frank-Heine.
»In Brüssel!« sagte Herr Dumont. »Warum sollten wir Ihnen schon im Zuge Unannehmlichkeiten machen? Im übrigen habe ich Ihrer lieben Gattin telegraphiert, sie wird auf dem Bahnhof sein und dann können wir sie gleich mitverhaften. Das macht sich dann ganz gut.«
»Natürlich«, freute sich Frank-Heine und mischte die Karten.
Nun läuft der Zug in Brüssel ein.
Die Regie klappt vorzüglich. Ganz aufgeregte Kriminalbeamte fallen über Frank-Heine in dem Augenblick her, in-

dem er von einer Frau begrüßt wird. Dann führt man ihn und sie ab.

An einem Zeitungsstand aber steht Dumont bleich vor Wut. Es ist ein entsetzlicher Kunstfehler bei dieser Verhaftung unterlaufen. Nachdem man sich in Amsterdam mit Frank-Heine geeinigt hatte, informierte Dumont den ihn persönlich bekannten Vertreter der belgischen Zeitung »Nation Belge«, von dem, was sich in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, vom 2. zum 3. März, auf dem Hauptbahnhof in Brüssel abspielen würde. Er tat das, um der Verhaftung Frank-Heines die denkbar größte Verbreitung zu sichern. Um die Zeitung auf die Wichtigkeit dieses Vorganges besonders hinzuweisen, erzählte er aber auch, was Frank-Heine nach seiner Verhaftung in Brüssel »gestehen« würde und nun war das Unglück passiert! Jetzt hatte der übereilige Journalist das Geständnis Frank-Heines augenscheinlich sofort an sein Blatt durchtelephoniert. Jetzt war das Unglück geschehen, jetzt stand dieses Geständnis schon in der Zeitung, in der »Nation Belge«. Daß das nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, daß Frank-Heine nicht gestehen konnte, bevor er verhaftet war, dahinter würden auch die Holländer kommen. Das war ein bitterer Tropfen Wermut in den Becher, in dem Herr Dumont einen liebreichen Cocktail zusammengemixt hatte.

Nun geht diese Geschichte sehr schnell zu Ende. Herr Frank-Heine gestand vertragsgemäß, das, was er gestehen sollte. In den großen Hauptzügen brauchte er sein Gedächtnis nicht anzustrengen, er konnte sich an den gedruckten Text der »Nation Belge« halten. Herr Frank-Heine war ein vorzüglicher Vertragspartner und fügte aus eigener Erfindung zu allem noch hinzu, daß er das in Frage kommende Dokument zuerst der deutschen Spionagestelle in Mülheim angeboten habe, bevor es an Holland verkauft wurde. Im übrigen ge-

stand er mit Fassung und mit großer Sicherheit, daß die Papiere, die er verkauft habe, von Anfang bis zum Ende von ihm gefälscht wären. Er hätte sie nach dem alten Schema eines französisch-russischen Militärvertrages hergestellt.

Die Wirkung, die man sich in Brüssel von diesem Geständnis versprochen hatte, traf nicht ein. Die Welt lachte ergrimmt, an diese Sache glaubte kein Mensch.

Man war gezwungen, etwas Neues zu erfinden und man ließ Frank-Heine sein Geständnis erweitern. Man tat das vor allem deshalb, weil man einfach nichts mehr bestreiten konnte, nachdem sich nun alle Welt dafür interessierte und nachdem sich das Utrechter Tagblatt und sein tapferer Chefredakteur Dr. Ritter auf die Hinterbeine stellte. Da erfand man eine phantastische Lösung. Man erklärte, daß die ganzen Dokumente mitsamt den Unterschriften und den Stempeln vom belgischen militärischen offiziellen Spionagedienst nur deshalb hergestellt worden waren, um die Holländer irre zu führen. Zu diesem Zweck habe man die Papiere angefertigt, sie zu diesem Zwecke gefälscht.

Selbstverständlich konnte die belgische Regierung so etwas nicht dulden. Der belgische Ministerpräsident duldete es auch nicht. Er gab in der Kammer eine Erklärung ab, daß er das Verhalten der Beamten, die ohne Benachrichtigung ihrer Vorgesetzten die Benutzung gefälschter Dokumente geduldet hätten, rüge. Der verantwortliche Chef des militärischen Geheimdienstes sei deshalb bereits seines Amtes enthoben worden. Oberst Dutoit ließ sich Zivilkleider machen.

Frank-Heine wurde sofort aus dem Gefängnis entlassen. Noch eine Zeitlang spukte dieser Skandal in den Blättern Europas. Noch eine Zeitlang hörte man von den Nachwehen dieser Vorgänge. Dann wurde es still. Dann arbeitet man im stillen weiter. Man rüstete weiter.

Die Kreuze von Verdun sind überschneit. Die Schluchten um die Forts von Verdun liegen einsam und kahl da. Es ist der Winter des Jahres 1924. Durch Europa zieht eine tiefe Wirtschaftsdepression. Die Arbeitslosen in allen Kapitalen scharen sich zu Demonstrationszügen auf den Straßen, Schüsse krachen in den Arbeitervierteln der großen Städte, in denen die Arbeitslosen aufbegehren. Es wird den Massen klar, daß das Unglück des großen Krieges noch immer auf ihnen liegt, und sie sehen auch plötzlich, wie die ungeheuren Rüstungen mit ihrem wahnsinnig großen, darin investierten toten Kapital das Aufblühen der Wirtschaft verhindern.

Da werden in England die neuen Wahlen zum Parlament durchgeführt. Da springt plötzlich, getragen von seinen Wählermassen, als Sieger in diesem Wahlkampf der englische Arbeiterführer MacDonald auf den Platz, der dem Premierminister seines Landes gehört. Die englische Arbeiterpartei, die Labour Party, ist mit der These in den Wahlkampf gezogen, daß nun endlich und ernstlich der Friede in Europa einziehen müsse zum Glück der Völker. Aber MacDonald ist nicht nur ein Arbeiterführer. In dem Jubel der Massen, der ihn nach seiner Wahl umbraust, in dem Gefühl, als Sieger aus diesem gewaltigen Wahlkampf hervorgegangen zu sein, vergißt er nicht, daß er der Premierminister Seiner Großbritannischen Majestät ist. Es kommt ihm keine Sekunde aus dem Gedächtnis, daß er der erste Minister Englands ist. Nun, unter seinem Einfluß, ändert England seine Politik Frankreich gegenüber. Es geschieht nicht mit einem Schlage, es geschieht nicht von heute auf morgen, es kommt ganz langsam, allmählich, vorsichtig, aber was MacDonald nun tut, das ist in Wirklichkeit nun doch ein offensiver

Schlag gegen den großen Gegner Frankreich. MacDonald zeigt auf: Frankreich hat nicht abgerüstet, es hat aufgerüstet. Es gibt aber einen Völkerbund, es gibt in diesem Bunde Paragraphen, in denen die Abrüstung beschlossen worden ist. Also »Herr Bruder — rüsten Sie ab! Ziehen Sie vor allen Dingen Ihre Truppen aus dem Ruhrgebiet zurück, meine Herren in Paris!« — sagt MacDonald. »Wie vereinbart sich die Ruhrbesetzung mit dem Willen zur Abrüstung, meine Herren in Paris? Zwar, meine Herren in Paris, stehen auch englische Truppen am Rhein, aber sie sind doch nur deshalb da, weil die französischen Truppen da stehen. Wir werden diese Truppen sofort verladen, wenn Ihr Eure Generale zurückpfeift. Zurück mit den Truppen von der Ruhr, meine Herren in Paris!«

MacDonald umbraust der Jubel seiner Anhänger, wenn er ihnen darlegt, daß er nun endlich Dinge getan hat, die gegen den Militarismus Europas gerichtet sind. Kann er schärfer handeln als dadurch, daß er Frankreich auffordert, seine Truppen zurückzuziehen? Er ist wahrhaft ein Mann der Arbeiter, ein friedliebender Pazifist, er ist ein Mann, der die Gesetze der Ethik und der Moral in die Politik der Völker hineinzwingen wird. Der Jubel überbraust den Arbeiterführer in den Versammlungen, in denen er zu den Arbeitern, den scharfen Gegnern des imperialistischen Militarismus, spricht.

Er fährt nach der Versammlung einsam in seinem Wagen nach Hause; er, MacDonald, Arbeiterführer, Premierminister Seiner Großbritannischen Majestät. Seine Situation ist vortrefflich. Er hat soeben seinen Anhängern etwas dargeboten, das ihnen gefallen hat. Diese Schüssel war vortrefflich! Aber nun wird sich, auf der Fahrt nach Hause, der Premierminister über die Situation klar werden: er erreicht mit der Forde-

rung der Zurückziehung der französischen Truppen aus dem Ruhrgebiet zweierlei. Er erreicht, daß seine Wählerschaft überzeugt davon ist, daß er als Premierminister nicht die Maxime seiner Arbeiterpartei verrät.
»MacDonald wirbt für den Frieden!«
Aber! Verlangt er diese Zurückziehung der Truppen, dann führt er einen Schlag gegen die Vorherrschaft Frankreichs in Europa. Hält Frankreich das Ruhrgebiet besetzt, dann hat es eine Festung in den Händen, die nicht mehr einnehmbar ist. Dann hat es Bastionen erobert, die seine militärische und wirtschaftliche Stellung für alle Zeiten sichern. Dann kann seine Vorherrschaft in Europa überhaupt nicht mehr umstritten sein.
Der Premierminister wird ein wenig lächeln, wenn er jetzt nach Hause fährt. Der Herr Premierminister wird vielleicht ein wenig durch die Zähne pfeifen, der Herr Premierminister wird mit sich zufrieden sein, denn er wird sich erinnern — so dunkel, Staatsmänner pflegen sonst nur an ernsthafte Dinge zu denken — er wird sich erinnern, daß man den Völkerbund gegründet hat. Er verficht die Abrüstung mit Hilfe Frankreichs. Also wird man im Rahmen des Völkerbundsstatuts Frankreich auf die gierigen Hände schlagen. Großbritannien ist eine Macht, die seine Position durch seine Flotte hält. Großbritannien ist im großen und ganzen ein wenig desinteressiert an der Landrüstungsfrage. Aber MacDonald denkt: desinteressiert? Oh nein! Die große Sache der Ethik und der Moral, die Frage des Friedens fordert es von dem Minister, der gleichzeitig Arbeiterführer ist, daß er auch ohne tatsächliches Interessement im Namen der genannten beiden schönen Dinge nach Abrüstung zu Lande ruft. Aber! Wird der Herr Premierminister in seinem Wagen ein wenig lächeln? Er ist ganz allein. Niemand sieht

ihn, wird er vielleicht nicht doch ein wenig lächeln? Er wird nach Abrüstung auf dem Lande rufen und er wird seine eigene Aufrüstung zur See meinen! Er wird diesen ganzen Abrüstungskomplex auf dem Lande als ein Handelsobjekt betrachten. Frankreich wird sich verpflichten müssen, weniger Kriegsschiffe auf den Meeren der Welt zu haben als England, und dafür wird man dann die Landabrüstungsfrage ein wenig milder behandeln. Der Premierminister wird in der Nacht beruhigt schlafen. Er hat diesen Gedanken zu Ende gedacht, er wird sich so verhalten in den kommenden Jahren und er hat sich so verhalten. Der Herr Premierminister Seiner Großbritannischen Majestät und der Arbeiterführer werden sich abends vor dem Zubettgehen voreinander verbeugt haben. Höflich und korrekt. Gute Nacht, meine Herren!

★

Die englisch-französischen Gegensätze spitzen sich zu. Es geht hart her auf beiden Seiten, die Frage der Abrüstung und der Aufrüstung wird zum Vorwand für den Machtkampf der beiden Staaten. Was offiziell und vor den Augen der Welt als ein Streit um die Einzelheiten der Abrüstungsfragen erscheint, ist in der Wirklichkeit nichts anderes als der erbitterte Kampf Englands und Frankreichs gegeneinander. Uralte Instinkte sind gelöst, der Kampf entbrennt! Was ist die Frage der Abrüstung? Ein Nichts, ein Vorwand!

England reitet die Attacke gegen Frankreich. Aber mein Gott, Frankreich sitzt im Sattel und es hat gelernt zu reiten. Die Funktionäre seiner Politik sind gewohnt, die Lanzen zur Attacke anzufassen. England fällt aus. Frankreich pariert und schlägt zu. Bitte, meine Herren in London, Sie haben recht, Sie wünschen ein effektives europäisches Abkommen,

in dem die Rüstungen modifiziert werden, in dem der Friede der Welt gewährleistet wird? Bitte, meine Herren, hier ist unser Vorschlag!

Was Frankreich im Dezember 1924 als intereuropäisches Abrüstungs- und Sicherheitsabkommen vorgeschlagen hat und was unter dem Namen »Genfer Protokoll« in die Weltgeschichte eingegangen ist, das steht hier in seinen Grundzügen. Machen Sie sich bitte, meine Damen und Herren, die Mühe, es zu lesen. Sie müssen es kennen, denn Sie müssen wissen, daß dieses Genfer Protokoll jahrelang als ein unerhört wichtiges, inhaltreiches, diplomatisches Dokument durch die Diplomatenhöfe und durch alle Regierungskanzleien Europas gezogen ist. Sie müssen also wissen, was im Genfer Protokoll steht. Lesen Sie, was dazu zu sagen ist:

Genfer Protokoll von 1924

Protokoll für die friedliche Regelung bei internationalen Konflikten.

Der Text des Protokolls enthält eine Präambel, eine Vorrede, und 21 Artikel. In der Präambel wird vollkommen ernsthaft die bizarre Behauptung aufgestellt, *»daß die Unterzeichneten von dem festen Willen beseelt sind, den allgemeinen Frieden und die Sicherheit der Völker, deren Existenz, Unabhängigkeit oder Gebiete bedroht sein könnten, zu sichern«*.

Die Präambel erkennt an *»die Solidarität aller Staaten, die dem Völkerbund angehören«*. Sie sagt, daß derjenige Staat, der einen andern angreift, *»einen Bruch dieser Solidarität und damit ein internationales Verbrechen begeht«*. Die Unterzeichneten wünschen *»nach Artikel 8 des Völkerbundspaktes die nationalen Rüstungen auf das Mindestmaß zu beschränken«*, aber nur soweit *»wie es mit der nationalen Sicherheit*

und der Ausführung der durch eine gemeinsame Aktion notwendig gewordenen internationalen Verpflichtungen vereinbar ist«.

Es ist festzustellen, daß dieser Satz, der ganz harmlos ist, der Angelpunkt des ganzen Genfer Protokolls ist. Denn: Was ist nationale Sicherheit? Ein subjektiver Begriff! Für Frankreich ist er bestimmt identisch mit der französischen Militärhegemonie in Europa. Außerdem: »*Internationale Verpflichtungen*« und »*gemeinsame Aktion*«. Die Militärverträge, die Frankreich geschlossen hat, sind internationale Verpflichtungen, und es ist durchaus vorstellbar, welche Aktionen aus Militärverträgen entstehen. Frankreich will also jeden Krieg führen können, den seine subjektiv zu beurteilende nationale Sicherheit erfordert, also jeden Krieg, den es führen will, und es will auch jeden Krieg führen können, der auf Grund des Interesses seiner Vasallenstaaten zu führen ist.

Dieser Satz, der in einem Schriftstück steht, das die bizarre Überschrift trägt: »*Protokoll für die friedliche Regelung bei internationalen Konflikten*« soll Frankreich also in Wirklichkeit erlauben, jeden Krieg zu führen, der ihm gefällt, und der Völkerbund soll diese Absicht feierlich sanktionieren.

Es folgt der Artikel 2. Man muß nicht glauben, daß in diesem Artikel 2 nichts steht, das Gegenteil ist wahr, dieser Artikel 2 enthält einen fulminanten Satz. Er spricht das Verbot aller Kriege aus. *Die Kriege sind verboten!* Es ist verboten, Krieg zu führen! Kann man mehr verlangen! Ist nun nicht auf Frankreichs Veranlassung der Friede in Europa sichergestellt? Ja — allerdings — aber beachten Sie, was jetzt folgt. Ein Satz: »*Außer den Verteidigungskriegen und jenen, die sich in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Paktes und des Protokolls befinden.*«

Sie sehen, der Krieg ist nicht verboten! Sie bemerken, daß Frankreich nicht die Absicht hat, den Krieg zu verbieten, denn in der Präambel behält es sich ja das Recht vor, Kriege zu führen nach Grundsätzen, die aufgezeigt worden sind. Nachdem nun festgestellt worden ist, daß der Krieg *verboten* ist und nachdem mitgeteilt worden ist, daß er *erlaubt* ist, behandeln die Artikel 3 bis 6 des Protokolls das Schlichtungsverfahren bei internationalen Konflikten durch den obersten Gerichtshof, den Völkerbundsrat und die Völkerbundsversammlung. Der Artikel 7 behandelt die *Vorbeugungsmaßnahmen, die der Völkerbundsrat ergreift, wenn ein Konflikt ausbricht.* Den an diesem Konflikt beteiligten Staaten wird im Artikel 8 verboten, *mit dem Angriff zu drohen.* Es ergibt sich nun die groteske Folgerung, daß nach dem Sinn der Präambel und des Artikels 2 der Angriff als Antwort auf eine *bedrohte Sicherheit* erlaubt ist, aber nicht die Drohung. Artikel 9 spricht über die geplante Errichtung entmilitarisierter Zonen und der Artikel 10 enthält scharfsinnige Definitionen, welcher Staat als »*Angreifer-Staat*« bei Konflikten zu betrachten ist. Es heißt: »*Angreifer ist jeder Staat, der unter Verletzung der in der Satzung oder in diesem Protokoll vorgesehenen Verpflichtungen zum Kriege schreitet.*« Was aber nun dann, wenn er die Satzungen des Protokolls genau beachtet? Was aber nun dann, wenn der Staat, der zum Kriege schreiten will, feststellt, daß seine Sicherheit gefährdet ist? Dann kann man nichts tun. Dann wird der Krieg sanktioniert.

Gelüstet es Sie, meine Damen und Herren, weiter zu hören, was in diesem Protokoll steht? Es gelüstet Sie? Merkwürdig, merkwürdig! Vernehmen Sie: Artikel 11 zählt *die Bündnisse und die Sanktionsverpflichtungen der Mächte,* die den Pakt unterschrieben haben, auf, Artikel 12, 13, 14 und 15

behandeln *die Vorbereitung und die Durchführung der Sanktionen und der daraus möglicherweise sich ergebenden Reparationsfragen.* Das heißt: Führt eine Macht Krieg und die andern sagen, daß sie das zu Unrecht tut, dann wird die Art und Weise, wie die andern über diese Macht herfallen, schon jetzt geregelt.

Artikel 16 enthält das *Verhältnis der Mächte, die diesen Pakt unterschreiben sollen, zu denjenigen Staaten, die ihn nicht unterschreiben werden.*

Artikel 17 behandelt wiederum *Abrüstungspflichten.* Es wird umfangreich darüber weggeredet, daß niemand abrüsten will, und die letzten Paragraphen des Protokolls beschäftigen sich mit den Fragen der *Ratifizierung des Paktes.* Sie sehen aber auch weiter vor, und das ist grotesk und das beleuchtet blitzartig die Situation, daß sich aus diesem Protokoll, wenn es erst angenommen ist, was die Auslegung des Sinnes des Protokolls anbetrifft, Streitigkeiten unter den Mächten ergeben können. Wie diese Streitigkeiten erledigt werden sollen, darüber spricht man jetzt schon.

★

Dieses Genfer Protokoll fliegt auf die Tische der regierenden Männer in London. Die aber begreifen: Frankreich will, falls dieses Protokoll tatsächlich durch Völkerbundsbeschluß als Völkerbundsentschluß angenommen wird, nichts mehr und nichts weniger erreichen, als eine Verewigung des Versailler Vertrages. Frankreich will England dafür zum Garanten machen, daß die französischen Grenzen in Ewigkeit bestehen bleiben. England soll garantieren, daß auch die Grenzen der französischen Vasallenstaaten so bleiben, wie sie jetzt nach vielen Jahren französischer Eroberungspolitik gezogen sind. Frankreich proklamiert: Zuerst Sicherheit, dann Abrüstung. Das ist wunderbar! Die Sicherheit be-

dingt die Waffen und die Abrüstung ist das Sekundäre. Gleichzeitige französische Absicht: Annahme dieses Protokolls im Völkerbund, bevor Deutschland die Ehre und das Vergnügen hat, in diesem Rat Sitz und Stimme zu erhalten. Mit andern Worten: Vergewaltigung Deutschlands, Überrumpelung des Völkerbundes, vor allen Dingen Englands. Das ist der Schlag, der auf den Angriff folgt.

In der Konsequenz seiner Absichten ergreift Frankreich im Völkerbund die Initiative und beschließt mit Hilfe seiner Vasallenstaaten durch den Völkerbund, und zwar am 2. Oktober des Jahres 1924, daß am 15. Juli des Jahres 1925 eine internationale Abrüstungskonferenz zusammentreten wird. In dieser Konferenz soll dann das Genfer Protokoll die Grundlage aller zu fassenden Beschlüsse sein.

England wehrt sich! Im Dezember desselben Jahres verweigert die englische Regierung die Ratifizierung des Genfer Protokolls. England also erklärt, daß es diesen Vertrag mit Frankreich nicht schließen wird, erklärt, daß es das Genfer Protokoll niemals zum Staatsvertrag zwischen England und Frankreich machen wird. Frankreich ist die geplante Überrumpelung nicht geglückt. Die Abrüstungskonferenz vom 15. Juni 1925 kommt nicht zustande. Durch die Verweigerung der Ratifizierung des Genfer Protokolls von seiten Englands ist die Situation wieder vollkommen offen. Nun geschieht in Wirklichkeit während des ganzen Jahres 1925 nichts, die Zeit wird ausgefüllt durch diplomatische Verhandlungen zwischen Frankreich und England, und schließlich wird am 12. Dezember 1925 beschlossen, an Stelle der internationalen Abrüstungskonferenz einen Modus zu finden, wie man überhaupt über die Abrüstung einmal plaudern könnte. Das läßt alles offen, das ist unverbindlich, man hat einen Beschluß gefaßt und damit basta. Was nun kommt,

das soll sich noch herausstellen. Es wird aber nun auch noch beschlossen, Deutschland, die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion zu dieser vorbereitenden Abrüstungskonferenz einzuladen. Das wurde besprochen, das wurde beschlossen. Zwischen dem aber, was da beschlossen wurde und dem, was nun geschieht, liegt

ein Schuß.

Ein Mann wird erschossen, ein Mann wird ermordet.

MORD AN WOROWSKI

Im April des Jahres 1923 reist ein Mann durch Europa. Es ist ein heimatloser Mann, der Bürger des Schweizer Kanton Graubünden, bei seinen Eltern in Petersburg aufgewachsen. Nach der großen Revolution aus Rußland vertrieben, heimatlos und ohne Existenz.

Nachdem der Umsturz Rußland in Trümmer geschlagen, nachdem die Bürger in Rußland ohne Existenzberechtigung verblieben sind, nachdem die Eltern dieses Mannes zuerst als Geißeln festgesetzt, irgendwo erschossen oder erschlagen und dann verscharrt wurden, treibt sich der junge Mann Conradi, 27 Jahre alt, im Jahre 1923 in den Städten des alten Europas herum, findet kurze Heimat in den russischen Emigrantenzirkeln, vergißt seine eigene bittere Lage in den nächtelangen Diskussionen dieser Kreise, in denen im Geist aller Teilnehmer das alte zaristische Rußland zu neuem Leben erwacht. Jahrelang hat Conradi, haben all diese Leute geglaubt, daß die bürgerlichen Staaten Europas eines Tages doch wieder mit ihren Waffen über die Grenzen Rußlands ziehen würden, um die Sowjets zu vernichten und damit all diese Emigranten wieder Generale, Popen, Kaufleute, Kirchendiener, Beamte

und Polizeispitzel werden würden, wie sie es ehemals gewesen sind. Aber nun, im Jahre 1923 wird diese Hoffnung getrübt. Nach den ersten mißglückten Aktionen der internationalen Landungskorps geschah nichts Ernsthaftes mehr von seiten Europas gegen die Sowjets, wirklich großzügige, militärische Aktionen wurden niemals mehr unternommen, und nun ergibt sich im Jahre 1923 die für diese Kreise niederschmetternde und entsetzliche Gewißheit, daß sich die Vertreter, daß sich die Diplomaten der europäischen Bürgerstaaten mit einem Gesandten der Sowjets an einen Tisch setzen werden, um politische Fragen gleichberechtigt mit allen andern zu beraten und zu lösen.

Im übrigen sind über diese Aussicht, die bald zur Tatsache werden soll, nicht nur die Emigranten entsetzt. In allen faschistischen Kreisen aller europäischen Staaten wendet man sich im Jahre 1923 gegen die Diplomaten, die sich mit dem russischen Bevollmächtigten zusammensetzen wollen. Überall lebt noch die Hoffnung, daß es eines Tages doch gelingen müsse, das unheimliche Land im Osten wieder den sonstigen europäischen Staatsformen anzugleichen, besteht die Hoffnung, daß sich eines Tages das unbestreitbare Elend und die noch existierende Unordnung in diesem Land so katastrophal für die Sowjets auswirken würden, daß der Thron dieser Leute zerschmettert werden könnte, damit Rußland zu bürgerlichen Regierungsformen zurückkehren müsse. Dann verschwindet dieser unheimliche, ewig drohende, alle europäischen und politischen Konstellationen beunruhigende Machtfaktor im Osten, dann können Bündnisse mit diesem neuen Bürgerstaat geschlossen werden, Bündnisse, die auch Deutschland bedrohen, Bündnisse, die den Siegerstaaten des großen Weltkrieges die Beherrschung Europas leicht machen müssen.

In den Nächten fährt der Mann Conradi, 27 Jahre alt, durch Europa, er steigt hinein in die Konspirantenzirkel der Emigranten, er erhält Zutritt zu den Verschwörergruppen aller faschistischen oder, um es besser zu sagen, aller konterrevolutionären Kreise des noch in Aufregung zitternden Europas.

Der Mann Conradi, noch jung an Jahren, hält etwas für ernsthaft und für bedeutsam, woran vielleicht die Führer beider Gruppen selbst nicht zu glauben wagen. Er hält es für möglich, daß eines Tages Europa aufsteht gegen die Sowjets, er hält vor allem den Einfluß, die Macht und die Gesinnungstreue dieser Männer für größer, für wirklicher und für echter als sie es sind, jemals waren.

Zudem mag er sich selbst betrügen. Würde er, ein Mann, der nichts gelernt hat, der keine Leistung, die ihren Kurswert besitzt, zu vollbringen vermag, die Bilanz seines zukünftigen Lebens ziehen, so müßte er erkennen, daß es ihm vielleicht glücken könnte, kümmerlich und bescheiden in irgendeiner ganz untergeordneten Position als kleinster Vertreter, vielleicht als Chauffeur, als Nachtwächter oder sonst irgendwie kümmerlich sein Dasein zu fristen, bis der Tod ihn holen würde. Diese Bilanz würde er nie gezogen haben, weil er den Unwert seiner Existenz erfüllt hat mit dem Scheingold, das er sich aus möglicherweise kommenden Ereignissen ausgeborgt hatte. Sich selbst im Mittelpunkt dieser Dinge sehend, sich selbst als Akteur auf der großen Bühne der Weltpolitik schauend, vergaß er seine Miseren, verschloß er sich dem nüchternen Blick in die Zukunft seines eigenen Lebens und lebte in Voraussetzungen, die nur scheinbar existierten. Denn nur scheinbar existierten damals, im Jahre 1923, all diese Zirkel der Verschwörungen gegen die Sowjets in Rußland, gegen die Regierungen in allen Ländern, gegen alle Arbeiter-

führer Europas, gegen alles und jedes existierten damals scheinbare Verschwörungen, in dem großen Lande Europa, dessen Schlamm damals noch von dem gewaltigen Sturm, der über dem Erdteil hinweg gebraust war, aufgewühlt wallte.

Im April des Jahres 1923 muß den Conradi die Leere seiner Existenz mit solcher Gewalt überfallen haben, daß er nun von seinem Schein-Ich bezwungen wurde, tatsächlich zu handeln, wirklich etwas zu tun, das ihm vor sich selbst ein Recht gab, weiter zu glauben, daß er die Rolle, von der er träumte, spielen könnte, spielen würde.

Er fährt nach Berlin, er hat die Absicht, irgendeinen großen Sowjetmann in dieser Stadt zu erschießen. In Berlin aber sitzt er vollkommen fest, er hat kein Geld und nun schreibt er einen Brief an den Freund Polounin. Der sitzt in Genf als Sekretär des alten Kaiserlich Russischen Roten Kreuzes, war Offizier in der Wrangelarmee, hat denselben Lebensinhalt und dasselbe Format wie jener junge Mann Conradi. An den schreibt er und bittet dringend um Geld, ganz dringend, vielleicht aus der Kasse der Organisation, denn alles, was er in Berlin vorhatte, ist ihm mißglückt, aber in Lausanne wartet eine Tat auf ihn, die er vollbringen muß, eine Tat, welche die Welt erwartet.

Dieses Geld kommt nach Berlin. Nun reist er sofort ab, fährt nach Lausanne, wohnt in einem Hotel, weiß schon, was er vor hat, kämpft mit der Angst, die in ihm aufsteigt, betäubt sich an den Reden seiner Freunde, zwingt sich zur inneren und äußeren Haltung, verwechselt schließlich alles, Heldentum mit sinnloser Tat, vergißt im letzten Augenblick, daß die Welt nicht lange auf Terrorakte horcht, sondern im ewigen Gleichmaß über alles und jeden nach ewigen Gesetzen

hinwegrollt und läuft, den Revolver in der Tasche, in das Hotel Cecil.
Hier wohnen die drei Mitglieder der russischen Delegation, hier wohnt ihr Sprecher, der Hauptrepräsentant Rußlands bei dieser Gelegenheit, Worowski, zusammen mit den beiden andern Mitgliedern der Delegation, mit Ahrens und Dewilkowski. Die drei sitzen in dem Augenblick, in dem Conradi die Halle des Hotels betritt, im Speisesaal und essen ihr Abendbrot. Hinter ihnen steht der Oberkellner des Hotels, Hans Willymann, und serviert.
Nun kommt Conradi in den Speisesaal. Der Oberkellner geht in diesem Augenblick vom Tisch weg, er wendet sich dem neuen Gast zu, er zeigt dem Conradi mit der Hand einen Tisch, an dem er sich niederlassen kann, aber dieser Mann geht schnell an ihm vorbei und bleibt vor dem Tisch der drei Russen stehen. Er starrt die drei an, geht langsam zurück und fragt den Kellner, wer die drei Herren sind, die da sitzen. Man sagt ihm, daß es russische Diplomaten seien und er erkundigt sich so genau nach ihren Namen und Funktionen, daß es dem Kellner schon auffällt. Man beobachtet ihn einen Augenblick, aber dann setzt sich Conradi an einen Tisch und ißt etwas. Zum Essen verlangt er Kognak, viel Kognak und dann schiebt er plötzlich seinen Stuhl zurück, geht von hinten an Worowski heran und schießt ihm eine Kugel ins Genick.
Im Feuer bricht der Diplomat zusammen. Seine beiden Kollegen springen auf, machen Miene, sich auf den Mörder zu stürzen, da krachen noch ein paar Schüsse, auch die beiden werden getroffen, einer reißt im Fallen den Tisch um, der Rotwein, die Früchte fallen auf Worowski, der sterbend auf dem Boden liegt. Während die beiden Freunde Worowskis gleichfalls zu Boden sinken, während sie nun versuchen, den

schon toten Worowski mit ihren Leibern zu decken, geht der Mörder durch den Speisesaal, den Revolver in der Hand. Niemand faßt ihn an, da wendet er sich an den Oberkellner, gibt ihm den Revolver und sagt:

»Ich habe die drei Russen getötet.«

Nun rennt alles in diesem Hotel zusammen, schon erscheint der Direktor, und da schreit Conradi:
»Ruft die Polizei, damit sie mich verhaftet!«

Inzwischen haben die anderen Gäste den Toten und die Verwundeten am Boden des Speisesaales gesehen, ein Artist ist zur Stelle, man bemüht sich um die Verwundeten, man schaudert vor dem Toten und als sich nun alles am Ausgang des Speisesaales um den Mörder drängt, als schon alle Türen des Hotels verschlossen sind, als man schon nach der Polizei telephoniert hat, da schreit Conradi noch einmal los und seine Stimme füllt die Halle des Hotels:

»Ich habe meinen Vater und meinen Onkel gerächt! Die Bolschewisten haben sie ermordet. In einer Zeit, in der man Helden feiert, habe ich der Welt ebenfalls einen Dienst geleistet, indem ich sie von diesen Schurken befreite.«

Alles zieht sich vor ihm zurück, der Hoteldirektor aber weicht nicht von seiner Seite. Im kleinen Kreis um den Mörder steht das Personal, entschlossen, sich auf ihn zu stürzen, wenn er etwa einen Versuch machen sollte, zu fliehen. Da ruft Conradi:

»Wo bleibt denn diese verdammte Polizei?« und er hat den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da erscheinen die Beamten, hören kurz von dem Hoteldirektor den Tatbestand und fesseln den Mörder. Da beginnt Conradi zu toben. Er verlangt, daß man ihm die Fesseln abnehme, befiehlt, daß man sofort mit allen wichtigen Persönlichkeiten der Schweiz

telephoniere und schreit noch und regt sich noch auf, als sich die Zelle hinter ihm verschließt.
Bestürzung überfällt das Schweizer Volk, als der Mord an Worowski bekannt wird. Die Schweizer Presse nennt das Attentat ein entsetzliches und unentschuldbares Verbrechen. Es gibt zuerst niemanden, der es wagt, diesen Mord als eine Heldentat darzustellen. Aber dann beginnt es sich für den Mörder zu regen. Nun rollen die russischen Emigrantenkreise vor den Augen der Öffentlichkeit Bildstreifen ab, in denen Gewalttaten der Sowjets gegen Schweizer Bürger auf russischem Gebiet geschildert werden, nun beginnt die Meinung der Öffentlichkeit langsam zu schwenken, nun wandelt sich die Ansicht über die Tat.
Bald kommt es zum Prozeß. Da arbeiten die Anwälte mit ganz großen Zeugenaufmärschen, da schildern Männer und Frauen, wie man in Rußland mit Schweizer Bürgern umgegangen sei, da erzählen Menschen, daß diese Schweizer Bürger in Sowjetrußland keinen Schutz, kein Recht und keinen Richter gefunden haben, daß viele ihr Leben lassen mußten, unschuldig und gemordet ohne Gnade. Alle diplomatischen Beziehungen aller europäischen Länder zu Sowjetrußland werden in dieser Zeit vor dem Prozeß und während der Verhandlung gespannt. In weite Ferne ist der Tag gerückt, an dem die Diplomaten der Sowjets sich mit den Vertretern der Bürgerstaaten Europas an einem Konferenztisch setzen können, aber alle Beziehungen sind plötzlich ganz abgebrochen, alle Brücken zwischen den Weltanschauungen stürzen in dem Augenblick ein, in dem das Gericht den Mörder freispricht, in dem Conradi als freier Mann den Gerichtssaal verläßt. Schon während der Verhandlung war der Mann sehr sicher, er sprang hinein in die Rolle eines Staatsanwaltes und klagte flammend mit flackernden Augen und mit tuberkulös krank-

haft roten Wangen die Sowjets und ihre Taten an. Nach schweizerischem Recht mußten zwei Drittel der neun Geschworenen den Angeklagten des Mordes für schuldig erklären, damit er verurteilt werden könne. Zwei Drittel aber der Geschworenen war nicht zu diesem Spruch zu bewegen, fast allen Geschworenen saßen die Bilder noch im Herzen, die die Verteidigung des Mörders vor ihren geistigen Augen hatte abrollen lassen und auf denen sie ihre in Sowjetrußland schmählich umgekommenen Landsleute erkannten. So war nach Schweizer Recht ein Freispruch möglich und so erfüllte sich in Conradi der Traum seines inhaltslosen Lebens, ein Held zu werden. Die Lausanner Presse feierte ihn. Es fanden sich sofort Leute, die ihm Geld überreichten, die ihm eine Stellung besorgten. Conradi wird durch seinen Schuß, von rückwärts in das Genick eines Menschen, ein Mann, der in Lausanne zum National-Heros aufsteigt. Ein tapferer Mann, ein Mann der Tat, kurz: ein Held.

Nun reiste er wieder herum, nun zog er von Stadt zu Stadt, von Feier zu Feier, schwimmend im Geld und Glück. Den Ruhm hat er gefunden, den er suchte, sein Leben hatte einen Inhalt, er pflegte zu sagen, zu rufen:

»Ich bin der Mann, der Worowski erschoß.«

Ganz langsam wurde es still um den Mann, der Worowski erschoß. Einmal, am 18. September des auf die Tat folgenden Jahres lief sein Name wieder durch alle Blätter. Da war er schwer betrunken, die Taschen voller Geld, in einer Bar in Genf erschienen, in seinen Händen, die durch Alkohol und Kokain zitterten, trug er wieder einen Revolver und wieder wollte er schießen. Da schlug ihm ein Kellner die Waffe aus der Hand und da brachte man ihn in Polizeigewahrsam.

Schnell bereinigten Freunde den Skandal, es wurde still um den Mann, der Worowski erschoß, ganz still um diesen Hel-

den, niemand hörte etwas von ihm, er war verschwunden und niemand dachte auch nur an ihn, niemand interessierte sich für das Schicksal des Mörders dieses Mannes.
Es blieb still um Conradi, bis zum Monat März des Jahres 1931. In diesem Monat hat sich das Schicksal des Mannes, der ein Mörder war und der zum Helden gemacht wurde, vollendet. Die Weltgeschichte hat ihren Sinn behalten, Conradi vollendete sein Leben nicht wie ein Held, er hauchte es aus unter Qualen, die nur einem Mörder bestimmt sein sollten. In dem Monat März des Jahres 1931 kam die Kunde, wie Conradi seinen Tod gefunden hat:
Er starb im Sande Marokkos, angebunden an einen Pfahl, er endete einsam in der Sonne Afrikas, bestraft als Soldat der französischen Fremdenlegion.

*

Die politische Situation nach der Ermordung Worowkis im Dezember des Jahres 1925: Deutschland ist eingeladen worden Mitglied des Völkerbundes zu werden. Wir werden nunmehr unsern Frack aufbügeln lassen, wir werden uns die Haare schneiden lassen und uns auch innerlich vorbereiten, Mitglied dieser »geheiligten Institution« zu werden. Den Jahresbeitrag von etwa einer Million Mark werden wir bereithalten und per Verrechnungsscheck auf Berlin dem Büro des Völkerbundes einreichen. Vorläufig aber sind wir nur sondierend eingeladen, die feierliche Aufnahme soll noch erfolgen. Aber wir dürfen schon an den Kommissionsarbeiten für die internationale Abrüstung teilnehmen. Die Vereinigten Staaten beteiligen sich an den Debatten, aber sie stimmen nicht mit, sie beobachten. Die Sowjetunion steht drohend im Osten beiseite und wartet ab. Der Dawesplan ist abgeschlossen, Frankreich hat ihn unter Dach und Fach be-

kommen, bevor Deutschland Mitglied des Völkerbundes wurde, aber die großen Mächte sind sich darüber klar, daß man in dieser neuen Epoche des Abrüstungsproblems nicht so weitermachen kann, wie das bisher geschehen ist. England hat sein Teil dazu beigetragen, daß das so nicht weitergeht, es benützt die Abrüstungskonferenzen und das ganze Abrüstungsproblem, um Frankreich entgegenzutreten und alles, was nun, was jetzt im Namen der Abrüstung geschieht, ist weiter nichts, als der Machtkampf der Staaten Europas gegeneinander. Die Abrüstungsverhandlungen sind nur das Forum, die Hintergründe sind verschwommen, im Augenblick nie klar zu erkennen, jetzt aber klar zu übersehen. Vulgär gesagt, handelt man so: Wenn du jetzt nicht das tust, was ich will — dann bin ich dafür, daß du abrüstest!

BURLESKES WELTTHEATER

Jetzt stehen wir unmittelbar vor den Tagungen des Völkerbundes, die mit Kämpfen der Mächte gegeneinander ausgefüllt sein werden. Nehmen Sie, meine Damen und Herren, zur Kenntnis, daß Ihnen der Eintritt in diesen Pavillon, den ich zu Ihren Ehren erbaut habe, kostenlos offen steht. Auch die Garderobegebühr ist frei. Die Rolle des Ansagers der Vorstellung, die sich vor Ihren Augen abspielen wird, übernehme ich. In diesem Pavillon ist ein großer Zuschauerraum mit bequemen Sitzen, leichte Getränke werden gereicht, starke sind verboten, die Lichtanlage wurde neu überholt. Der Saal ist gut ventiliert und wenn Sie nun, meine Damen und Herren, auf Ihren bequemen Stühlen Platz genommen haben, dann sehen Sie vor sich eine dunkle Wand. Eine dunkle Wand und sonst gar nichts.

Was das für ein Lärm ist, meine Damen und Herren, den Sie hinter dieser dunklen Wand hören? Was das für ein Lärm ist? Die Akteure des Schauspiels, das die dunkle Wand Ihnen noch verbirgt und das noch nicht begonnen hat, sind sich in die Haare geraten. Sie zanken sich. Es geht aber schnell vorbei. Sie hören, es ist alles wieder ruhig geworden. Erstes Klingelzeichen, zweites Klingelzeichen, Licht aus. Wir machen vorher ein wenig Reklame, Waffenfabriken zeigen in der Wochenschau ihre neuesten Granaten, Bomben, Maschinengewehre und Giftmaschinen. Nehmen Sie mir das nicht übel, meine Damen und Herren, diese Reklame findet außerhalb des Programms des Theaters statt. Sie wird bezahlt. Es ist dunkel im Theater, der Vorhang geht hoch.
Die Dekoration zeigt Fahnen, Bajonette, sie zeigt den deutschen Rhein mit der Feste Ehrenbreitstein, von deren Fahnenmast die Trikolore weht, und die ganze Szene wird beherrscht von ungeheurer Lichtbildprojektion, die die Macht Frankreichs dem Auge des Beschauers darbietet. Die Bajonette blitzen, blitzen und blitzen.
Ich, als Ansager, meine sehr verehrten Damen und Herren, bitte um Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit für Lord Robert Cecil, Vertreter der englischen Regierung auf den nun in dieser Zeit folgenden großen Abrüstungskonferenzen des Völkerbundes. Ich bitte Sie, zu bedenken, daß Lord Robert Cecil ein edler Lord ist, einer der edelsten Lords, und ich bitte Sie alles Räuspern, Husten und Rauchen gütigst unterlassen zu wollen.
Darf ich bitten, Mylord?
Lord Cecil kommt aus der Kulisse. Ich habe ihn gebeten, sich nicht daran zu stören, daß die Dekoration des Theaters so sehr französisch ist, aber der Lord sagte mir bei seinem Eintreffen, als er an der Kasse meines Privattheaters seine

Gage erhob, daß ihm diese Dekoration des ersten Aktes ganz recht sei. Beachten Sie nicht das kleine Unglück, das bei seinem Auftreten geschah, sehen Sie darüber weg, daß der Kapellmeister, den ich morgen entlassen werde, die Marseillaise begann. Er fand sich sehr schnell in das God save the King hinein. Lord Cecil tritt vor, er zieht aus der Tasche seines vorbildlichen Cuts, geliefert von der Firma Prince of Wales, das Manuskript und liest ab:

»Die Stellung Englands auf den großen Abrüstungskonferenzen der kommenden Zeit, die darzulegen ich Ihnen vertraglich verpflichtet bin, wird beherrscht von den großen ethischen und moralischen Gedanken, deren Träger die Staatsmänner Großbritanniens zu sein immer die Ehre hatten. Wir proklamieren ganz entschieden die Abrüstung zu Lande, wir sind die Freunde der Abrüstung — —«

An dieser Stelle geschieht das zweite Unglück des Abends. Die französischen Bajonette der Dekoration blitzen dem Lord in die Augen, er liest nicht mehr ab, er wird unsicher, er spricht frei. Shocking! Er steckt die Hände in die Hosentasche und spuckt ein wenig in die Kulissen.

»Nein«, sagt er ganz aufgeregt, »wir lassen uns das nicht mehr gefallen! Sollen doch die Herren auf dem Kontinent soviel rüsten, wie sie wollen, was geht uns das an! Sollen Sie doch mit ihren Landheeren von Calais nach Dover marschieren. Glauben die Herren vielleicht, daß die Wasser zur Seite treten werden, glauben die Herren, daß sich die Wunder des Alten Testaments in dieser Zeit aufs neue ereignen werden? Ich glaube nicht an das Alte Testament! Also zu Lande, bitte, meine Herren! Aber nicht auf dem Meere! Frankreich kann sich auf dem Lande austoben, das Meer gehört uns. Rule Britannia! Im übrigen sind unsere Landrüstungen für Europa ungefährlich! Wir haben Polizeiauf-

gaben zu erfüllen. Wir haben überseeische Besitzungen vor den Einwohnern dieser Besitzungen, die roh und ungebildet sind, zu schützen. Wir sind in Europa bis auf die Flottenrüstung desinteressiert. Aber« — nun ballt der Lord die Faust, nun wendet er sich einmal im Kreis und sieht haßerfüllt auf die französischen Bajonette — »sollte Frankreich bei seiner Absicht beharren, seine Flotte auszubauen, dann müßten wir doch —«
Der Lord hat sich gefaßt, er nimmt wieder sein Manuskript zur Hand und liest den letzten Satz ab:
»— im Namen der Humanität und des wahren Friedens darauf bestehen, daß die Landabrüstung in Europa ernstlich betrieben wird.«
Die Musik fällt ein, Beifall schallt schüchtern, der Lord verbeugt sich, er geht ab. Aus der Loge links, die den Journalisten stark pazifistischer Tendenz reserviert worden ist, eilen die Vertreter ans Telefon, um die ersten und letzten Sätze der Rede an ihre Blätter zu telefonieren. Die Mitte haben sie nicht gehört.
Nun entsteht eine kleine Unruhe im Saal. Daß mir das passieren muß, in meinem eigenen Theater! Niemand tritt auf. Die Bühne ist leer. Ich stürze in die Garderobe. Ich habe es immer gewußt, es ist ein Elend mit den Stars! Die Stars haben Allüren! Nun habe ich Herrn Paul Boncour engagiert, den Hauptdelegierten Frankreichs zu den kommenden Verhandlungen im Völkerbund. Den großen Sozialisten Paul Boncour! Ich wollte ihn als zweite Nummer auftreten lassen, damit Stimmung entsteht, damit der Erfolg des Abends gesichert ist, und nun tritt er nicht auf, er ist nicht in seiner Garderobe! Wo ist Herr Paul Boncour? Herr Inspizient, wo ist Herr Paul Boncour? Der Inspizient läuft zwischen den Kulissen herum. Hat er ihn gefunden? Es scheint so. Er

greift einen Mann im hellkarierten Anzug, der schlafend auf einem Sofa, das zum Fundus gehört, liegt. Er reißt ihn hoch und schiebt ihn auf die Bühne. Nun ist das Unglück geschehen, es ist nicht Paul Boncour, es ist Mister Gibson, der Vertreter Amerikas, und nun läuft er sofort wieder weg und dann kommt er wieder und trägt in der Hand einen riesengroßen Koffer. Die Musik spielt die Marseillaise, um Boncour zu begrüßen, aber Herrn Gibson scheint das gleichgültig zu sein. Er putzt sich die Nase, macht den Koffer auf, zieht ihn nach vorn an die Rampe, er nimmt aus ihm einen Berg von Papieren und setzt sich auf den Souffleurkasten. Dann holt er mit dem rechten Fuß aus und tritt den Kapellmeister, der noch immer die Marseillaise spielt, vor die Nase. Das Publikum lacht stürmisch, die Stimmung ist gerettet, Gott sei Dank!
»Ich bin hierher gekommen auf Einladung der Direktion, um Ihnen vorzulesen, wieviel Geld wir zu bekommen haben.«

»Das geht nicht, Herr Gibson«, rufe ich erschreckt und trete aus der Kulisse, »Sie sollen uns etwas über die Absichten Amerikas auf den kommenden Abrüstungskonferenzen sagen. Diese Geldgeschichten, die Sie uns erzählen wollen, interessieren doch niemanden.«
»Geldgeschichten interessieren niemanden? Geldgeschichten sind das einzige, was die Leute wirklich interessiert. Gehen Sie weg da!« ruft er mir zu. Nun faßt er mit seinen langen dürren Armen hinein in den großen, geöffneten Koffer und ich muß schon sagen, jetzt beginnt er seine Sache sehr gut zu machen. Das Theater ist mit einem Schlage dunkel. Beleuchtet sind einzig und allein die sehnigen, behaarten, unheimlich langen Arme des Amerikaners. Seine knotigen langen Finger stehen grell leuchtend in dem Dunkel, das über dem

Parkett lagert. Aus diesen Händen flattern die Papiere in die Luft, sie bleiben in der Kuppel des Theaters stehen, sie flattern auseinander und helle Buchstaben brennen ihren Sinn in die Augen der Zuschauer. Da steht:

10 Milliarden Dollar Kriegsschulden!

Und über diesen Worten stehen plötzlich grell leuchtende Buchstaben im Raum, sie schreien in ihrem Licht:

»Wir wollen unser Geld haben, wir fordern Zinsen und Zinseszinsen bis ins letzte Glied.«

Mit einem Schlag ist das Theater hell. Mister Gibson sitzt nicht mehr auf dem Souffleurkasten, der Koffer ist verschwunden, er steht jetzt in einem dunklen Anzug an der Rampe, er hält ein Stück Papier vor sich und er liest ab:
»Amerika ist das einzige Land, das wirklich abgerüstet hat. Die Stärke seines Landheeres ist bereits auf ein Mindestmaß zurückgeführt worden. Im übrigen müssen diese Landabrüstungsfragen nicht international, sondern durch Abkommen von Land zu Land gelöst werden. Bei der ganzen Frage handelt es sich für Amerika nur darum, moralische Grundsätze zu proklamieren, die den Frieden der Welt sicherstellen.«
Mister Gibson verbeugt sich. Dann wird aber mit einem Schlage das Theater wieder dunkel, die gierigen Hände flattern jetzt wie riesige Windmühlenflügel, hell erleuchtet, durch den Raum, man sieht plötzlich ganz hell, ganz weiß auf der dunklen Bühne das wutverzerrte Gesicht des Amerikaners, und er schreit:
»Wir wollen die Moral, wir wollen, daß Ihr bezahlt!«
Es ist hell, die Zuschauer atmen auf. Es muß weitergehen. Wo ist Paul Boncour? Man hat ihn gefunden. Er wurde telefonisch aus Paris verlangt, es war ein sehr wichtiges Ge-

sprach für ihn, es handelte sich darum, daß er erneut einem großen millionenschweren, französischen Riesenskandal seine Aufmerksamkeit schenken mußte. Er soll den Hauptangeklagten, der ungewöhnlich viel gestohlen hat, verteidigen. Eben kommt er aus dem Büro, neben ihm her geht eine ältliche Frau im kostbarsten Pelz und im strahlenden Schmuck. Es ist die Prinzessin Militza von Montenegro. Boncour ist ihr Anwalt. Er kommt nun schnell auf die Bühne, er trägt die Robe des Anwalts, verbeugt sich und beginnt schnell:
»Meine Herren Geschworenen! Pardon, meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich habe die Ehre, Ihnen den Standpunkt Frankreichs zu den großen Abrüstungsfragen klarzulegen, ich der Rechtsanwalt Paul Boncour. Von jeher, meine Damen und Herren, hat mein Herz für die Unterdrückten geschlagen. Ebenso wie ich dafür sorge, daß arme vertriebene Wesen, wie die Prinzessin Militza von Montenegro, die Sie dort oben rechts in der Loge sehen, ihre Apanagen weiter bekommen, ebenso ist es meine Sorge, daß das arme und durch den Krieg vollkommen zerstörte Frankreich seine pünktlichen Tributzahlungen von Deutschland erhält. Meine sehr verehrten Damen und Herren, Sie sehen aber in mir auch einen Mann, dessen Charakter so gefestigt ist, daß er hellseherisch in die Zukunft sehen kann, was seine eigenen Absichten und Handlungen anbetrifft. Ich kann Ihnen heute schon genau sagen, wie ich mich auf den kommenden Abrüstungskonferenzen verhalten werde. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit.«
Er verschwindet von der Bühne, eine weiße Leinwand senkt sich herab, ein Lichtbild flimmert auf. Sie sehen, meine Damen und Herren: Herrn Paul Boncour in einer der feierlichen Sitzungen des Völkerbundes in Genf. Sie sehen den großen halbleeren Sitzungssaal. Die Delegierten, die Presse

und ein paar andere Zuhörer sitzen völlig teilnahmslos auf ihren Plätzen. Teilnahmslos, trotzdem Boncour mit wunderbarem Schwung spricht. Er sagt eigentlich gar nichts, aber er spricht doch sehr gut. Sie sehen Boncour die Rednerbühne verlassen, er geht durch die Straßen Genfs, er tritt in sein Hotel, kommt in ein Konferenzzimmer und wischt sich die Stirn. Vor ihm stehen geschmeidige junge und alte Herren mit kurzen eckigen Bewegungen, sie verneigen sich, man setzt sich um den großen Tisch. Während Herr Boncour Frankreich auf der Abrüstungskonferenz zu vertreten hat, vergißt er nicht seine ernsthaften Staatsgeschäfte. In Frankreich wird ein Gesetz vorbereitet, das seinen, des Sozialistenführers Paul Boncour, Namen trägt. »Lex Boncour«, so heißt das Gesetz, das in der französischen Kammer angenommen werden soll und das Boncour jetzt in Genf ausarbeitet. Es ist ein Gesetz, das anordnet, daß das gesamte französische Volk in den Wehrapparat der Armee eingegliedert werden soll.

Wir sehen Boncour mit den Herren verhandeln, es sind Generale und Offiziere, und dann sehen wir ihn weitereilen. Er springt schnell einmal hinüber über die Straße in ein kleines Café, dort wartet sein Sekretär. Die Vasallenstaaten, mit denen Frankreich Militärverträge geschlossen hat, bedürfen der Modernisierung ihres Heeresmaterials, der Rüstungskredite. Eifrig unterschreibt Boncour. Die Militärverträge verlieren ihren Sinn, wenn die Armeen der Vasallenstaaten nicht modern ausgerüstete Waffen besitzen. Das ist erledigt. Der Sekretär schickt ihm einen Zettel zu, auf dem scharf formuliert der französische Standpunkt in der Abrüstungsfrage aufgezeichnet ist. Vor allem ist da die »Sicherheitsfrage«. Wir lesen auf der Leinwand:
»Selbst wenn die Sicherheitsfrage in Europa gelöst werden

könnte, selbst dann ist Frankreich nur für eine solche Form der Abrüstung, die seine militärische Hegemonie auf dem Kontinent unberührt läßt. Die Abrüstung darf sich nur auf die stehenden Formationen des Heeres beziehen, Reserven und Kriegsmaterial dürfen einer Beschränkung nicht unterworfen werden.«

Die Leinwand geht hoch, Paul Boncour steht auf der Bühne, die Marseillaise fällt ein, von unsichtbaren Händen hochgerissen präsentieren die Bajonette, deren Front der Sozialist Boncour höflich mit dem Hute grüßend abschreitet.

Sein Auftritt ist zu Ende, ich treffe ihn beim Abgang und sage:

»Aber Herr Boncour! Die Szene hätte sich viel besser gemacht, wenn Sie zum Auftritt einen Generalsrock und einen Degen angelegt hätten.«

Herr Boncour grüßt mich höflich und sagt:
»Kommt noch, mein Lieber, kommt noch! Das nächste Mal, auf Wiedersehen!«

Jetzt treten auf die Bühne zwei römische Centurios. Sie blasen in die Posaunen, die Chauvinezza schmettert in den Saal. Der italienische General A. de Marinis tritt auf. Die Dekoration der Bühne fängt leicht an zu wackeln, der General schert sich nicht darum. Er sagt:

»Meine sehr verehrten Damen und Herren! Das Ganze geht uns nichts an. Wir haben es nicht nötig, das ganze Abrüstungsproblem als ein Handelsobjekt auf dem internationalen Rüstungsmarkt zu betrachten. Meine Herren, hören Sie, was der Duce dazu sagt! Er sagt alles, was gesagt werden muß. Er hat was zu sagen und er tut es gern.«
Ein Grammophon schnarrt auf, die Stimme Mussolinis schmettert in den Raum:

»Römer und Römerinnen, das Land Italien, das alte klassische Land, das einst die Welt beherrschte, hat auch den großen Weltkrieg siegreich entschieden. Glaube niemand, daß wir uns die Früchte dieses Sieges nehmen lassen. Unsere Armee soll die furchtgebietendste Macht in Europa werden, unsere Marine wird die Meere beherrschen.«

Der General, der während der Rede des Grammophons mit erhobener Hand im Faschistengruß dagestanden hat, sagt zum Publikum:

»So, nun wissen Sie alles . . . Addio, a rivederla.«

Sie werden in der Erinnerung haben, meine Damen und Herren, daß die Vorstellung in diesem Theater frühzeitig abgebrochen werden mußte. Nach der Rede des Italieners waren vertraglich verpflichtet zu sprechen die Vertreter Polens, der Tschechoslowakei, Rumäniens und Belgiens. Als der Pole, der zunächst auftreten sollte, nicht sofort aufzufinden war, suchte ich ihn und fand ihn umgeben von den Vertretern der obengenannten kleinen Staaten in großer Verlegenheit auf dem Korridor. Der Tschechoslowake faßte sich ein Herz und eröffnete mir, daß sie alle zusammen nicht auftreten könnten.

»Warum nicht?«

»Herr Boncour ist nicht mehr da! Herr Boncour ist schon fortgefahren. Er hat vergessen, uns mitzuteilen, welchen Standpunkt wir einnehmen.«

Ich sah ein, daß sie deshalb nicht auftreten könnten. Ich sah das ein und bat sie nur, die bereits erhobene Gage zurückzuzahlen. Sie verwiesen mich an die Kasse Frankreichs.

Das Theater hatte sich geleert. Die Zuschauer waren nach Hause gegangen. Als ich durch das Parkett ging, sah ich zusammengesunken auf einem Sessel einen schlafenden Mann.

Der Portier stand neben ihm und versuchte ihn zu wecken. Ich sah, daß der schlafende Mann ein Neger war. Ich fuhr ihn an, und sagte:

Wer sind Sie, wie heißen Sie? Er erwiderte:

Ich heiße Lehmann, bin Baron und außerdem der Vertreter Liberias, der freien Negerrepublik, für Genf. Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen folgendes mitzuteilen:

Der Portier stieß mich an und sagte: Ich glaube, der Herr Baron ist betrunken.

Baron Lehmann zog einen Zettel aus der Tasche und las mit weinerlicher, etwas betrunkener Stimme vor:

»Die freie Republik Liberia und ihre Regierung, beide durchdrungen von dem wunderbaren moralischen Wert des großen internationalen Abrüstungsgedankens —«

Der Portier, das sah ich zu meinem Entsetzen, wurde plötzlich schrecklich böse, nahm ihn am Kragen und warf ihn hinaus. Ich stand stumm vor Schrecken. Als er wiederkam, sagte ich:

»Was machen Sie denn da, Sie haben das Genfer Protokoll verletzt!«

»Nein«, sagte der Portier, »das kann nicht sein. Er ist auf den Arm gefallen.«

Das Theater ist zu Ende, es beginnt die Sachlichkeit:

DIE SOWJETS SPIELEN NICHT MIT

Das Jahr 1926 ist ausgefüllt von Tagungen der vorbereitenden Abrüstungskommission und von Sitzungen der militärischen Unterkommission. Die Militärs waren am fleißigsten, sie tagten in 86 Sitzungen. Man ist jetzt so weit vorgedrungen,

daß man beschlossen hat, den Völkerbundsmächten einen Fragebogen zuzustellen, auf dem sie die Stärken ihrer Rüstungen angeben sollen. Außerdem will man auf dem Fragebogen noch einiges wissen. Das ist immerhin ein Fortschritt, es ist aber nur möglich gewesen, durch die Taktik Englands, die die Verhandlungen vorwärts treibt, um seine eigenen Ziele dabei zu verfolgen. Kurz vor der für den 18. Mai dieses Jahres angesetzten ersten Tagung der vorbereitenden Abrüstungskommission, die für Deutschland deshalb ein besonderes Interesse hat, weil seine Vertreter an dieser Kommission teilnehmen werden, stellt es sich heraus, daß die 86 Sitzungen der militärischen Unterkommission für die Abrüstung doch nicht sehr erfolgreich gewesen sind. Die Herren Generale haben als Ergebnis ihrer zahlreichen und langen Sitzungen ausschließlich die Ventilierung einer Frage aufgeworfen. Sie haben eine Resolution dem Völkerbund überreicht, in der sie die Herren vom Zivil darauf aufmerksam machen, daß es ein großer Unterschied ist, ob man von einer *Rüstungsbeschränkung* oder ob man von einer *Rüstungsbegrenzung* spricht. Nach Ansicht der Generale müssen sich die Herren Zivilisten nun erst einmal darüber klar werden, was sie eigentlich wollen. Die *Beschränkung* oder die *Begrenzung*.
Das Büro des Völkerbundes hat die ausgefüllten Fragebogen in Besitz. Das Frühjahr des Jahres 1926 umschmeichelt den Genfer See. Die Delegierten aller Staaten treffen sich zu der auf den 18. Mai festgesetzten Tagung der vorbereitenden Abrüstungskommission. Für Deutschland ist Graf Bernstorff erschienen. Die Tagung beginnt. Die Herren Delegierten sollen sich nach dem militärischen Vorschlag zunächst über den Begriff Beschränkung oder Begrenzung klar werden, die Herren Delegierten schütteln resigniert mit dem Kopf und

gehen über das Ergebnis von 86 Sitzungen der Militärs ohne Debatte weg. Die Herren vom Zivil haben auch ihren Stolz.

In der Kommission prallen die Meinungen sofort lebhaft aufeinander. Lord Cecil spricht für England, er verteidigt seinen Standpunkt und Paul Boncour verteidigt den Standpunkt der französischen Republik. Zwischen den Punkten, auf denen die Vertreter dieser beiden Mächte stehen, gibt es augenblicklich noch keine Brücke. Es ist das erstemal, daß Deutschland auf einer derartigen Tagung seinen Standpunkt zu vertreten Gelegenheit bekommt. Es kann zum erstenmal das, was es zu der Frage der Abrüstung sagen möchte, vor diesem Forum aussprechen. Graf Bernstorff tritt auf. Was er sagt, hat diesen Inhalt:
Er beruft sich zu der ganzen Frage auf die entsprechenden Paragraphen des Versailler Vertrages und des Statuts des Völkerbundes. In diesen Verträgen ist die deutsche Entwaffnung, die inzwischen durchgeführt ist, nur als erster Schritt der allgemeinen Abrüstung festgesetzt worden. Die Unterlassung der Durchführung dieser Abrüstung der anderen stellt einen schweren Bruch des internationalen Rechtes dar. Die Franzosen wollen erst Sicherheit und dann Abrüstung? Gibt es denn aber eine größere Sicherheit für alle Staaten, als wenn alle abrüsten?
Es gibt aber keine Möglichkeit für Deutschland, irgendwie selbständig auf dieser Tagung irgend etwas zu erreichen und infolgedessen beteiligt sich der deutsche Delegierte an dem schon geschilderten Spiel. Er ist für die englische These, er befindet sich in Gesellschaft von Spanien, Finnland, Schweden, Chile und noch einigen andern kleinen Staaten und hofft so dazu beizutragen, daß der französische Gesandte mit seinen Plänen nicht durchdringt. Da das Ganze aber wieder

nur eine Sitzung der vorbereitenden Kommission ist, so ist, als am 26. Mai die Delegierten nach Hause fahren, nichts erreicht und nichts beschlossen.

Am 10. September 1926 tritt Deutschland endgültig in den Völkerbund ein. In der Vollversammlung dieses Bundes gibt der deutsche Vertreter, der Staatssekretär im Auswärtigen Amt von Schubert, eine scharfe Erklärung ab. Er sagt, daß die vorbereitende Abrüstungskommission bisher versagt und keinerlei positives Ergebnis gezeitigt habe. »*Die Enttäuschung in allen Ländern, vor allem in Deutschland*«, so ruft Schubert aus, »*ist groß und die Augen der Welt sehen mit Mißtrauen auf ihre Arbeit*«. Es sieht so aus, als ob die Tatsache, daß jemand vor diesem heiligen Rat derartiges offen ausspricht, belohnt werden soll. Die militärische und wirtschaftliche Unterkommission beendet im Oktober und November 1926 endlich ihre unnütze Arbeit. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß eine *Einigung unmöglich* ist. Im Dezember 1926 scheint die Existenz des Völkerbundes auf Frankreich belehrend gewirkt zu haben; mit einer großen Geste wird die interalliierte Militärkommission aus Deutschland zurückgezogen. In Wirklichkeit hatte diese Kommission schon seit geraumer Zeit nichts mehr zu tun, auch beim allerbesten Willen nicht. Außerdem bleibt ja das Rheingebiet noch besetzt. Die französischen Bajonette kontrollieren dort die deutsche Wirtschaft. Im Frühjahr des nächsten Jahres, vom 21. März bis zum 26. April, tagt nun abermals die vorbereitende Abrüstungskommission.

Man nimmt zur Kenntnis, daß die militärische und wirtschaftliche Unterkommission ihre Arbeit *ergebnislos* eingestellt hat. Eine Einigung ist auch auf dieser Tagung nicht möglich, die Sitzungen werden beherrscht von dem Kampf der Mächte Frankreich und England gegeneinander. Nach-

dem man eine zeitlang hin und hergesprochen hat, erklärt man plötzlich in allgemeiner Übereinstimmung, daß das höchste, vielleicht erreichbare Ziel der ganzen Abrütsungsverhandlungen eine Beschränkung der Rüstungen der Mächte auf ihrem *gegenwärtigen Stand* sei. Man muß aber schließlich doch zu einem Ergebnis kommen und so fertigt man anstatt eines solchen ein Protokoll an, um nicht allzu deutlich zu beweisen, daß die ganze Tagung ergebnislos war. Es wurde von der Kommission ein Protokoll angenommen, das sich großsprecherisch *Konventionsentwurf* nannte und in dem die verschiedenartigsten Standpunkte der verschiedenen Mächte kurzerhand und hintereinander aufgeschrieben wurden. Das war alles.

★

In den auswärtigen Ministerien der großen Mächte ist man um diese Zeit mit sich zufrieden. Die Schrecken des Krieges, die noch in den Hirnen der Völker spukten, verblaßten in der Erinnerung. Was im Jahre 1919 in den Siegerstaaten der Pazifismus durch die Nähe des großen vergangenen Ereignisses geworden war, das blieb er nicht. Immer klarer schälte sich im Bewußtsein der Völker heraus, daß sich in der Politik Europas nichts geändert hatte, daß das alte »si vis pacem para bellum« nicht um seinen Sinn gekommen war. In der ganzen internationalen Welt hatte man, vielleicht mit Ausnahme von Deutschland, den Tagungen der Abrüstungskommissionen wenig Beachtung geschenkt. Die Menschen in den Siegerstaaten waren den Anblick der kraftstrotzenden Heere ihres Landes zu sehr gewohnt, als daß sie diese Tagungen ernst nehmen konnten. Der Schrecken des Krieges hatte vor allem in Frankreich allmählich angefangen eine andersgeartete Wirkung hervorzurufen. Die Bürger dieses Landes waren bereit, alles zu tun, um zu verhindern, daß der Krieg

seine Schrecken abermals auf ihr Gebiet tragen könnte. Die Rüstungen Italiens nährten diese Besorgnisse, und dem französischen Volke blieb es im ganzen verborgen, daß ihre Regierung mit den Kriegsrüstungen weit über den Stand einer planvollen Defensive hinausging. So wurden, vor allem natürlich infolge ihres grotesk ergebnislosen Verlaufs, die Arbeiten der Diplomaten in den Abrüstungskommissionen von niemandem ernst genommen. Man hatte sich zu sehr daran gewöhnt, diese Kommissionen als Mittel zum Zweck politischer Kämpfe und als Arena für die Austragung außenpolitischer Gegensätze zu betrachten. Die Kriegsministerien und die Auswärtigen Ministerien der großen Mächte sind um diese Zeit mit den Arbeiten ihrer Diplomaten auf den Abrüstungskonferenzen zufrieden.

Für den November des Jahres 1927 ist die vorbereitende Abrüstungskommission wieder einberufen. Nichts zeigt an, daß diese Tagung nicht wieder genau so verlaufen soll, wie alle früheren. Lediglich der Umstand, daß ein russischer Vertreter erscheinen soll, erregt einige Aufmerksamkeit. Es ist ein Bolschewist, der nun unter die Diplomaten der alten Staaten Europas treten wird, es ist ein Bolschewist, und man kann darüber sprechen wie er angezogen sein wird, wenn er die Rednertribüne betreten soll. Vielleicht trägt er eine rote Bluse, man findet in den Witzblättern bereits seine Karrikatur, er ist unrasiert und verlegen. In den Kabinetten der großen Staaten herrscht eine gewisse Spannung, auf welche Seite der russische Beauftragte, es ist Litwinow, treten wird. Wird er den englischen Standpunkt vertreten? Wird er eine Polemik gegen Frankreich beginnen, oder was wird er sonst tun? Die Geleise, auf denen sich diese Abrüstungsverhandlungen fortzubewegen pflegen, sind aber schon so fest auf dem Boden verankert, daß selbst das nicht mehr viel Inter-

esse beansprucht. Man wird ja doch wieder Unterkommissionen einsetzen und Beschlüsse hinausziehen. Was kann geschehen, daß die Art, in der die europäischen Staaten ihre Politik auf diesen Konferenzen zu machen pflegen, gefährden kann? Nichts kann geschehen. In dieser beruhigenden Überzeugung fahren die Diplomaten der Mächte zu der Novembertragung nach Genf.

An einem Morgen fällt die Herbstsonne durch die Fenster des großen Völkerbundssaales. Bisher war die Tagung so verlaufen, wie alle Sitzungen vorher, nichts war anders gewesen, und nun sollte der Bolschewist Litwinow sprechen. Er trug keine rote Bluse, sondern einen schwarzen Rock, und lediglich, um ihn anzuhören und um nachher ein wenig über ihn zu spötteln, waren die Diplomaten erschienen.

Jetzt geht er auf die Tribüne. Das ist kein eleganter Mann, der Herr Litwinow. Er schiebt die Brille zurecht, holt aus der Aktentasche sein Konzept und beginnt zu sprechen. Seine Stimme dringt durch den weiten Raum, und ihr Klang vibriert, als er nun im Anfang seiner Rede sagt, daß seine Regierung nicht die Möglichkeit hatte, an den vorherigen Abrüstungskonferenzen teilzunehmen, weil die Schweiz, die den Mörder Worowkis freisprach, für diese Tat noch keine Sühne gegeben hat.

Die Diplomaten unten im Saal rühren sich nicht, sie stellen befriedigt fest, daß jeder von ihnen in der gleichen Situation dasselbe gesagt hätte, mit der gleichen Stimme und in der gleichen Form. Man wird recht behalten, die Sowjets werden sich der Verhandlungsweise der alten Machtstaaten hier in Genf anpassen, es wird keine Überraschung geben. Aber nun läßt Litwinow sein Manuskript einen Augenblick heruntersinken, er hebt seine Augen, er macht eine Pause, und mit ganz lauter, ganz klarer Stimme schmettert er plötzlich fast

erregt einen Satz hinein, den niemand in dieser Versammlung erwartet hatte. Er sagt:

»*Die Delegation der Sowjetrepublik ist von ihrer Regierung ermächtigt, die vollkommene Abschaffung aller Land-, See- und Luftstreitkräfte vorzuschlagen.*«

Da geht durch den Raum eine ungeheure Bewegung. Es ist noch niemals vorgekommen, und es ist unerhört, daß in den Abrüstungskonferenzen des Völkerbundes der Beauftragte einer Macht es wagt, die tatsächliche und völlige Abrüstung zu verlangen. Die Diplomaten rücken auf ihren Stühlen, einige drängen nach vorn zu dem Platz des Redners, alle aber hören nun aufs äußerste gespannt zu, was dieser schreckliche Mensch da oben, dessen Regierung man nie und nimmer hätte einladen dürfen, noch weiter sagen will. Litwinow hat sein Manuskript wieder hoch aufgenommen. Ist es Hohn, was jetzt in seiner Stimme schwingt, als er sagt: »*Zur Verwirklichung ihres Vorschlages empfiehlt die Regierung der Sowjetrepublik folgende Maßnahmen.*« Und nun liest er vor, was seine Regierung für Maßnahmen empfiehlt. Was er in diesem Augenblick vorgelesen hat, ist so eminent bedeutend für die folgende Geschichte der Ab- oder Aufrüstung, daß sein Vorschlag wörtlich übersetzt im Auszug wiedergegeben werden muß:

Zur Verwirklichung ihres Vorschlages empfiehlt die Regierung der UdSSR folgende Maßnahmen:

a) Die Entlassung des gesamten Personalbestandes der bewaffneten Land-, See- und Luftstreitkräfte und die Verhinderung ihres Fortbestehens in irgendeiner verborgenen Form;

b) Die Vernichtung aller Waffen, die sich bei den Truppen oder in Waffen- oder andern Lagern befinden, der Kriegs-

vorräte, Kriegsmittel für den chemischen Krieg und anderer Rüstungsmittel und Zerstörungsmittel;

c) *Die Liquidierung aller See- und Luft-Kriegsfahrzeuge;*

d) *Die Einstellung der Übungen für militärische Ausbildung, sowohl in der Armee als auch in gesellschaftlichen Organisationen;*

e) *Die Erlassung von Gesetzen zur Abschaffung des Militärdienstes, des obligatorischen sowohl als des freiwilligen und des Dienstes durch Anwerbung;*

f) *Die Erlassung von Gesetzen zwecks Verbots von Reservisten-Waffenübungen;*

g) *Die Zerstörung der Festungen sowie der Flotten- und Luftflottenbasen;*

h) *Die Liquidierung der Kriegsindustrie und der Einrichtungen für Kriegsindustrie in allgemein industriellen Werken;*

i) *Die Einstellung der Bewilligung von Mitteln für Kriegszwecke, sowohl im Staatsbudget wie in den Budgets der verschiedenen gesellschaftlichen Organisationen;*

k) *Die Auflösung der Kriegs-, Marine- und Luftflotten-Ministerien, die Abschaffung der Generalstäbe und jeder Art militärischer Verwaltung, Behörden und Anstalten;*

l) *Verbot — im Wege der Gesetzgebung — der Kriegspropaganda und der militärischen Ausbildung der Bevölkerung sowie der militärischen Erziehung der Jugend, sowohl durch den Staat als auch durch gesellschaftliche Organisationen;*

m) *Gesetzliche Abschaffung des Patentschutzes für die verschiedenen Arten der Rüstungen und Zerstörungsmittel, um den Anreiz zur Ersinnung dieser Mittel zu beseitigen;*

n) *Die Erlassung von Gesetzen, die eine Verletzung irgend-*

einer der obenerwähnten Bedingungen als schwerstes Verbrechen gegen den Staat behandeln;

o) *Die Abschaffung aller gesetzgeberischen Akte, der innerstaatlichen sowohl als auch der von internationaler Geltung, die mit den oben dargelegten Thesen in Widerspruch stehen, bzw. Vornahme entsprechender Abänderungen dieser Akte.*

3. *Die Delegation der UdSSR ist ermächtigt, vorzuschlagen, daß die Verwirklichung des oben dargelegten Programmes der vollständigen Abrüstung unmittelbar nach Inkrafttreten der diesbezüglichen Konvention derart erfolge, daß alle notwendigen Maßnahmen zur Vernichtung der Kriegsmaterialien innerhalb einer einjährigen Frist abgeschlossen sein müssen.*

Der Volkskommissar Litwinow hat geendet. Die Journalisten sind schon während seiner Rede ans Telephon gestürzt, sie lösen sich ab, der Anfang seiner Rede ist schon in Berlin, Paris und London, bevor er geendet hat. Unten im Saal sitzen noch die Diplomaten, sie lächeln dünn, sie sind sehr ironisch und gleichzeitig ängstlich. Das Konzept ist verdorben. In dem Konzert hat jemand unschön und gegen den Takt auf eine Trommel geschlagen, er hat einen Trommelwirbel erzeugt, der als Echo in die Welt hinausgehen wird. Ist es jetzt noch möglich, dasselbe Spiel fortzusetzen, wie es bisher üblich war? Muß nicht jetzt etwas geschehen? Was aber soll geschehen? An ernsthafte Abrüstung denkt niemand von den Siegermächten. *Niemand denkt daran auch nur im entferntesten.* Wird aber nicht das Volk der Welt nun ernsthaft von seinen Diplomaten verlangen, diesem Vorschlag beizutreten? Die Diplomaten lächeln schon ein wenig voller. Man wird den Nationen klar machen, daß diese

unmögliche Rede des Litwinow eine Provokation war, und man wird darlegen, daß die Sowjets lediglich die Absicht haben, die andern Mächte zur Abrüstung aufs Glatteis zu führen, um selbst auf dem sicheren Boden ihre unkontrollierbaren Rüstungen stehen zu bleiben. Das wird man mit Leichtigkeit tun können.

Zunächst aber wird die Maschine der Konvention angekurbelt. Man will beschließen, den Vorschlag der Russen einer Unterkommission zu übergeben, die nicht in öffentlicher Sitzung über ihn beraten soll. Wieder steht Litwinow auf. Er wehrt sich gegen diese Absicht. Nicht Unterkommission unter Ausschluß der Öffentlichkeit, *sondern Beratung im Licht der Öffentlichkeit*. Das verlangt er. Deutschland schließt sich ihm an. Ist hier ein Hoffnungsstrahl in der unmöglichen militärischen Situation dieses Landes? Vielleicht. Man will den Strahl auffangen.

Die Kommission aber sagt: Dieser russische Vorschlag, der die tatsächliche Abrüstung verlangt, ist für die Abrüstungskommission so neuartig, daß es ganz unmöglich ist, diesen Vorschlag hier jetzt zu diskutieren. Gehen wir erst einmal nach Hause und beraten wir mit unseren Regierungen. Wenn wir ernsthaft über Abrüstung reden sollen, dann müssen wir uns das aber wirklich erst einmal reiflich überlegen. Fahren wir also nach Hause.

★

Es beginnt in den Kabinetten der Regierungen Europas ein gewaltiges Geraune. Es hat sich infolge des Auftretens Litwinows gezeigt, daß es plötzlich heiß um das Eisen der Abrüstungskonferenzen geworden ist, es hat sich herausgestellt, daß die Sowjets brutale und geschickte Schachspieler sind. Jetzt ist es zu befürchten, daß das Spiel mit der Abrüstung plötzlich zum Ernst werden kann. Als nun die Delegierten

von dieser Konferenz, in der Litwinow gesprochen hat, heimkehren, als die ersten Beratungen in den verblüfften Ministerräten begonnen haben, da hat sich bereits schon wieder die Besetzung des Konzerts der internationalen Politik grundlegend verändert. War es im Anfang so, daß England die Auseinandersetzungen mit Genf über die Frage der Abrüstung zum Kampf gegen Frankreich benutzte, so hat es sich nun herausgestellt, daß das Kampffeld selbst bedroht ist. MacDonald hat im übrigen auch seine Position räumen müssen. Er fiel über einen Streich, den ihm die konservative Partei seines Landes ebenso skrupellos wie gewandt spielte. Am Tage der Wahl veröffentlichten die Konservativen durch ihre Beamten im Foreign Office einen gefälschten Brief des Vorsitzenden der kommunistischen Internationale, aus dem hervorging, daß die Kommunisten unter der Regierung MacDonalds in England den Anfang machen konnten, die Wehrmacht des britischen Imperiums zu unterwühlen. Dieser Brief tat seine Wirkung, MacDonald unterlag in der Wahl, und der Konservative Baldwin kam ans Ruder. Er warf dieses Ruder des Staatsschiffes, dessen Kommandobrücke er nun betrat, mit einem mächtigen Schwung herum. Seinen Absichten entsprach es nicht, in einem sehr gespannten Verhältnis mit Frankreich zu stehen, für ihn war es sehr viel wichtiger, alles zu tun, um gegen die Sowjets aufzutreten, mit denen man die diplomatischen Beziehungen abgebrochen hatte. Überall in der Welt war überhaupt das Verhältnis der bürgerlichen Staaten zu den Sowjets auf das äußerste gespannt. Die britischen Vorrechte in China waren durch die von den Sowjetagenten propagierte Revolution schwer bedroht. In Indien wurden die revolutionären Bewegungen auch den Kommunisten zugeschrieben, und bei den großen Streiks, die in dieser Zeit in allen Ländern

Europas ausbrachen, waren die Funktionäre der Sowjetrepublik am Werk. Baldwin sah Rußland als eine Gefahr, die gleichmäßig die europäischen bürgerlichen Staaten bedrohte. Er hatte nicht die Absicht, eine Einheitsfront der Länder Europas, die gegen die Sowjets beschlossen werden sollte, zu durchbrechen.
Außerdem war die englische Vorherrschaft auf den wirtschaftlichen Märkten bedroht. Amerika war im Begriff, sich die Märkte in Südamerika, in China, ja selbst in Indien zu erobern. Der Kampf der Agenten erforderte eine ungeheure Konzentration. Verdarb Baldwin Frankreich, das den Kampf gegen die Sowjets an erster Stelle führte, nicht das Konzert auf dem Kontinent, dann hatte dieser Kampf zunächst einmal Aussicht auf Erfolg, und außerdem hatte die englische Regierung dann den Kopf frei für die großen Sorgen, die ihr aus dem merkantilen Vordringen Amerikas erwuchsen. Infolgedessen spitzten sich nun auch schon die Gegensätze zwischen England und Amerika in der Flottenaufrüstung zu. Um seine Position Amerika gegenüber zu verbessern, brauchte Baldwin die Unterstützung Frankreichs, und es war infolgedessen für ihn vollkommen unmöglich, es war aus allen diesen Gründen für ihn vollkommen widersinnig, weiter den Galopp gegen Frankreich zu reiten, der unter MacDonald geritten worden war. Die eingelegten Lanzen wurden sanfte Ölzweige, von sinnigen Tauben umflattert! Jedermann wußte in dieser Zeit, daß sich die englische Politik der französischen in den internationalen Fragen sehr genähert hatte, aber plötzlich tauchte in der Welt der internationalen Diplomaten ein Gerücht auf, und dieses Gerücht schrie, daß die ganze Abrüstungsfrage nunmehr vollkommen zur Farce geworden sei! Die Generalstäbe der Länder England und Frankreich hätten miteinander einen Militärvertrag, ein

ganz geheimes Abkommen getroffen. Nun konnte, das war die Folgerung daraus, in Genf beschlossen werden, was den Leuten in Genf gefiel. Beschlossen werden konnte es, aber keinerlei Abrüstung war durchzuführen gegen den Willen und gegen die Armeen der beiden größten Mächte Europas. Dieses Gerücht hielt sich hartnäckig. Die Regierungen der Länder England und Frankreich dementierten auf vorsichtige, nicht öffentliche diplomatische Anfragen. Die Frager erhielten die Antwort, daß es eine verbrecherische Lüge sei, zu behaupten, daß ein derartiger Vertrag geschlossen wäre. Eine verbrecherische Lüge! Es wurde still um diesen Vertrag, es wurde lange still um dieses Bündnis, bis sich eines Tages, zwei Jahre später, 1930, etwas ereignete, das diesen Verlauf nahm:

MISTER HORAN TELEGRAPHIERT DAS ENGLISCH-FRANZÖSISCHE FLOTTENABKOMMEN

Hearst ist in Paris. Hearst, der Herrscher des gigantischsten Zeitungskonzernes der Welt, dessen Einfluß in allen Dingen der Weltpolitik unmöglich unterschätzt werden kann, Hearst ist im Hotel Crillon angekommen. Er hat die Absicht, so sagte er, vergnügliche Tage in dieser Stadt zu verbringen, alte Kunstschätze und junge schöne Frauen zu bewundern, im Bois spazieren zu gehen und sich von seiner Arbeit in New York zu erholen. Das sagt er den französischen Journalisten, die ins Hotel Crillon kommen, um mit ihm zu sprechen.

Hearst, das ist nicht nur ein Mann, der den größten Zeitungskonzern der Welt beherrscht, sondern das ist ein Zeitungsverleger, der den Ehrgeiz, die Absicht und die Möglichkeiten hat, sich in die internationale Politik zu mengen. Das hat Hearst vielmals getan, meistens blieben seine Einmischungen

verborgen, des öfteren wurden sie bekannt. Er hat den amerikanisch-mexikanischen Krieg dadurch angezettelt, daß er in all seinen Blättern verbreiten und durch all seine Nachrichtenagenturen in die Welt hinausposaunen ließ, daß Mexiko schon die Feindseligkeiten gegen Amerika begonnen habe in einem Augenblick, in dem Mexiko an derartige Handlungen noch nicht dachte. Das ist Hearst: Ein Mann, der immer dazu bereit ist, seine ungeheuren Möglichkeiten zum Nutzen der Außenpolitik seines Vaterlandes einzusetzen und wenn er dazu die skrupellosesten Mittel anwenden müßte. Was er in der inneren Politik Amerikas zu tun pflegt, das ist eine andere Geschichte, die hier nicht erzählt werden kann.

Hearst sitzt im Hotel Crillon in Paris, und, wie gesagt, er hat lediglich die Absicht, die angenehmen Seiten des Lebens in der angenehmen Stadt Paris zu durchkosten.

Die Zeiten, in denen Hearst diese seine Absicht auszuführen gedenkt, sind ernst. Sein Vaterland Amerika sieht großen kommenden Wirtschaftskämpfen mit dem alten Erdteil Europa entgegen. Europa, das ist der Schuldner und Amerika, das ist sein Gläubiger, und der Schuldner beginnt unangenehm zu werden. Europa, im Zeichen kommender Wirtschaftskämpfe, jetzt im Sommer des Jahres 1928, versucht immer mehr seine Exportmöglichkeiten zu vergrößern und stößt dabei gegen Amerika vor, kämpft mit diesem Erdteil erbittert um die Möglichkeit, seine Produkte in jenen Ländern und auf jenen Märkten zu verkaufen, die Amerika bisher allein beherrscht hat. Immer wieder trat nun der Zwiespalt in der Politik der Völker Europas helfend an die Seite Amerikas. Solange die großen Mächte Europas gegeneinander ringen, hat Amerika nichts zu befürchten, so lange die Flotten der großen Mächte Europas nur gegeneinander auf-

gerüstet werden, so lange überhaupt keine Möglichkeit besteht, daß die Länder des alten Erdteils Konventionen schließen, die sich gegen Amerika richten, ist alles in Ordnung. Sollten sich aber eines Tages die Länder, sei es beispielsweise Frankreich und England, miteinander in Flottendingen verbünden, sollten sie einstmals Abmachungen treffen, die ihre Flotte vereinen können, auch zum Kampf gegen Amerika, wenn es sein müßte, dann würde dies Amerika sehr beunruhigen. Dann müßte man Mittel und Wege finden, das zu verhindern, man könnte das übrige Europa gegen die beiden vertragschließenden Mächte aufhetzen, man könnte alles mögliche tun.
Mister Hearst sitzt im Crillon und erfährt, daß Mister Horan in der Halle wartet, um mit ihm zu sprechen. Mister Horan ist der Angestellte des Zeitungskönigs. Er ist der Pariser Korrespondent seiner Blätter. Es ist ein guter Korrespondent, ein Mann, der bisher zu großer Zufriedenheit des Mister Hearst gearbeitet hat. Mister Hearst läßt ihn nicht lange warten. Mister Hearst spricht stundenlang mit ihm, und dann geht Mister Horan nachdenklich aus dem Hotel heraus.
Mister Horan läuft in Paris herum und er entdeckt schließlich, daß es Zeit ist, sich zum Frühstück zu begeben. Er klettert in eine Droschke und fährt seinem Mittagessen entgegen, ohne genau zu wissen, wie er den Auftrag, den er von Hearst erhalten hat, lösen soll. Auf jeden Fall muß er zunächst einmal frühstücken. Er wird das nicht allein tun, sondern, wie täglich, mit dem Journalisten Roger Delaplanque, dem parlamentarischen Berichterstatter des »Intransigeant« und des »Petit Bleu«. Delaplanque ist sein Informator.
Denn so halten es in der Regel die amerikanischen Journalisten in Europa: Sie engagieren sich einen Informator, und

zwar meistens einen angesehenen Journalisten des Landes, in das sie von ihren Blättern entsandt worden sind. Dieser einheimische Journalist unterrichtet den meistens über das Land, in dem er arbeitet, nur oberflächlich orientierten amerikanischen Kollegen und erhält dafür ein festes monatliches Honorar. Dreitausend Franken im Monat erhielt also Delaplanque von Horan dafür, daß er ihm seine Informationen zuteil werden ließ. Aber über das, was Hearst wissen wollte, was Horan in Erfahrung bringen sollte, über das wird Delaplanque den Amerikaner nicht unterrichten können, denkt Horan betrübt in seinem Taxi. Oder vielleicht doch?

Die beiden sitzen nun beim Frühstück. Das ist in Paris eine geheiligte Sache. Für nicht sehr viel Geld beginnt man mit den Hors d'heuvre, man wendet sich dann einem leichten Zwischengericht zu, nimmt ein wenig Geflügel, danach vielleicht eine Scheibe Braten, hinterher ein paar Gabeln Gemüse, ein wenig Käse mit Brot, einen Salat aus Früchten und, nun ja, natürlicherweise einen kleinen Kaffee mit einem Gläschen Kognak. So hält man das für wenig Geld in Paris. So hielten es seit langer Zeit die Herren Delaplanque und Horan und sie unterbrachen die Annehmlichkeiten des Frühstückens in Paris mit Informationen, die der Franzose erteilte und die der Amerikaner entgegennahm.

Heute ist Horan nachdenklich. Heute ißt er sein Frühstück ohne besondere Aufmerksamkeit und schließlich sagt Delaplanque:

»Aber, mein Freund, was ist los, daß Sie so nachdenklich sind? Was haben Sie nur?«

Er hat nicht unrecht, der Franzose, denn der Amerikaner hatte nachgedacht, aber er weiß jetzt, wie er es anfangen

soll, sein Ziel zu erreichen, er weiß jetzt, wie er es versuchen wird:
»Ach, es ist nichts Besonderes. Es ist fast gar nicht wichtig. Es handelt sich nur darum, daß ich bald einmal wieder eine Nachricht allein haben müßte. Mister Hearst sagte mir heute morgen, daß man ja ganz zufrieden sei mit meinen Informationen, aber schließlich muß man mal eine Nachricht erhalten, die man allein besitzt. Es ist wegen des Avancements, wissen Sie mein Freund —«
Das trifft ein wenig den Herrn Delaplanque. Schließlich müßte er ja eine derartige Nachricht beschaffen, schließlich müßte er für sein monatliches Honorar etwas Derartiges einmal liefern. Aber er weiß nicht ganz genau, was sich im Augenblick tun läßt, denn es muß ja schon eine wichtige Sache sein, die er dem Amerikaner liefern kann.
Während er nun angestrengt darüber nachdenkt, sagt der Amerikaner plötzlich:
»Nun gut, lieber Freund, wir müssen offen miteinander reden. Mister Hearst wünscht einige grundlegende Änderungen im Informationsdienst. Nicht ich bin es, der sie wünscht, bedenken Sie das wohl, mein lieber Freund —«
Jetzt schmeckt auch Monsieur Delaplanque das Frühstück nicht mehr. Was ist das? Will Horan ihm den Vertrag aufkündigen? Das würde im Augenblick für ihn eine Katastrophe bedeuten, in diesem Augenblick, in dem er mehr als je auf die Tausendfrankenscheine seines Freundes Horan angewiesen ist, in diesem Augenblick, in dem persönliche Mißhelligkeiten beginnen, ihm über den Kopf zu wachsen, in dem finanzielle Bedrängnisse ihn bedrohen. Er war zum Frühstück gekommen mit der festen Absicht, Mister Horan um einen Vorschuß zu bitten, den der Amerikaner eigentlich sofort bewilligen müßte, und nun sieht der französische Jour-

nalist in einen Abgrund. Er wird nicht nur sein monatliches Honorar verlieren, er wird auch keinen Vorschuß bekommen, es wird sehr übel für ihn werden. Er sitzt nachdenklich da, trinkt sein kleines Glas Kognak aus und denkt verzweifelt darüber nach, welche Nachricht er dem Hearstkonzern verschaffen könnte, damit sich alles zum Guten wenden würde.

Da sagt Mister Horan:

»Ja, es ist unangenehm. Wissen Sie, Mister Hearst sagte, daß es durchaus nicht auf finanzielle Aufwendungen ankäme, er ist sogar bereit, mehr als bisher für einzelne Informationen zu zahlen, aber es müßten dann Informationen sein, die wir tatsächlich allein haben würden und die in Amerika ganz erheblich interessieren. Sehen Sie, da geschehen doch in der europäischen Politik, das betont auch Mister Hearst, dauernd Dinge, die auch in Amerika interessieren und die nachher alle Welt sehr spät durch die Regierungscommuniqués erfährt, wenn sie schon alt und verstaubt sind, so daß alles dann vor einem fait accompli steht.«

Jetzt horcht Delaplanque auf. Ganz von fern, in ganz vagen Andeutungen hat er von einzelnen Parlamentariern vernommen, daß sich zwischen Frankreich und England etwas angebahnt hat, daß ein Flottenbündnis entweder kurz vor dem Abschluß steht oder vielleicht schon abgeschlossen worden ist. Ein Bündnis, das sich in der Hauptsache gegen Amerika richten soll, das ganz geheim gehalten wird, und das erst ganz spät, erst in einem Augenblick, in dem es der Politik beider Länder zugute kommt, veröffentlicht werden soll. Um dieses Bündnis, um diesen Vorgang hat sich Delaplanque nicht sehr gekümmert, er ist nie auf den Gedanken gekommen, die Kenntnis von dieser Affäre irgendwie journalistisch zu verwerten, denn das könnte böse Folgen für ihn haben,

man würde ihm eine Schädigung der Interessen des eigenen Landes vorwerfen, und das ist ein Vorwurf, der einem Journalisten nicht nur in Frankreich das Genick zu brechen pflegt, wenn es sich herausstellt, daß er berechtigt ist.

Nun sitzt er Horan gegenüber, der ruhig seine Zigarette raucht und in seinem Kaffee herumrührt. Er kämpft mit sich einen schweren Kampf und er sagt schließlich:

»Hören Sie, mein Freund, ich glaube, ich habe da etwas. Aber ich muß eins von Ihnen wissen. Würden Sie eine wirklich wichtige Nachricht, die ich Ihnen gebe, auch einmal nicht veröffentlichen, sondern nur als Information werten, und würde Ihnen mit einer solchen Nachricht wirklich gedient sein?«

»Gott«, sagt Mister Horan, »mein Gott, darüber müßte man einmal sprechen. Natürlich wäre es gut, wenn in diesem Augenblick von Ihrer Seite eine Nachricht käme, denn so schwer es mir auch fällt, ich will ganz ehrlich zu Ihnen sein: Mister Hearst hat mir an sich aufgegeben, unser Abkommen mit Ihnen zu kündigen, da Sie nicht in der Lage waren, uns große Informationen so zu besorgen, daß wir sie allein und vor allen andern Blättern besitzen.«

Da ist das, was Delaplanque befürchtet hat. Jetzt wird es schlimm um ihn werden, jetzt, wo er einen erheblichen Teil seiner Einkünfte verlieren soll. Jetzt sitzt ihm das Messer an der Kehle. Bald, ja bald wird es vorbei sein mit den genußreichen Frühstücken am Mittag, mit den lustigen Unterhaltungen am Abend und mit dem ruhigen Schlaf in der Nacht. Schulden sind da zu zahlen, die nicht warten werden. Befindet er sich schon auf dem absteigenden Ast seiner Laufbahn? Wird er schon jetzt zum alten Eisen geworfen werden? Das alles denkt er sich aus, er verfällt in Trübsal, viel-

leicht sieht er schwärzer für seine Zukunft, als es berechtigt ist.

Da sagt Horan:

»Sehen Sie, so will das Hearst. Natürlich, wenn Sie jetzt in diesem Augenblick mit einer ganz großen Nachricht zu mir kommen, dann sieht alles ganz anders aus. Aber es muß eine Sache sein, die nicht nur hieb- und stichfest ist, man muß daraus eine Affäre machen können, die in Amerika ‚knallt', wie wir es nennen.«

Delaplanque hat seine traurigen Gedanken schon zu Ende gedacht. Er wirft das Geld für das Frühstück auf den Tisch, er nimmt seinen Hut und sagt:

»Es kann sein, daß ich etwas habe. Vielleicht wird etwas daraus, vielleicht auch nicht. Wir wollen einmal sehen.«
Er will gehen. Da sagt Horan:

»Lieber Freund, noch eine Kleinigkeit. Sie wissen, daß wir übereingekommen sind, unser Verhältnis so zueinander zu gestalten, daß wir es jederzeit einander aufkündigen können. Ich habe Mister Hearst gesagt, daß ich Ihnen unsere Beziehungen erst in einer Woche aufkündigen möchte, es ist mir persönlich sehr leid darum, aber was soll ich machen?«
Da sagt Delaplanque:

»Nun ja, wenn es sich so verhält, dann werden wir uns eben trennen, Mister Horan. Ist es so, daß Sie meine Nachricht, die ich Ihnen vielleicht bringen könnte, nun auch nicht mehr interessiert —«

»Aber, lieber Freund«, sagt Horan und steht auf, »welche Mißverständnisse! Ich habe doch diese Frist von einer Woche Mister Hearst nur deshalb abgerungen, weil ich der Überzeugung bin, daß Sie in der Zwischenzeit ein solches Füllhorn von erstklassigen Nachrichten über uns ergießen wer-

den, daß wir gar nicht genug Papier haben werden, um all die schönen Dinge, die Sie beschaffen, zu drucken.«
In Delaplanque ist jetzt eine gelinde Verzweiflung mit einer großen Wut gepaart hochgestiegen.
»Nun«, sagt er, so beruhigt und gleichgültig, als es ihm gelingt, »nun, wir werden ja sehen. Wo könnte ich Sie heute nachmittag etwa um fünf Uhr treffen?«
»Vielleicht im Café de la Paix?«
»Also gut, im Café de la Paix.«
Mister Delaplanque geht schnurstracks aus dem Restaurant, schnurstracks von seinem Frühstück zum Quai d'Orsay ins Pariser Regierungsviertel. Ohne sich unterwegs aufzuhalten, mit betrübter Entschlossenheit geht er seines Weges und steigt dann in der Presseabteilung die Treppen hinauf zu dem Chef dieser Abteilung, zu dem Konsul 1. Klasse de Noblet. De Noblet ist mit ihm befreundet, er kennt ihn seit vielen Jahren und sie pflegen tagtäglich über irgendwelche Dinge miteinander zu sprechen.
Als Delaplanque nun in das Zimmer dieses Konsuls 1. Klasse eintritt, da findet er den Monsieur de Noblet. Er findet ihn sehr beschäftigt, er muß bald fortgehen, er muß in eine Sitzung, er hat betrüblicherweise für seinen Freund Delaplanque wenig Zeit.
»Wolltest du etwas Besonderes, mein Lieber?«
»Ach nein, es ist nichts Besonderes, es ist nur, daß ich gern eine Information hätte. Man wird, wie ich höre, bald das Flottenabkommen zwischen uns und England veröffentlichen und ich möchte dann in der Lage sein, ganz schnell einen Kommentar darüber zu schreiben, bevor mir die andern zuvorkommen.«
»Sieh es dir doch an«, sagt der Konsul. »Es muß hier irgendwo sein, dieses Abkommen. Ach, da ist es. Wird man es schon

veröffentlichen? So, das wußte ich gar nicht. Sieh es dir schnell an, denn du weißt, ich muß sofort weggehen. Also man wird es schon veröffentlichen? Das wußte ich doch gar nicht.«

Monsieur Delaplanque nimmt die Broschüre, sieht hinein, da sagt de Noblet:

»Ich finde den ganzen Vorgang überhaupt nicht sensationell. Aber du hast recht. Einen Kommentar kann man späterhin sicherlich darüber schreiben.«

In diesem Augenblick tritt ein anderer Beamter in das Zimmer des Pressechefs. Gleichzeitig kommt eine Sekretärin und bringt eine Mappe mit Unterschriften. Zudem läutet das Telephon und zu allem übrigen wird sich de Noblet darüber klar, daß er sofort weggehen muß, um den Beginn der Konferenz nicht zu versäumen.

Unbemerkt schiebt Delaplanque das Heft mit dem Flottenvertrag in die Tasche. Ohne daß das jemand bemerkt hat, steht er auf der Straße, und dann eilt er nach Hause und schreibt mit der Maschine das ganze Abkommen ab. In drei Stunden hat er diese Arbeit geleistet, dann eilt er zurück zum Quai d'Orsay, gelangt wieder in das Zimmer des Konsuls de Noblet. Niemand ist anwesend. Er schiebt die Broschüre an ihren Platz, und dann fährt er schnell zum Café de la Paix. Es hat alles so gut geklappt, es ging alles so verblüffend einfach und so ungeheuer schnell vor sich, daß er seinen Gedanken nicht nachhängen konnte, daß ihm keine Zeit verblieb, sich darüber schlüssig zu werden, daß das, was er nun begann, doch eine recht bedenkliche Angelegenheit war.

Im Café de la Paix sitzt Mister Horan, und als Delaplanque eilig herankommt, sagt ihm Horan, daß er schon einige Zeit auf ihn gewartet habe und nun wirklich fortgehen müsse. An Stelle einer Antwort übergibt ihm Delaplanque ganz ein-

fach die Abschrift des Dossiers über das Flottenabkommen, sagt aber dazu, daß er dem Amerikaner dieses Schriftstück nur zu einer einmaligen flüchtigen Durchsicht übergeben könne, da man über den Erwerb dieser Kopie erst bestimmte Abmachungen treffen müsse.

Aber Mister Horan hört gar nicht zu, er überfliegt die Blätter, er wendet eins nach dem andern, er liest hier diesen Satz und dort jenen, und er weiß sofort, was das ist, was er in seinen Händen hat. Er weiß sofort, daß er mehr geleistet hat, als Hearst von ihm wollte, er weiß, daß er richtig gespielt hat und er ist sich klar darüber, daß der Teufel des Zufalls ihm helfend zur Seite gestanden hat. Sein Verhalten Delaplanque gegenüber hat nichts anderes bezweckt, als sich Kenntnisse aus diesem Abkommen zu verschaffen, er hat niemals zu hoffen gewagt, daß er das Abkommen selbst in der Hand halten würde.

Nun spielt er weiter mit Delaplanque, so wie eine Katze mit der Maus spielt. Er legt die Blätter auf den Tisch, schiebt sie zurück und sagt:

»Von wem haben Sie denn das? Ist das tatsächlich die Abschrift eines echten Dokumentes? Dann wäre es nicht ganz uninteressant.«

»Ich habe es«, sagt Delaplanque, »von de Noblet. Sie wissen ja, wer das ist. Der hat mir die Originaldokumente, deren Kopie hier liegt, übergeben. Es kann also kein Zweifel darüber herrschen, daß die Dokumente echt sind.«

»Gott ja«, sagt Horan. »Wenn Sie mir das so sagen, dann sind die Dokumente natürlich echt und ich erklärte Ihnen schon, daß das nicht uninteressant ist und daß ich glaube, daß wir uns dafür schon ein wenig interessieren würden. Aber so ganz sensationell ist das denn doch nicht — —«

»Mein Freund, ich muß Ihnen etwas sagen«, erregt sich blitz-

schnell der Franzose. Er nimmt die Papiere an sich, steckt sie in die Tasche:
»Ich bemerke jetzt, daß Sie mit mir Schindluder treiben. Bedenken Sie, daß ich lange genug Journalist bin, um zu wissen, was man mit diesen Blättern, die ich jetzt in meiner Tasche trage, in Amerika anstellen kann. Ich bin lange genug Journalist, um zu erkennen, daß das für Sie eine ganz große Nachricht ist, die ich bereit war, Ihnen zu übergeben. Sie sind nicht ehrlich zu mir, das erkenne ich in diesem Augenblick. Sie treiben ein falsches Spiel und Sie sollen wissen, daß ich nicht die Absicht habe, mich von Ihnen so behandeln zu lassen. Sie haben mir unser Verhältnis aufgekündigt, nun gut, ich werde von Ihnen weg zu Ihrer Konkurrenz gehen. Es gibt noch andere Zeitungen in Amerika als die Ihres Mister Hearst. Ich werde noch heute abend von Ihrer Konkurrenz engagiert. Noch heute abend, Mister Horan! Und zwar deshalb, weil ich erstens einmal ein guter Journalist bin und weil ich zweitens in die neue Ehe eine Mitgift bringe, die sich sehen lassen kann. Leben Sie wohl, Mister Horan!«
Der Amerikaner aber sieht schnell, daß er sich falsch benommen hat.
»Aber was reden Sie denn, mein Freund! Setzen Sie sich hin, seien Sie nicht so aufgeregt! Ich kann doch gar nicht beurteilen, was in diesen Papieren steht, denn Sie haben mir nur erlaubt, sie zu überfliegen, Sie haben mir nicht gestattet, sie genau zu lesen.«
Delaplanque hat sich wieder hingesetzt.
Schließlich sagt er: »Ich gebe Ihnen die Papiere nicht noch einmal. Sie betreiben unser Handwerk, Mister Horan, auch lange genug, um zu wissen, was diese Papiere bedeuten und was man damit anstellen kann, auch wenn Sie sie nur überflogen haben. Was bieten Sie dafür?«

Horan stellt sich so, als ob er überlegt, dann sagt er:
»Es ist gut, mein Freund, Sie werden sehen, daß ich Sie nicht übertölpeln will. Trotzdem ich nur ganz oberflächlich weiß, was auf diesem Papier steht, nur weil Sie mein Freund sind, so biete ich Ihnen an: Wir lassen alles beim alten. Ich zahle Ihnen nach wie vor monatlich 3000 Franken und ich nehme die Kündigung unseres Abkommens zurück.«
»Nein«, sagt ganz schroff Delaplanque. »Das machen wir anders:
Erstens nehmen Sie die Kündigung zurück und zweitens zahlen Sie mir 10 000 Franken außerdem.«
»Weil Sie es sind«, sagt Mister Horan. »Gut, machen wir es so. Ich zahle Ihnen morgen 10 000 Franken.«
»Auf Ihr Wort?«
»Auf mein Wort.«
Horan eilt aus dem Café. Er trägt die engbeschriebenen Blätter in seiner Brusttasche, er wirft sich in ein Auto und eilt ins Crillon. Er singt im Innern eine Hymne auf sein Glück. Hearst hatte ihm gesagt, daß man in Amerika auf Grund englischer Agentenmeldungen zu der Überzeugung gekommen sei, daß ein Flottenabkommen zwischen England und Frankreich, eine ganz geheime Konvention gegen Amerika, geschlossen worden sei, und Hearst hatte ihn beauftragt, einiges über diese Konvention herauszubekommen.
Er, Horan, wollte ganz langsam und mit Vorsicht Delaplanque auf diese Konvention hetzen, er war bereit, bis zu 100 000 Franken für detaillierte Kenntnisse über dieses Abkommen zu zahlen, und nun warf ihm sein Glück eine wortgetreue Abschrift der Konvention für den lächerlichen Betrag von 10 000 Franken in den Schoß. Mister Horan ist nicht so beschaffen, daß ihm die Art und Weise, wie er den französischen Kollegen dazu gebracht hat, sich diese Abschrift

zu besorgen, irgendwelche Gewissenskrupel macht. Ganz bestimmt ist Mister Horan nicht so beschaffen.
Im Hotel Crillon findet Horan eine stille Ecke, in der er Wort für Wort das Abkommen liest und in der er es genau studiert. Erst dann läßt er sich bei Mister Hearst melden. Der steht schon im Frack, für den Abend umgezogen, in seinem Salon. Es sind Besucher bei ihm, die er dann schnell verabschiedet, er setzt sich in seinen Sessel und auch er liest Wort für Wort den Text des Abkommens.
Als Horan ihm die Erklärung abgibt, daß überhaupt kein Zweifel darüber bestehen könne, daß die Blätter die wortgetreue Abschrift eines echten Dokumentes enthalten, da reicht er nach einer ganz kurzen und schnellen Überlegung die Papiere an Horan zurück. Er sagt:
»Das haben Sie ganz ausgezeichnet gemacht, Mister Horan. Sie werden schnell aufsteigen, Mister Horan, und nun kabeln Sie den Text Wort für Wort nach Amerika, telegraphieren Sie dazu gleichzeitig einen sensationellen Kommentar, weisen Sie auf die gefährliche Situation für Amerika hin und geben Sie in meinem Namen die Anweisung nach New York weiter, so viel Lärm mit diesem Abkommen zu schlagen, als es eben möglich ist.«
Mister Horan, stolz und glücklich, eilt in sein Büro, setzt sich hin, übersetzt das ganze Abkommen und verfaßt seinen Kommentar. Es ist spät in der Nacht, als er damit zu Ende gekommen ist, und es ist spät in der Nacht, als dieser gerissenste aller amerikanischen Reporter einen Fehler macht, der ihm beinahe zum Verhängnis geworden wäre.
Er eilt nämlich mit seinem ganzen Manuskript sofort auf das nächste Telegraphenamt, und er gibt den Auftrag, das ganze Manuskript Wort für Wort in englischer Sprache nach New York zu kabeln. Was das kostet, ist dem Mister Horan

vollkommen einerlei. Er steht am Schalter und wartet darauf, was man ihm mitteilt, wieviel er für dieses Telegramm bezahlen soll. Es wird sehr lange dauern, bis man die Worte gezählt hat, und so lehnt Horan ungeduldig am Schalter, er will nach diesem aufregenden Tage endlich einmal ins Bett gehen.

Auf dem Haupttelegraphenamt aber sitzt ein diensttuender Chef vom Dienst, der etwas intelligent ist. Das auffällig lange Telegramm wird ihm vorgelegt, er beherrscht die englische Sprache genügend, um zu erkennen, daß es Dinge enthält, deren Bekanntwerden in der Welt für Frankreich möglicherweise nicht angenehm ist. So vergewissert er sich zunächst einmal, wer der Absender ist. Dem Schalterbeamten erklärt Horan, daß er Mister Horan vom Hearstkonzern sei.

Nach fünf Minuten spricht der dienstleitende Beamte mit Mister Horan selber und erklärt ihm, daß er das Kabel erst befördern könne, wenn die dafür zuständige französische Behörde, wenn das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris seine Zustimmung zu der Beförderung gegeben habe. Er übergibt also das Manuskript dem Mister Horan, rät ihm, sich die Zustimmung zu besorgen und nimmt sich vor, am nächsten Morgen den ganzen Vorfall seiner Direktion zu melden.

Wütend läuft Horan nach Hause, wütend über die Dummheit, die er da gemacht hat. Sie ist nicht mehr zu korrigieren, aber selbstverständlich gibt es trotzdem Wege für ihn, die Sache so schnell wie möglich nach New York zu senden. Er nimmt das Telephon und läßt sich mit London verbinden. Schnell gibt er den ganzen Text der Sekretärin der Hearstagentur in London ins Stenogramm und verlangt, daß man sofort den ganzen Text nach New York kabele. Sollte das auch in London auf Schwierigkeiten stoßen, dann möge

London den Text nach Berlin durchtelephonieren, damit Berlin ihn herüberkabelt.
In London versteht man sofort, was das Telegramm bedeutet. Man läßt das Wort England aus dem Kabeltext heraus und jagt ein chiffriertes Kabel voraus, in dem darauf hingewiesen wird, daß das Wort England überall da einzusetzen ist, wo im offenen Text die beiden Worte »andere Macht« stehen.
London bringt es fertig, das Kabel nach New York durchzubekommen, man verständigt telephonisch von dieser Tatsache Mister Horan in Paris, und für den Rest der Nacht schläft der Hearster Chefkorrespondent in London und Mister Horan in Paris ruhig in ihren Betten.
Nicht sehr gut schlief in dieser Nacht Delaplanque. Ziemlich früh am Morgen erscheint er bei Mister Horan, um sich seinen Scheck über 10 000 Franken abzuholen. Er erfährt zu seiner Betrübnis und Bestürzung, daß Mister Horan für ein paar Wochen auf Urlaub gefahren und aus Paris verschwunden ist. Wohin? Das weiß niemand. Bestürzt und vor den Kopf geschlagen wartet Delaplanque bis zum Abend. Er vermutet, daß in jedem Augenblick der Postbote den Scheck über die 10 000 Franken bringen muß. Er täuschte sich in dieser Vermutung. Er sah in der nun folgenden Nacht ein, daß er sich schon in seiner Einschätzung des Wertes des Ehrenwortes des Mister Horan getäuscht hatte.
Horan war zunächst verschwunden. Delaplanque suchte ihn in ganz Paris, aber er schien tatsächlich verreist zu sein. Da, 36 Stunden nach dem Vorgang im Café de la Paix, erfährt Delaplanque eines Morgens auf der Redaktion des »Intransigeant«, daß der Text des geheimen englisch-französischen Flottenabkommens von der gesamten Hearstpresse in New York auf den ersten Seiten der Zeitungen in ganz großer sensationeller Aufmachung veröffentlicht worden ist, daß sämt-

liche Hearstagenturen den Inhalt dieses Abkommens in alle Welt gefunkt haben. Gleich geht er aus der Redaktion, verzweifelt läuft er durch die Straßen, erbittert über seine Dummheit und über die Niedertracht der Amerikaner. Wochenlang bleibt Horan verschwunden.

Derjenige Postbeamte, der als Chef vom Dienst die Aufnahme des Horanschen Kabels verweigert hat, lebt aber in den Wochen, die der Veröffentlichung in New York folgen, gleichfalls nicht angenehm dahin. Er hatte, wie das gesagt wurde, die Absicht, gleich am nächsten Tag seiner vorgesetzten Stelle über den ganzen Vorgang Bericht zu erstatten, aber er hat die ganze Sache einfach vergessen und verschlafen. Am nächsten Tag hatte er die Meldung nicht erstattet. Am übernächsten Tag sagte er sich, daß er Unannehmlichkeiten haben würde, wenn er erst jetzt die Meldung nachholen würde und am darauffolgenden Tag hatte er die ganze Geschichte überhaupt vergessen. Dann aber brach ein Sturm los, der auch in der französischen Presse seinen Widerhall fand, dann aber hatte Mister Hearst bereits die ganze Welt davon in Kenntnis gesetzt, daß sich Frankreich und England gegen den Frieden der Welt verschworen hatten, und dann erst wurde dem braven Postbeamten klar, daß er fast ein Verbrechen begangen hatte, weil er diesen amerikanischen Journalisten nicht überhaupt sofort am Postschalter durch die Kriminalpolizei hatte verhaften lassen. Das Kreuz der Ehrenlegion wäre ihm sicher gewesen, und das einzige, was ihm jetzt sicher schien, wenn er nachträglich Meldung erstattete, war die Tatsache, daß er die größten Unannehmlichkeiten haben würde und daß es mit seiner Beförderung ein- für allemal vorbei sein würde.

Bleich lief Delaplanque in Paris herum. Bleich verrichtete der Postbeamte seinen Dienst, wohlgemut erholte sich in

einem stillen Nest Mister Horan und sicher und wühlend in der Arbeit saß Mister Hearst schon lange wieder in seinen New Yorker Büros. Aber noch immer ebbte der Sturm nicht ab, den die Hearstpresse mit der Bekanntgabe des Flottenbündnisses zwischen England und Amerika hervorgerufen hatte. Die politische Situation zwischen England und Amerika spitzte sich zu, aber auch das Verhältnis zwischen Frankreich und Italien wurde sehr gespannt. Kurz, Hearst hatte mit der Bekanntgabe dieses geheimen Dokumentes erreicht, was er erreichen wollte, er hatte vor allem Unfrieden zwischen den Völkern Europas gestiftet zugunsten seines Vaterlandes Amerika.
Wochenlang kämpft der Postbeamte mit sich einen schweren Kampf. Wochenlang durchjagen die wildesten Gerüchte die Stadt Paris, auf welche Art und Weise die Hearstpresse in den Besitz dieses Dokumentes gekommen sei. Die Regierungen Frankreichs und Englands dementieren, England hat die ganze Sache getreu der Tradition seines auswärtigen Amtes überhaupt immer dementiert, Frankreich gab ein klein wenig zu und behauptete nur, es existiere zwar ein Abkommen zwischen England und Frankreich, aber es habe einen ganz anderen Text und anderen Inhalt, als wie es von Hearst behauptet würde. Man dementierte so eifrig, so energisch, so schnell und geschickt, daß tatsächlich die Wirkung der Hearstschen Veröffentlichung etwas abgeschwächt wurde. Man begann ein ganz klein wenig an der Echtheit der Hearstschen Publikation zu zweifeln.
Schließlich ist der Postbeamte mit sich ins reine gekommen. An einem Morgen zieht er seinen schwarzen Rock über, heftet sich die Orden an, die er sich als Sergeant im Weltkrieg erworben hat, und geht sicheren Schrittes, aber voller Angst im Herzen zum Quai d' Orsay und berichtet im Ministerium

der Auswärtigen Angelegenheiten, daß eines Tages ein Mister Horan ein Kabel aufgeben wollte, das denselben Inhalt hatte, wie die Publikationen in New York, die so viel Aufsehen erregten. Er macht diese Aussage nicht nur einmal, er muß sie noch ein paarmal wiederholen, als die Beamten der politischen Polizei Frankreichs, telephonisch herbeigerufen, ihn im Ministerium verhören. Dann eilen die Beamten hin, laufen ins Büro der Hearstvertretung in Paris und fragen nach Mister Horan. Mister Horan ist nicht anwesend. Er ist verreist.

Den Kollegen des Mister Horan erschienen die Männer, die im Büro nach ihm fragten, verdächtig, und unauffällig folgt man ihnen, als sie das Büro verlassen. Man beobachtet sie, man geht ihnen nach und man sieht sie im Polizeigebäude verschwinden. Gleichzeitig erkundigt man sich in der Wohnung des Mister Horan und erfährt, daß auch dort einige Männer nach ihm gefragt haben.

Es war also ganz klar, daß die französische Polizei Mister Horan sucht. Nur seine Kollegen wußten, wo er sich erholte, die Polizei besaß diese Kenntnisse nicht, denn es gab niemanden, der sie ihr verraten hätte. Es gab aber gleichzeitig genug Möglichkeiten für das Hearstbüro in Paris, den Mister Horan zu bewegen, schleunigstens über die Grenze zu eilen, aber diese Möglichkeit wurde nicht ausgenutzt. Das wurde deshalb nicht getan, weil am selben Morgen in der Hearstzentrale in Paris aus Amerika ein langes chiffriertes Kabel einlief, in dem die Hearstvertretung in Paris aufgefordert wurde, etwas ganz anderes zu tun, als Mister Horan zu veranlassen, sich über die französische Grenze zu begeben.

Infolge der ewigen Dementis der an dem Abkommen beteiligten Regierungen, infolge der Hartnäckigkeit, mit der London mit eiserner Stirn das Abkommen leugnete, mit der Frank-

reich so viel widersprechende Nachrichten darüber herausgab, daß kein Mensch sich mehr durchfand, begann alle Welt nun ernsthaft an der Tatsächlichkeit der Hearstschen Behauptung zu zweifeln, und im übrigen begann man in Europa den Vorfall zu vergessen, man fing an, sich zu beruhigen. Das war etwas, was den Absichten von Hearst zuwider lief.
Ein schneller Kabelwechsel der Hearstleute zwischen Paris und New York veranlaßte die Pariser Hearstvertretung nun zu handeln. Am nächsten Abend war Horan in Paris und am Nachmittag des folgenden Tages ging er langsam und sicher durch die Rue de la Paix, um in aller Öffentlichkeit in einem Café auf der Terrasse seinen Kaffee zu nehmen.
Dazu kommt er aber gar nicht. Irgendein Unbekannter hatte von einem Automaten die französische politische Polizei angerufen und hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß der von ihr gesuchte Mister Horan in etwa einer halben Stunde über die Rue de la Paix gehen würde.
Nun war es leicht, ihn zu verhaften, wenn er wirklich über die Rue de la Paix kommen würde. Man muß nämlich wissen, daß alle Polizeibehörden Europas von allen einigermaßen wichtigen Journalisten ganz genaue Personendaten und vor allem natürlich die Photographien in ihrer Registratur haben. Die Polizei beschafft sie sich unauffällig, indem sie bei der Ausstellung des Journalistenpasses, des Presseausweises, die Einsendung von zwei Photographien verlangt. Die eine klebt sie in den Paß, die andere behält sie für sich. Als also jetzt Mister Horan langsam über die Rue de la Paix schlendert, da kommen ihm Beamte der politischen Polizei entgegen, stutzen bei seinem Anblick und verhaften ihn. Horan protestiert ganz laut und ganz auffällig. Es gibt einen Menschenauflauf, er wird abgeführt, und nach allen Richtungen meldet der Telegraph, daß ein amerikanischer Jour-

nalist im Zusammenhang mit der Veröffentlichung über das Flottenabkommen verhaftet worden ist.
Das meldete der Telegraph aber schon, bevor die Polizei das bekannt gab.
Hearst hatte dafür gesorgt. Hearst hatte genau so dafür gesorgt, wie er den Mister Horan veranlaßt hatte, nicht zu fliehen, sondern sich verhaften zu lassen.
Der Amerikaner wurde sofort verhört. Er saß einige Zeit in seiner Zelle, und dann gab er sofort und mit großer Offenheit den ganzen Vorgang preis. Er wartete nur so lange damit, bis genügend Skandal um seine Verhaftung entstanden war, bis alle Welt wieder von diesem Flottenabkommen redete, bis die Wellen der Erregung in ganz Europa wieder hochgingen. Nur so lange wartete er, und dann erklärte er, daß er das Dokument von dem Pariser Journalisten Roger Delaplanque erhalten habe, der es seinerseits wieder von dem Pressechef des Quai d'Orsay de Noblet bekommen habe.
Jetzt aber war die französische Polizei in ganz großer Verlegenheit. Wenn sie das bekanntgab, dann wußte doch jedermann, daß die Dokumente echt waren, denn der Pressechef des Quai d'Orsay handelt nicht mit falschen Dokumenten. Sie ließen den Mister Horan also einige Zeit im Kittchen, und in dieser Zeit zerbrachen sich alle französischen Regierungsstellen den Kopf, was um Gottes willen man mit Horan machen solle. Man begann einzusehen, daß man mit dieser Verhaftung eine ganz große Dummheit gemacht hatte. Die Rollen waren vertauscht. Die vernehmenden Polizeibeamten gerieten in immer schlechtere Laune, je mehr der Angeklagte Horan freundlich lächelnd seine Schuld bekannte. Hätte er doch nur geleugnet! Den Beamten wäre wohler gewesen.
Nun aber wollte man sich ganz geschickt verhalten. Man legte dem Amerikaner dar, daß man ihn aufhängen oder er-

schießen könne, und Horan tat so, als ob er daran glaube, während er in Wirklichkeit wußte, daß ihm nicht viel geschehen könne und daß das wenige, das ihm zustoßen würde, ihm später von Hearst in guten Dollarscheinen aufgewogen werden würde.
Er tat also so, als ob er sehr eingeschüchtert sei. Dann machte er noch einmal seine Aussagen, die Beamten protokollierten sie, und dann sagte man, daß man ihn ausnahmsweise laufen lassen würde, wenn er sich verpflichte, zu keinem Menschen über die ganze Sache fürderhin zu reden. Horan spielte nun ein wunderbares Theater. Er bat seinerseits flehend darum, daß man seine Aussagen niemanden zeige, denn er wolle nicht, daß man erführe, daß er Roger Delaplanque verraten habe, weil ihm das seine Karriere kosten könne. Die Polizeibeamten begingen nun diesem amerikanischen Journalisten gegenüber einen ganz großen Fehler. Sie glaubten nämlich daran, daß dieser Mann nur Karriere machen könne, wenn ihm niemand eine etwas zweifelhafte Handlung nachsagen dürfe. Sie glaubten überhaupt in allem dem Mister Horan und sie glaubten an seine Zerknirschung. Dann ließen sie ihn laufen.
Nun aber eilte Horan in sein Büro, man trommelte alle ausländischen Pressevertreter in Paris zusammen, und man bewog sie, schleunigstens mitzustenographieren, denn Mister Horan gab ihnen Wort für Wort an, was er vor der Polizei ausgesagt hatte und was dort protokolliert worden war. Man schickte sogar den Wortlaut dieser Aussage an die französischen Zeitungen, und so wurde der Quai d'Orsay mit Anfragen gestürmt, die alle so lauteten:
»Ist es wahr, daß Mister Horan dies und das ausgesagt hat?«
Die Aussage Horans, von ihm selbst verraten, kam in alle Blätter der Welt, und überall wußte man nun, auf welche

Weise der Mann an die Abschrift dieser Dokumente gekommen war, überall wußte man nun, daß Hearst das tatsächliche Abkommen zwischen Frankreich und England veröffentlicht hatte, überall wußte man nun, daß wirklich ein Bündnis zwischen Frankreich und England mit der Spitze gegen Amerika geschlossen worden war. Von neuem brach der Skandal los, von neuem waren die Völker gegeneinander gehetzt, abermals war Mißtrauen gegeneinander bei den Staaten Europas gesät worden, und triumphierend schritt Hearst durch seine Büros, und bei den amerikanischen Regierungsstellen wußte man, daß wieder einmal zum Wohl Amerikas gehandelt worden war.

Der Rest dieser Geschichte zerfällt in Kleinlichkeit und Schweigen. Ganz selbstverständlich brauste Mister Horan sofort mit einem Kraftwagen über die französische Grenze nach Brüssel. Sofort schiffte er sich natürlicherweise nach New York ein. Als die Polizei ihn suchte, war er längst verschwunden. Monsieur Roger Delaplanque hat niemals seine 10 000 Franken erhalten, er wurde verhaftet und erst nach einiger Zeit wieder freigelassen. Der Pressechef des Quai d'Orsay verlor seine Stellung. Die Vereinigung ausländischer Journalisten in Paris aber warf Mister Horan aus ihrem Verband heraus.

Und das mit Recht.

DIE ÄCHTUNG DES KRIEGES

Zurück zu der Zeit, in der der gestohlene Vertrag geschlossen worden ist. Die politische Situation in Europa zeigt auf der einen Seite die gewaltig geballte Macht der Staaten England, Frankreich, Tschechoslowakei, Polen, Rumänien, Belgien, Jugoslawien und auf der anderen Seite die Sowjets, Deutsch-

land und — Italien. Wir haben jetzt diese beiden Gruppierungen der Abrüstungsfrage, diese beiden Gruppierungen stehen sich gegenüber bis zum Frühjahr des Jahres 1931, bis zu dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden. Was nachher wird? Prophetische Gaben sind dem Verfasser versagt. *Zunächst wird im März des Jahres 1928 der russische Entwurf zu einem Abrüstungspakt gegen die Stimme Deutschlands verworfen.* Sofort bringt die Delegation der Sowjetunion einen neuen Vorschlag für eine schrittweise Abrüstung ein. Gegen die deutsche und russische Stimme wird auch dieser Vorschlag abgelehnt. *Es hat den Russen klar zu werden, daß es unmöglich ist, in einer Abrüstungskonferenz des Völkerbundes tatsächlich die Abrüstung zu verlangen.*

Der Rest des Jahres 1928 wird ausgefüllt mit den Besprechungen über den sogenannten Kellogg-Pakt. Dieser Pakt, verfaßt und vorgeschlagen von dem Staatssekretär des amerikanischen Auswärtigen Amtes, Mr. Kellogg, den die Mächte unterzeichnen und einhalten sollten, forderte von allen Staaten eine *Ächtung des Krieges.* Es ist sehr viel davon gesprochen worden, daß nach dem augenscheinlichen Scheitern der Abrüstungskonferenzen dieser Kellogg-Pakt nun endlich ein ernst gemeinter Versuch Amerikas gewesen ist, den Frieden der Welt zu sichern. Davon ist sehr viel gesprochen worden, die Wirklichkeit war anders. Amerika ist in jener Zeit beunruhigt durch den englisch-französischen Militärpakt. Es will den Wert, den Streitwert der Armeen und der Flotten der Länder herabsetzen, es hat kein Interesse daran, daß Europa geeint in Waffen starrt, Europa, dessen große und kleine Länder seine böswilligen Schuldner sind.

Das Jahr 1928 brachte aber in diesen Abrüstungsverhandlungen einen Zwischenfall von dramatischer Wucht. Stresemann

ist erkrankt, und als sein Vertreter fährt der deutsche Reichskanzler Hermann Müller nach Genf. Hermann Müller ist Sozialdemokrat. In der Sitzung steht er auf und erklärt, daß man in unzweideutigen Worten den Bankerott des internationalen Abrüstungsgedankens eingestehen müsse. Nichts von dem, was man sich von der Abrüstung versprochen habe, sei eingetreten. Er verfocht dann noch die allgemeine deutsche These, er erklärte, daß der Versailler Vertrag Deutschland das Recht gäbe, von den anderen Mächten Europas die Abrüstung zu verlangen.

Ihm antwortete Briand. Briand war radikaler Sozialist, ein Genosse Hermann Müllers. Lang, lang aber war's her. Briand, den englisch-französischen Militärvertrag in der Tasche, in dem Bewußtsein, der Vertreter einer Macht zu sein, die sich auf eine ungeheure Armee stützt, die durch Bündnisse nach allen Richtungen verbunden ist, wirft sich dem Vertreter des entwaffneten Landes Deutschland entgegen. Was gilt der Anspruch auf die Erfüllung eines Vertrages, den ein Land stellt, das niemals in der Lage ist, gegen die französischen Bajonette anzurennen? Nichts, gar nichts! Und Briand antwortet Hermann Müller:

»Hermann Müller verwechselt die Tribüne des Völkerbundes mit dem Rednerpult der sozialistischen Internationale.«

Unter den Machthabern der Staaten Europas gilt nur die Realpolitik, die gestützt wird auf die Tatsache, daß der Staatsmann in der Lage ist, seinen Worten ein Echo zu geben, das die Wälle von Festungen niederreißen kann und das die Armeekorps in Marsch zu setzen in der Lage ist. So antwortet Briand Hermann Müller. So antwortet der frühere Sozialist, der die Maschinerie eines großen Staates zu lenken hat, dem Sozialisten Hermann Müller. Der deutsche Staats-

mann erhielt den eklatanten Beweis, daß ein Volk ohne Waffen im Konzern der Mächte isoliert dasteht! »Internationale. Schall und Rauch! Macht ist alles!«
Im Jahre 1929 geschieht in der Abrüstungsfrage selbstverständlich gar nichts. Die Verhandlungen an sich aber werden belebt durch die Tatsache, daß Italien plötzlich die Absicht hegt, mitzuspielen. Die Regierung dieses Landes hatte früher gezeigt, daß sie nicht wünsche, die Abrüstungsverhandlungen zum politischen Geschäft auszunützen. Jetzt ist Italien aber plötzlich in die Defensive gedrängt. Das französich-englische Militärbündnis bedroht auch das Land Mussolinis. An der französisch-italienischen Grenze wachsen die Befestigungen aus dem Boden. Von ihnen wird noch zu reden sein. Es entbrennt der Kampf um das Mittelmeer. Die alten Kampffragen um Tunis, Tripolis und das Hinterland Lybiens, das sagenhafte Land der Senussi, tauchen auf, mit ihnen verschärft sich die Flottenrüstung, der italienisch-französische Flottenkonflikt wird akut. Und nun mischt sich Italien in das Spiel, das es früher verabscheut hat, auch es ist jetzt für radikale Abrüstung. Es benutzt jede Gelegenheit, um gegen die französische These: *»erst Sicherheit, dann Abrüstung«* Sturm zu laufen. Dabei bleibt es. Es geschieht jetzt nichts mehr. Konferenzen tagen, aber es geschieht nichts mehr. Ab Januar 1930 geschieht sogar offiziell und zugegebenerweise nichts mehr. Die Londoner Flottenkonferenz begann in dieser Zeit und dauerte bis zum April desselben Jahres. Über sie wird noch gesprochen werden. Während sie tagte, wurden die allgemeinen Abrüstungskonferenzen suspendiert.

★

Niemand vermag es, in die Zukunft zu sehen, niemand, der im Glück steht, vermag zu sagen, ob er das Gebäude seines

Glückes auf so festem Fundament gebaut hat, daß es die Stürme übersteht, die ihn umwehen. Ein Trost für den, der im Unglück ist, niemand weiß zu sagen, ob das Geschick sein Elend nicht bald und schnell beendet, ob bessere Zeiten am Horizont winken. Niemand weiß heute schon zu sagen, ob das Jahr 1930 tatsächlich die Zeit der tiefsten Depression gewesen ist, die über Europa und besonders über Deutschland gelegen hat. Niemand weiß das heute, niemand kann sagen, ob das Jahr 1931 die schwarzen Wolken des Elends, der Not und des Jammers, die über Deutschland besonders schwer drohten, auseinanderwehen und verjagen wird. Sehen wir einen kurzen Augenblick zurück, denken wir zunächst an Deutschland, denken wir daran, und wir werden in der Nacht um den Schlaf gebracht werden.
In den Großstädten peitschten die Schüsse der Polizei in die verzweifelte Menge der Arbeitslosen, die gegen ihr Elend demonstrierten, gleichgültig welcher Parole einer extremen Partei sie folgten. Das Elend in den großen Quartieren der Arbeiter und Arbeitslosen übersteigt in diesem Jahr alles Maß. Die Republik, deren oberster Leitsatz es immer gewesen ist, daß die Bürger des Staates zur Politik geführt werden, steht fassungslos vor der Tatsache, daß sich die Verzweifelten der Politik tatsächlich zugewandt haben. Wer im Begriff steht, zu verhungern, wer keine Arbeit und keinen Erwerb findet, wird niemals diese Politik in Formen betreiben, die ruhig und gemäßigt bleibt. Wer so am Rande der Verzweiflung steht, wie Hunderttausende, ja Millionen von Menschen im Jahre 1930 in Deutschland gestanden haben, der wird leicht den Stein aufheben, um ihn in die Scheibe des Luxuswagens zu werfen, der wird leicht Barrikaden bauen wollen, wenn er sich davon auch nur ganz entfernt eine Besserung seiner Lage verspricht. Die Wirtschaftskrise liegt über der

Welt. Alle Gesetze, die bisher die Wirtschaft der Welt geregelt haben oder zu regeln schienen, sind in dieser Zeit ins Wanken geraten, auf der einen Seite lagert eine ungeheure Überproduktion, auf der anderen Seite versagt die Weltwirtschaft in der Verteilung der Güter, die nutz- und zinslos daliegen und die zu wahnsinnigem Haß den Unbegüterten, der sich nach den Gütern sehnt, aufreizen. Während in Südamerika Hunderttausende von Tonnen Getreide ins Meer geschüttet werden, um die sinkenden Preise für dieses Getreide nicht unter den Nullpunkt fallen zu lassen, sterben in China Hunderttausende von Menschen den Hungertod. Während in Brasilien aus den gleichen Gründen der Kaffee vernichtet wird, während in Java und Borneo die Pflanzer die Teeernte verbrennen, gehören Kaffee und Tee beispielsweise in Deutschland zu Gütern, die dem Gros der Bevölkerung — rein und unverfälscht — versagt sind. Die Wirtschaftskrise wirft alle geistigen Werte um. Ist es ein Wunder, daß die Wirtschaftskrise den Gedanken der Völkerversöhnung, auf dem die Institution des Völkerbundes basiert, zunichte macht? Denken wir an Deutschland. Ist es ein Wunder, daß in diesem Lande, dessen Bevölkerung durch die Tributlasten in den Hungertod gejagt und zur Verzweiflung getrieben wird, die Ehrlichen nicht mehr daran glauben wollen und können, daß die Grenzen dieses Landes von Völkern umgeben sind, die ernsthaft in Genf um das Glück der Welt bemüht sind? Viele, die vor dieser schweren Krise den Arbeiten des Völkerbundes Wert beimaßen, die noch daran geglaubt haben, daß der Völkerbund eines Tages doch einmal praktische Arbeit leisten könnte, haben mit Entsetzen ihren Irrtum eingesehen.

In Deutschland gab es im Jahre 1930 Wahlen zum Reichstag. Die Blätter, die in den Jahren vorher die sogenannte Partei

der Nichtwähler bekämpft hatten, hatten diesen Feldzug nicht mehr nötig. Die Bevölkerung lief fanatisiert von ihrem Elend zur Wahlurne. Als spät in der Nacht in der Reichshauptstadt die Extrablätter der Zeitungen das Wahlergebnis herausschrien, als der Ansager im Radio hastig und erregt das Resultat in das Mikrophon sprach, als dasselbe Ergebnis von Mund zu Mund ging, da ging eine Welle des freudigen oder des erschreckten Staunens durch das Land. Die Wählermassen hatten auf ihre Leiden geantwortet. Die Nationalsozialistische Arbeiterpartei ging mit vielen Längen als Sieger aus dem Rennen hervor, das um die Gunst des Volkes gelaufen worden war. Eine Partei trug den Sieg hervor, die ganz offen den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund forderte und deren Programm keinen Zweifel daran ließ, daß man nicht mehr daran glaubte, *daß die internationalen politischen und wirtschaftlichen Fragen mit der Geste des Glaubens an die Völkerversöhnung zu lösen wären.* Eine zweite Partei errang die Stimmen von 4½ Millionen Wählern, das war die Kommunistische Partei. Auch sie propagierte den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund. Die Schlagzeilen ihrer Presse pflegten das Wort »*Abrüstungsschwindel*« zu tragen. 11 Millionen Menschen wählten in Deutschland Parteien, die die Abkehr von dem Glauben an den Völkerbund forderten!

Als die Funksprüche und Telegramme, die das deutsche Wahlergebnis mitteilten, in das Sekretariat in Genf hineinflogen, da sahen die Männer, die dort saßen, die Wände ihres Palastes wanken. Die Quadersteine, auf denen dieses Haus gebaut ist, zeigten Risse, der Wust von Papieren, Protokollen und Dokumenten, der in den Schränken lagerte, schien in Flammen aufgehen zu wollen. Der Palast begann zu zittern! Deutschland! Sollte Deutschland die Bahnen der Politik, die

Stresemann vorgezeichnet hatte, verlassen wollen? Die neuen Machthaber in Deutschland, erst einmal ans Ruder gekommen, würden andere Wege suchen müssen, um aus der Verzweiflungskrise, die ihr Land zerriß, herauszusteigen. Gespenster durchflattern den Palast, an den Wänden entstehen schemenhafte Bilder, die neue ungeahnte politische Situationen zeigen, die von allem Bisherigen abweichen. Wird Deutschland sich mit Rußland verbünden? Wird es sich auf die Seite Italiens werfen? Entbrennt in Deutschland der Bürgerkrieg und die Kommunisten zerschlagen das Bürgertum, dann hat Sowjetrußland in der Mitte Europas eine Stellung erobert, von der aus *es in die angrenzenden europäischen Bürgerstaaten mit Leichtigkeit vordringen kann.* Kein Militärvertrag schützt Frankreich gegen eine derartige Konstellation, wenn das ungeheuer große Rußland mit seiner fanatisierten, guten Armee ein Ausfallstor gegen den Westen Europas besitzt. Wenn es aber anders kommt, wenn die Nationalsozialisten das Land Deutschland erobern, wenn sie eine Diktatur errichten, wenn sie die Regierungsform des Landes dem italienischen Faschismus angleichen, dann steht das Bündnis Italien und Deutschland zur Diskussion. Auch dann richtet sich die Konstellation gegen die Hegemonie Frankreichs in Europa, auch dann ist der Militärstaat Frankreich in eine Situation gebracht, die vor den Wahlen 1930 unvorstellbar war. Was aber nun, wenn die Situation für Frankreich noch ungünstiger wird? Wenn sich noch andere unterdrückte Staaten Europas dieser oder jener Konstellation anschließen? Im Völkerbundssekretariat erfährt man mit Schrecken, daß die Möglichkeit besteht, daß nicht nur die Mehrzahl des deutschen Volkes *eines Tages,* sondern daß auch eine offizielle deutsche Regierung nicht mehr an den Völkerbund glaubt, und daß sich diese Regierung, un-

terstützt durch Bündnisse dieser oder jener Art, auf das Schachbrett internationaler Politik begibt, auf dem das Spiel nach den Grundsätzen der Macht und nicht einer Pseudomoral ausgetragen wird.

»DIE NEGER BESCHWÖREN DAS GEWITTER«

Es war immer so auf den Genfer Tagungen, daß man die deutschen Diplomaten mit einer sehr netten Höflichkeit behandelt hat. *Man pflegte aber von ihren Ansichten und ihren Absichten keine besondere Notiz zu nehmen.* Einmal, als Hermann Müller es wagte, Dinge zu sagen, die »nur dem Vertreter eines mächtigen Staates auszusprechen anstehen«, da fuhr ihm sofort Briand in die Parade. Mit Bescheidenheit, ohne Ziel, und ohne Möglichkeiten der eigenen Politik, pflegten sich die deutschen Diplomaten auf diesen Tagungen zu bewegen! In dieser Gewitterstimmung der neuen Konferenz erscheint nun als Vertreter Deutschlands der Graf Bernstorff. Er ist umgeben von Ungewißheiten und Geheimnissen. Wie lange dauert es noch, bis in Deutschland eine der beiden extremen Parteien auch die Regierungsmacht erlangt hat und was wird Deutschland dann tun? Sicher ist aber, daß jedwede neue Regierung, die von den extremen Parteien gestellt wird, die Möglichkeit bietet, Rußland oder Italien zu einem gewaltigen Stoß gegen die bisher dominierenden Mächte Europas zu verhelfen. Zwar ist Deutschland entwaffnet, aber seine gewaltige Industrie, die Mengen der verzweifelten Menschen, von einer befreundeten Macht leicht unter die Waffen zu bringen, diese Menschen, die den Krieg kennen und ihn in ihrer jetzigen Verzweiflung nicht scheuen, das sind Dinge, die unausgesprochen sind, die aber den Grafen Bernstorff umwittern, den Grafen, dem alle diese Dinge

seiner nach dem Krieg dokumentierten Weltanschauung nach fern liegen sollten.
Die Diplomaten treten zusammen. Vor ihnen liegt nun der Entwurf, den die vorbereitende Kommission ausgearbeitet hat. Er ist das Ergebnis einer zehnjährigen Arbeit und muß bei der großen Tagung der Völker vorgelegt werden als Grundlage für die internationale Abrüstungskonferenz im Jahre 1932. Man beginnt über diesen Entwurf zu sprechen, aber jeder Diplomat weiß, daß das keinen Zweck hat; an diesem Entwurf wird nichts mehr geändert, es wird nichts mehr hinzugefügt und es wird nichts fortgelassen werden. Frankreich hat zunächst sicherlich die Absicht, eine Abrüstungskonferenz, die sich mit dem neuen Vorschlag ernsthaft befassen soll, *zu sabotieren*. Infolge der veränderten politischen Situation aber fürchtet es, Deutschland in die extremste Opposition zu treiben. Geschieht auf dieser Konferenz jetzt nichts, dann wird sich die innerpolitische Lage in Deutschland noch verschärfen, die extremen Parteien können einen noch größeren Auftrieb erhalten. Frankreich gibt also seinen Widerstand gegen die kommende Abrüstungskonferenz auf, erreicht aber, daß diese Tagung erst im Jahre 1932, im Februar, zusammengerufen wird. Die Debatte schleppt sich träge, verhalten, mit Hintergründen in Dingen, die ferne drohen, hin. Ein neuer Gedanke taucht nicht auf, wird nicht besprochen. Die Gruppierungen stehen einander ohne Bereitschaft zu einer Konzession gegenüber, Sowjetrußland mit seinen extremen Abrüstungsforderungen, Deutschland und Italien mit ihrer antifranzösischen Stellung und der englisch-französische Block mit seinem Anhang von Vasallenstaaten. Wiederum gibt es keine Brücke. Am Schluß der Tagung spricht Graf Bernstorff. Nach der politischen Konstellation hatte er es nicht mehr zu befürchten, daß man ihm schroff

in die Parade fährt, er sagt: »*Die direkte Beschränkung aller internationalen Rüstungen ist die unerläßliche Voraussetzung eines jeden annehmbaren Abrüstungsplans. Das System von Verträgen, die man Deutschland gewaltsam aufgezwungen hat, enthält keine Beschränkung der Rüstungen für die anderen Staaten. Es erscheint mir vollkommen logisch und ich kann auf diesen Gesichtspunkt nie verzichten, daß das uns aufgezwungene System von den anderen angenommen wird, anderenfalls aber eine Methode gefunden werden muß, die für alle akzeptabel ist. Es ist aber festzustellen, und das müssen alle Völker der Welt nunmehr erkennen, daß irgendein ernstlicher Abrüstungswille bei den Großmächten überhaupt nicht besteht.*«
Das sprach Graf Bernstorff. In der Völkerbundratstagung, einige Zeit später, sprach der deutsche Beauftragte Curtius: »*Würde der Völkerbund die Gleichberechtigung aller am Völkerbund beteiligten Staaten in der Frage der Abrüstung, das Prinzip der paritätischen Sicherheit preisgeben, würde er an der Aufgabe versagen, durch Abrüstung allen seinen Mitgliedern Sicherheit zu verschaffen, dann würde er seine Friedensaufgabe verfehlen, sein eigenes Dasein erschüttern und seine Existenzberechtigung verlieren.*«
In der Kommission stand der russische Vertreter Litwinow auf. Er sprach über die »*Jämmerlichkeit*« der vorbereitenden Abrüstungskommission und er malte die ständig wachsende Gefahr bewaffneter Konflikte in Europa an die Wand. Die Sicherheitsthese Frankreichs und die Arbeit Paul Boncours fanden seine beißende Kritik, und er forderte schließlich eine scharfe Prüfung des vorliegenden Vertragsentwurfes, damit man wirklich zu einer vollkommenen Abrüstung gelange. Briand steigt auf die Tribüne. Dieser ungeheuer schmiegsame, elastische, brutale Politiker, dieser unbe-

schreiblich geschmeidige, mit glänzenden Mitteln ausgestattete Schauspieler, dieser unerhört gute Redner, der beste Redner bei weitem in der Versammlung, spricht. Seine Worte klingen und singen und schmeicheln in die Ohren. Er sagt, die Verpflichtungen der Nation durch den Völkerbundspakt dürfen kein toter Buchstabe bleiben. Die Militärverträge, die sein Land geschlossen hat, im Bewußtsein, den letzten, den französisch-englischen Pakt, im Gedächtnis, das unerhörte Abkommen mit Belgien — durch ein neutrales Land im Ernstfalle marschieren zu wollen — noch frisch in Erinnerung, schmettert er in den Saal:

»Diese Verpflichtungen zum Völkerbundspakt stellen eine geheiligte Pflicht dar, der sich kein Land entziehen kann.«

Mit Rücksicht auf die phantastische Aufrüstung seines Landes, auf die Tatsache, daß es das herausgepreßte deutsche Reparationsgold zu Ausfallforts an der französisch-italienischen Grenze verwandt hat, daß der ganze Landstrich von Verdun bis Diedenhofen eine einzige große Ausfallstellung gegen Deutschland geworden ist, und daß die französische Privatindustrie kaum in der Lage ist, die alljährlichen, gigantischen Rüstungsaufträge der französischen Armee auszuführen, spricht Briand:

»Ich habe vollkommenes Vertrauen, daß der Augenblick gekommen ist zur Verwirklichung des Möglichen in der Abrüstung.«

Das ist nun gellender Hohn, der jetzt aufklingt — der geschmeidige Schauspieler Briand wächst in die Höhe, sein Kopf leuchtet brutal und scharf über dem Rednerpult, er sagt:

»Bei der Abrüstung handelt es sich weniger darum, wieviel Soldaten und Mordinstrumente ein Volk haben darf, als um den guten Willen, sich ihrer nicht zu bedienen.«

Das sind Worte, die jetzt schon gesagt werden *für die große*, kommende Abrüstungskonferenz 1932; und der Schlußsatz dieser gigantischsten unehrlichen Rede, der brennende Hohn seiner Worte wird übertrumpft zum Schluß — das ist der Gipfel: *»Frankreich hat seine Rüstungen weitestgehend herabgesetzt.«*

Die Schlußrede des Vorsitzenden der Abrüstungskommission, des Beauftragten der Holländischen Regierung, gibt Briand die Antwort. Die Ausführungen des Holländers sind voll tiefsten Pessimismus. Er spricht:

»Ich erwarte, daß sich die öffentliche Meinung keine Illusionen darüber macht, was die vorbereitende Abrüstungskommission leisten kann. Bedenken Sie wohl, daß ein Mißerfolg das Vertrauen der Völker in den von ihren Führern begründeten Friedenswillen erschüttern und so der Sache des Friedens, die unter den derzeitigen Verhältnissen mehr denn je der Festigung bedarf, im höchsten Maße schaden könnte —.«

Nun gut, man wird sehen. Man geht nach Hause und im D-Zug, auf der Rückreise, liest Briand eine Zeitung seines Landes, deren Politik ihm nahesteht. Er liest in diesem Blatt:

Der Völkerbund könnte nur harmlos sein, wenn er sich für das gäbe, was er ist . . . eine Akademie des Pazifismus — und wenn seine Priester eingestünden, daß ihre Predigten gegen den Krieg genau ebensoviel Wirksamkeit haben, wie die *Beschwörungsformeln der Neger gegen ein Gewitter.*

DIE KONVENTION FÜR DIE ABRÜSTUNGSKONFERENZ 1932

Das ist die Konvention, die bei Beginn der letzten Kommissionssitzung gedruckt auf den Plätzen der Delegierten lag und die auf der kommenden großen internationalen Ab-

rüstungskonferenz, die am 2. Februar 1932 beginnt, von allen Staaten angenommen und durchgeführt werden soll. Gegen diese Konvention stimmte Sowjet-Rußland, Italien und Deutschland, aber der Block der andern Mächte will ihre Annahme erzwingen. Sehen wir uns diese Konvention an: Sie ist in Deutschland noch nicht veröffentlicht worden. Hätte man das getan, dann wüßte jedermann schon heute in Deutschland, daß die Abrüstungskonferenz 1932 ein wirkliches Abrüstungsergebnis keinesfalls bringen kann. Wir zeigen sie, soweit sie die Landabrüstungsfragen betreffen und soweit sie prinzipiell wichtig sind.

Und hier ist der Wortlaut des Vertragsentwurfes mit den Randbemerkungen des Verfassers.

VERTRAGS-ENTWURF.

Artikel 1.

Die Hohen Vertragschließenden machen sich anheischig, ihre jeweiligen Rüstungen, so wie es in gegenwärtigem Vertrag vorgesehen ist, zu beschränken und soweit wie möglich zu verringern.

Was ist möglich? Der erste Artikel enthält also schon eine Formulierung, die in ihrem Kerne den Abrüstungsgedanken aufhebt. Denn: möglich ist subjektiv für jede Macht.

TEIL I. — KOPFSTÄRKE.

Kapitel A. — Istbestände.

Artikel 2.

Bei keinem der Hohen Vertragschließenden und in keiner der Kategorien von Iststärken, die dem vorliegenden Kapitel in Anlage beigegeben sind, wird die auf den jeweiligen Tag entfallende tatsächliche Iststärke der bewaffneten Macht oder der militärisch organisierten Formationen, zu Land, zu Wasser und in der Luft, die für diesen Fall in der betreffenden Kolumne der Anlage vorgesehene Zahl überschreiten.

Die Iststärken, das ist der gegenwärtige Stand der Rüstungen jedes Landes, wird also von jeder Macht in die Tabelle eingetragen. Dieser Stand, der heute ungeheuer groß ist, wird verewigt. Die allgemeine Wehrpflicht, die es schnell erlaubt, das Heer eines Landes zu vervielfachen, wird nicht verboten, ein Schlag speziell gegen

Deutschland, Deutsch-Österreich, Ungarn und Bulgarien. Das heißt: alle Staaten, die allgemeine Wehrpflicht besitzen — und das sind fast alle mit Ausnahme von Deutschland und seiner ehemaligen Verbündeten — dürfen diese unbeschadet der Abrüstungskonvention beibehalten. Eine Begrenzung militärisch ausgebildeter Reserven findet überhaupt nicht statt.

Artikel 4.

Unter militärisch organisierten Formationen sind Polizeikräfte jeder Art, Gendarmerie, Zoll- und Forstbeamte verstanden, die, gleichgültig wofür sie gesetzlich bestimmt sind, schon in Friedenszeiten durch ihre Stammtruppenteile, ihren Iststand, ihre Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung geeignet sind, ohne Mobilmachungsmaßnahmen für militärische Zwecke ausgenützt zu werden, ebenso wie jede andere Organisation, die diesen Bedingungen entspricht.

Als Mobilmachung im Sinne vorliegenden Artikels ist die Gesamtheit von Maßnahmen zu verstehen, die bezweckt, geschlossene Truppenkörper oder Teile von ihnen, Dienststellen und Formationen, mit Mannschaftsbestand und dem Material zu versorgen, das nötig ist, um vom Friedensstand auf den Kriegsstand zu kommen.

Gegen diesen Artikel erheben England und auch die Vereinigten Staaten Einspruch, da in ihrem Bereich eine Grenze zwischen den Polizeikräften und militärischen Formationen nicht zu ziehen ist. Sie besitzen keine allgemeine Wehrpflicht und England verlangt kategorisch die Änderung dieses Paragraphen, schon für den Fall, daß ein Staat von einer Erhebung in seinem Innern oder in seinen Kolonien bedroht ist.

Kapitel B. — Dauer der Dienstzeit.

Artikel 5.

Die Angaben dieses Kapitels beziehen sich nur auf die Iststärken an ausgehobenen Rekruten.

Artikel 6.

Für jeden der beteiligten Hohen Vertragsschließenden sollen die Maxima der Gesamtdienstdauer, zu deren Leistung die stehenden Heere oder militärisch organisierten Truppenteile zu Lande, zu Wasser oder in der Luft, der Iststand an eingezogenen Rekruten, verpflichtet sind, die im Anhang zu diesem Kapitel auf der Tabelle festgelegten Zahlen nicht überschreiten.

Die Tabelle, von der die Rede ist, ist ein Formular, in das jede Macht die Dienstzeiten seiner Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere einsetzen soll. Die Macht soll erklären, daß sie die eingesetzten Zeiten als Dienstdauer wünscht und dieser Zustand wird zu Artikel 2 verewigt. Eine Begrenzung oder Verlängerung der Dienstzeiten findet nicht statt. Jede Macht, die aufrüsten will, die ihre Reserven ins Ungemessene zu steigern vor hat, kann das

Krümpersystem anwenden, d. h. sie kann, um recht viele Wehrfähige militärisch auszubilden, die Rekruten schon nach kurzer Ausbildungszeit immer wieder durch Unausgebildete ersetzen. Der Istbestand bleibt dabei klein, die Menge der Ausgebildeten ist beliebig groß.

Artikel 8.

Ausnahmsweise darf jeder der beteiligten Hohen Vertragschließenden die von ihm im Anhang zu diesem Kapitel angenommenen Grenzen überschreiten, soweit ein Geburtenausfall dies nötig macht, um auf die Maximal-Istbestände zu kommen, die in den Tabellen zum Kapital A des vorliegenden Teiles festgelegt sind. Dabei wird vorausgesetzt, daß jeder der beteiligten Hohen Vertragschließenden, der von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, sofort die ergriffenen Maßregeln und die Gründe dafür den übrigen Vertragschließenden und der Ständigen Abrüstungskommission, auf die Teil VI dieses Vertrags abzielt, bekanntgeben.

Der Storch als Partner der Abrüstungskonferenz. Er wird als Delegierter zitiert.

TEIL II. — MATERIAL.

Kapitel A. — Landrüstungen.

Artikel 10.

(Wortlaut vorläufig unter Vorbehalt der nachträglichen Überarbeitung der Anlage.)

Die jährlichen Ausgaben jedes der Hohen Vertragschließenden für Instandhaltung, Beschaffung und Herstellung von Kriegsmaterial für Rüstung zu Lande sind auf die Zahlen beschränkt, die nach Betrag und Zustandsbedingungen in der Anlage . . . zu vorliegendem Artikel stehen.

Die Anlage ist wiederum eine Tabelle, in der die jährlichen Ausgaben einzutragen sind ad libitum und wie jede Macht es wünscht.

Kapitel B. — Seerüstungen.

Kapitel C. — Luftrüstung.

Artikel 25.

Anzahl und Gesamtmotorenstärke der für den Kriegsdienst geeigneten Flugzeuge, die für den laufenden Dienst oder als unmittelbare Reserve in den Streitkräften zu Lande, zur See oder in der Luft benützt werden können, werden bei keinem der Hohen Vertragschließenden die in den entsprechenden Spalten der diesbezüglichen Tafel I zum vorliegenden Kapitel festgelegten Zahlen überschreiten. Anzahl und Gesamtmotorenstärke der kriegsbrauchbaren Flugzeuge, die für den laufenden Dienst oder als unmittelbare Reserve bei militärisch organi-

sierten Formationen zu Lande, zu Wasser und in der Luft bei einem der Hohen Vertragschließenden in Benützung stehen, dürfen die betreffenden festgesetzten Zahlen der entsprechenden Spalten von Tafel II des Anhangs zu vorliegendem Kapitel nicht überschreiten.

Man bedenke immer, daß auch hier »in den entsprechenden Spalten der diesbezüglichen Tafel 1« wiederum Zahlen einzusetzen sind, die die Macht selbst angibt und von der sie nicht abzugehen braucht. Für die kriegsbrauchbaren Flugzeuge und für die Tafel II gilt dasselbe.

Artikel 28.

1. Die Hohen Vertragschließenden werden davon abstehen, für den Bau von zivilem Luftfahrmaterial militärische Besonderheiten vorzuschreiben, damit dieses Material für rein zivile Zwecke, insonderheit mit Hinsicht auf ein Höchstmaß erreichbarer Sicherheit und Wirtschaftlichkeit gebaut werden könne. In Friedenszeiten wird an zivilen Luftfahrzeugen keinerlei vorbereitende Einrichtung hinsichtlich ihrer Bewaffnung getroffen, um sie in Kriegsluftfahrzeuge umzuwandeln.

2. Die Hohen Vertragschließenden verpflichten sich, von den zivilen Luftfahrtunternehmen nicht zu verlangen, daß diese ein besonders hinsichtlich militärischer Ausnützung ausgebildetes Personal verwenden. Sie verpflichten sich, die Kommandierung von Personal und die Benützung von militärischem Luftfahrmaterial in den Unternehmungen der zivilen Luftfahrt nur einstweilig und zeitweilig zuzulassen. Jegliches militärische Personal und Material, das so zur Verfügung der zivilen Luftfahrtunternehmen gestellt wird, bleibt, welcherlei Art auch diese Luftfahrt sein möge, in den Beschränkungen einbegriffen, die auf den beteiligten Hohen Vertragschließenden dieserfalls kraft Teil I oder die Artikel 25 und 26 des vorliegenden Vertrags anwendbar sind.

3. Die Hohen Vertragschließenden verpflichten sich, Subsidien weder unmittelbar noch mittelbar an Luftlinien zu bewilligen, die hauptsächlich für militärische Zwecke statt für wirtschaftliche, verwaltungstechnische oder soziale eingerichtet sind.

4. Die Hohen Vertragschließenden verpflichten sich, den Abschluß wirtschaftlicher Übereinkommen zwischen den zivilen Luftfahrtunternehmen der verschiedenen Länder, soweit es irgend in ihrer Macht liegt, zu begünstigen und sich gegenseitig zu diesem Zwecke zu beraten.

Sie werden davon abstehen, der zivilen Luftfahrt militärische Besonderheiten vorzuschreiben, aber sie werden nicht gehalten, sie nicht zu erbitten oder zu gestatten. Die Bestückung und Bepanzerung der vorhandenen Kriegsflugzeuge unterliegt keiner Beschränkung.

Sie brauchen nicht zu verlangen, daß diese ein militärisch geschultes Personal verwenden, sie dürfen es aber erbitten, und haben nichts dagegen zu unternehmen. Abs. 3 geht gegen Deutschland, die Lufthansa würde in Zukunft nachweisen müssen, daß sie wirtschaftlich und sozial arbeitet, sonst wird sie verboten werden.

TEIL III. — ETATS-AUSGABEN.

Artikel 29.

(Vorläufiger Wortlaut, vorbehaltlich Überarbeitung des Anhanges.)

Die jährlichen Gesamtausgaben von jedem der Hohen Vertragschließenden für seine bewaffnete Macht und seine militärisch organisierten Formationen zu Wasser, zu Lande und in der Luft, bleiben beschränkt auf die in den diesbezüglich angegebenen Bedingungen des Anhangs festgelegten Zahlen.

TEIL IV. — AUSTAUSCH VON AUSKÜNFTEN.

Artikel 33.

Jeder der Hohen Vertragschließenden wird dem Generalsekretär des Völkerbunds binnen einem Zeitraum von . . Monaten nach Ablauf jedes Rechnungsjahres einen Auszug übergeben, der im Einklang mit einem Vordruck aufgestellt ist und, nach Materialarten geordnet, den Betrag der Summen angibt, die wirklich im Laufe des genannten Jahres für Unterhaltung, Beschaffung und Herstellung von Kriegsmaterial für seine bewaffnete Macht und militärisch organisierte Formationen zu Lande und zu Wasser ausgegeben wurden.

Die in diesem Auszug gelieferten Angaben werden vom Generalsekretär spätestens . . . . . . jedes Jahres veröffentlicht.

Hier fehlt in dem Passus: militärisch organisierte Formationen zu Lande und zu Wasser der Zusatz »und in der Luft«. Für die Rüstungen in der Luft braucht keine Rechenschaft in dem genannten Auszug abgelegt zu werden.

Artikel 37.

Um die (Tatsache der) Öffentlichkeit betreffs der nichtmilitärischen Luftfahrt zu sichern, wird jeder der Hohen Vertragschließenden binnen eines Zeitraums von . . Monaten nach Ende jedes Jahres dem Generalsekretär des Völkerbunds Zahl und Gesamtmotorenstärke der nichtmilitärischen Flugzeuge bekanntgeben, ebenso wie die Anzahl und Gesamtmotorenstärke der im Bereich seiner Rechtsprechung eingetragenen nichtmilitärischen Lenkluftschiffe. Außerdem wird er auch den Betrag der für die nichtmilitärische Luftfahrt gemachten Aufwendungen angeben, seien diese Aufwendungen nun durch die Regierung oder durch örtliche Behörden übernommen.

Die diesbezüglich vorgesehenen Auskünfte werden durch den Generalsekretär spätestens . . . . . . jedes Jahres veröffentlicht.

Dieser Absatz richtet sich ausschließlich gegen Deutschland, dessen zivile Luftschiffahrt der Völkerbund als militärische Reserve betrachtet und abdrosseln möchte.

TEIL V. — CHEMISCHE WAFFEN.

Artikel 39.

Die Hohen Vertragschließenden versagen sich, unter Bedingung der Gegenseitigkeit, im Kriege den Gebrauch von erstickenden Gasen, Gift-

gasen oder dergleichen, ebenso wie auch den von allen Flüssigkeiten, Stoffen oder Verfahren entsprechender Art. Sie versagen sich in absoluter bedingungsloser Form die Verwendung aller Mittel zum bakteriologischen Kriege.

Jeder Mensch weiß, daß im Kriege alle Mittel angewandt werden, um den Gegner zu vernichten. Die Haager Konvention vor dem Kriege verbot auch schon die Verwendung von Giftgasen. Hat sich im Weltkrieg jemand danach gerichtet? Die Erzeugung von Gaskampfmittel im Frieden wird nicht verboten, auch nicht die Herstellung von Aufbewahrungsgeräten. Glaubt man im Ernst, daß die schußfertigen Gasgranaten in Arsenalen liegen bleiben, wenn ein Krieg ausgebrochen ist?

TEIL VI. — ALLGEMEINE MASSNAHMEN.

Kapitel A. — Ständige Abrüstungskommission.

Artikel 40.

Am Sitze des Völkerbunds ist eine Ständige Abrüstungskommission konstituiert, die beauftragt ist, den Ausführungen des vorliegenden Vertrags Folge zu leisten. Sie setzt sich zusammen aus X (Zahl durch die Konferenz festzusetzen) Mitgliedern, die durch die betreffenden Regierungen von . . . . . . (von der Konferenz festzusetzenden Liste) ernannt werden.

Die Mitglieder der Kommission werden nicht ihre Regierungen vertreten. Sie werden für X Jahre ernannt, können aber wieder ernannt werden. Während ihres Mandats können sie, außer im Falle ihres Todes, freiwilligen Rücktritts oder schwerer und dauernder Krankheit nicht ersetzt werden.

Sie erhalten technische Sachverständige zur Unterstützung.

Die Mitglieder der Kommission vertreten nicht die Regierung der Staaten. Wen vertreten sie also? Was haben sie zu sagen? Nichts!

Kapitel B. — Abweichungen.

Artikel 50.

Falls während der Dauer des vorliegenden Vertrages eine Änderung in den Umständen eintritt, die nach Ansicht eines der Hohen Vertragschließenden derart ist, daß sie eine Gefährdung von dessen nationaler Sicherheit darstellt, wird dieser Vertragschließende zeitweilig von jeder oder von allen Abmachungen des vorliegenden Vertrages abweichen, abgesehen von denen, die ausdrücklich als für Kriegszeit anzuwendend bestimmt sind, unter der Bedingung, daß:

a) dieser Vertragschließende unmittelbar allen übrigen Vertragschließenden und gleichzeitig durch Vermittlung des Generalsekretärs des Völkerbundes der Ständigen Abrüstungskommission diese Abweichung und ihre Tragweite bekannt gibt;

b) gleichzeitig mit dieser Bekanntgabe dieser Vertragschließende den übrigen Vertragschließenden und gleichzeitig durch Vermittlung des Generalsekretärs des Völkerbundes der Ständigen Abrüstungskommission ein vollständiges Exposé über die vorerwähnte Änderung der Lage einreicht.

Die übrigen Vertragschließenden verständigen sich darauf ohne Verzug über die geschaffene Lage.

Sobald die Gründe für diese zeitweilige Abweichung zu bestehen aufgehört haben, wird der genannte Hohe Vertragschließende seine Rüstungen auf die im Vertrag vereinbarte Höhe herabsetzen und alsbald eine diese Tatsache betreffende Benachrichtigung an die übrigen Vertragschließenden senden.

Dieser Paragraph ist der wichtigste und folgenschwerste Paragraph des gesamten Abkommens. Wenn nach diesem Paragraphen eine Macht der subjektiven Ansicht ist, dann kann sie den ganzen Vertrag umwerfen. Sie ist nicht gezwungen, sich daran zu halten. Sie muß ihre Abweichung vom Vertrag bekanntgeben und der Ständigen Abrüstungskommission ein vollständiges Exposé einreichen. Diese kleine Arbeit wird sie schon leisten können. Dieser Paragraph, um es nochmals ganz schroff zu sagen, macht den ganzen Vertrag zu einer höhnischen Fratze.

Kapitel C. — Rechtsgang bei Klagen.

Artikel 51.

Die Hohen Vertragschließenden erkennen an, daß jede Verletzung der Bestimmungen des vorliegenden Vertrags eine Frage ist, die alle Teilnehmer angeht.

Warum soll es nicht alle Teilnehmer angehen?

Artikel 52.

Falls während der Dauer des vorliegenden Vertrags einer der Hohen Vertragschließenden annimmt, daß einer der anderen Vertragsteilnehmer Rüstungen unterhält, die die vereinbarten Zahlen überschreiten oder in irgendeiner anderen Weise die Bestimmungen des Vertrages verletzt oder zu verletzen sucht, kann dieser Teilnehmer durch Vermittlung des Generalsekretärs des Völkerbundes diese Angelegenheit der Ständigen Abrüstungskommission vorlegen.

Nachdem die Kommission einen Vertreter des Hohen Vertragschließenden gehört hat, dessen Handlungen die Klage verursacht, vorausgesetzt, daß dieser sich zu äußern wünscht, und ebenso den Vertreter jedes anderen Vertragsteilnehmers, der an der Frage besonders interessiert ist und es verlangt, legt sie, sobald sie kann, den Hohen Vertragschließenden und dem Rate des Völkerbundes einen Bericht zu dieser Sache vor. Der Bericht wird ebenso wie die ganze Verhandlung so rasch wie möglich veröffentlicht.

Die Hohen Vertragschließenden verständigen sich dann ohne Verzug über die Schlußfolgerungen des Berichts.

Falls die unmittelbar interessierten Hohen Vertragschließenden Mitglieder des Völkerbundes sind, wird der Rat von dem ihm in solchem Falle zustehenden Rechten kraft des Vertrages Gebrauch machen, um das Ansehen vorliegenden Vertrags zu sichern und den Frieden zwischen den Völkern zu beschützen.

Warum soll sich eigentlich eine Macht, die etwas Derartiges feststellt, die Mühe machen, den in diesem Paragraphen vorgeschriebenen Weg zu gehen, nach dem im Paragraph Artikel 50 ganz andere Möglichkeiten vorhanden sind? Die Sicherheit wird bedroht sein, das ist doch viel einfacher.

Kapital D. — Schlußabmachungen.

Artikel 53.

Der vorliegende Vertrag berührt nicht frühere Abmachungen, in denen einige der Hohen Vertragschließenden eine Beschränkung ihrer Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft annahmen und auf diese Art gegenseitig ihre diesbezüglichen Verpflichtungen und Rechte festlegten. Die nachstehenden Hohen Vertragschließenden . . . . , Unterzeichner der genannten Verträge, erklären, daß die durch vorliegenden Vertrag ihren Rüstungen auferlegten Grenzen von ihnen angenommen sind und in Auswirkung von auf stufenweisen Vorgang abzielenden Maßnahmen, deren Inkrafterhaltung eine diesbezügliche unerläßliche Bedingung für Einhaltung des vorliegenden Vertrags bildet.

Haben die Herren Lord Cecil und Briand an ihre Militärverträge gedacht oder betrifft dieser Artikel die einseitige Abrüstung Deutschlands durch den Versailler Vertrag?

Artikel 54.

Wenn zwischen zweien oder mehreren der Hohen Vertragschließenden über die Auslegung oder die Anwendung der Maßnahmen des vorliegenden Vertrages eine Meinungsverschiedenheit entsteht und diese sich nicht, sei es unmittelbar zwischen den Parteien, sei es mit Hilfe eines anderen freundschaftlichen Vergleichsmittels beilegen läßt, werden die Parteien auf Ersuchen des einen von ihnen die Streitfrage dem Ständigen Internationalen Gerichtshof oder einem Schiedsgericht ihrer Wahl zur Entscheidung unterbreiten.

Sie müssen einem Schiedsgericht ihrer Wahl die Entscheidung unterbreiten. Sie können aber durch keinerlei Exekutive gezwungen werden, der Entscheidung zu folgen.

Artikel 55.

Vorstehender Vertrag wird von den Hohen Vertragschließenden in Übereinstimmung mit ihren diesbezüglichen Verfassungsmethoden ratifiziert. Die Ratifizierungsurkunden werden beim Generalsekretär des Völkerbundes niedergelegt.

Vorstehender Vertrag tritt für jede Partei, deren Ratifikationsinstrument niedergelegt worden ist, in Kraft, sobald die Ratifikationsinstru-

mente . . . (folgt durch die Konferenz aufzustellende Liste) niedergelegt sein werden.

Im Falle vorstehender Vertrag nicht am . . ., gemäß dem Alinea-Vorgang, in Kraft getreten sein wird, werden die Hohen Vertragschließenden vom Generalsekretär zur Versammlung eingeladen werden, zwecks Prüfung, ob er sich nicht in Kraft setzen läßt. Sie verpflichten sich, an dieser Beratung teilzunehmen, die vor . . . stattfinden wird.

Kommentar überflüssig.

Es muß noch gesagt werden, daß fast zu jedem Artikel dieser Konvention die eine oder die andere Macht ihren Einspruch angemeldet hat. Daraus ergibt sich, daß vorläufig noch keine Macht gewillt ist, den Vertrag, selbst diesen Vertrag, der doch wahrlich keinerlei Abrüstungen fordert, der die Karikatur eines Abrüstungsvertrages ist, en bloc anzunehmen.

Artikel 56.

Mit Inkrafttreten des vorstehenden Vertrags ergreift jeder der betreffenden Hohen Vertragschließenden die Maßregeln, welche nötig sind, um die Maßnahmen des genannten Vertrags zur Ausführung zu bringen.

Artikel 57.

Vorbehaltlich der Maßnahmen von Artikel 58 und 59 wird vorstehender Vertrag X Jahre in Kraft bleiben. Nach Ablauf dieser Periode bleibt er so lange weiter gültig, als nicht unter den in den folgenden Artikeln dargelegten Bedingungen geändert, ersetzt oder gekündigt wird.

Artikel 59.

Außerdem kann der auch vor Ablauf der im vorhergehenden Artikel angegebenen Y Jahre und frühestens Z Jahre nach Inkraftsetzung gegenwärtigen Vertrags zu der im genannten Artikel angeordneten Prüfung und etwaigen Berichtigung geschritten werden, und zwar auf Ersuchen eines der Hohen Vertragschließenden mit Zustimmung der Ständigen Abrüstungskommission, nämlich im Falle, daß die Bedingungen, unter denen die im Vertrag ausgemachten Verpflichtungen eingegangen wurden, tatsächlich technische Wandlungen erlitten haben oder besondere Umstände aufgetreten sind, Änderungen, die eine erneute Prüfung und, falls statthaft, eine Revision dieser Verpflichtungen rechtfertigen.

Artikel 60.

Im Verlaufe einer Konferenz, die unter den in den zwei vorhergehenden Artikeln vorgesehenen Bedingungen abgehalten wird, wird jeder der Hohen Vertragschließenden die Möglichkeit haben, seine Absicht zur Kündigung des gegenwärtigen Vertrags kundzutun.

Diese Kündigung wird zwei Jahre nach ihrem Datum in Kraft treten, aber auf jeden Fall nicht vor Ablauf der laut Artikel 57 vorgesehenen Periode von X Jahren.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Nachdem ich Ihnen diesen lächerlichen Vertrag, der noch gar nicht einmal angenommen ist, gezeigt habe, habe ich zugleich die Ehre und das Mißvergnügen gehabt, Ihnen darzutun, daß dieses das Ergebnis einer zehnjährigen Arbeit der Abrüstungskommissionen des Völkerbundes ist. Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ein ungeheurer Wust von Papieren, eine phantastische Wichtigtuerei der Diplomaten aller Länder erzeugte in der Welt eine Hoffnung. Sie soll aber wissen, daß sie betrogen worden ist.

PROGNOSE 1932

Wir sahen den Entwurf, auf den die zukünftige Konferenz aufgebaut ist. Dieser Entwurf ist grotesk, wenn man ihn als den Entwurf eines Paktes für die tatsächliche Abrüstung betrachtet. Nun ist es allerdings sicher, daß man die Zahlen, die in die Fragebogen eingesetzt werden, bevor sie in den endgültigen Pakt übernommen werden sollen, durch die Konferenz herabzudrücken versuchen wird. Das wird mit zum offiziellen Programm der Konferenz gehören. Zu bedauern wären allerdings der Mann oder die Frau, die daran glauben würden, daß sich auf die Herabminderung ihrer Zahlen irgendeine Macht einlassen würde.
Als Prognose ist zu stellen:
Da schon jetzt unter den Mächten der Streit um die Person des Vorsitzenden auf dieser Kommission entbrannt ist, so ist eindeutig zu erwarten, daß das Ganze wieder ein Kampf der Mächte gegeneinander werden wird, die das Abrüstungsproblem zum Vorwand nehmen, um ihre politische Konstellation auszubauen oder zu ihrem Vorteil zu verändern. Die strategischen Aufmarschlinien der Mächte sind gegeben: Frankreich

präsentierte den tschechischen Minister Benesch als Schildträger der gesamten französischen Hegemonie. Auch präsentiert es den Griechen Politis, einen der rührigsten Anhänger Frankreichs. Gegen diese Front marschiert auf: Deutschland, Italien und einige kleinere Staaten. Sie präsentieren den amerikanischen General Davis als Vorsitzenden. Jedenfalls eine Persönlichkeit, die nicht als Exekutivagent Briands anzusehen ist.

Die Sowjetunion hat schon jetzt eine scharfe Note an die Ratsmächte gerichtet, in der verlangt wird, daß der Vorsitzende nicht von einer Staatengruppe und auch nicht von einer Organisation, der nicht alle Konferenzteilnehmer angehören, ernannt wird. Es dürfe nicht der Vertreter eines Staates sein, der bereits in der vorbereitenden Abrüstungskommission eine bestimmte ablehnende Haltung gegenüber der Abrüstung gezeigt hat, noch eines Staates, der eine entwickelte Kriegsindustrie von internationaler Bedeutung besitzt und demnach an der Aufrechterhaltung und Steigerung der Rüstungen wirtschaftlich interessiert ist, oder eines Staates, der nicht mit allen Staaten, die an der Konferenz teilnehmen, normale Beziehungen aufrecht erhält.

So werden sich die Dinge entwickeln. Von einer Abrüstung kann nicht die Rede sein, sondern England und Amerika werden wiederum versuchen, den Londoner Pakt endlich mit Frankreich und Italien durch die Parlamente ihrer Länder ratifizieren zu lassen. Es wird versucht werden, und es ist schon versucht worden, einen Flottenausgleich zwischen Frankreich und Italien herbeizuführen, der dem Londoner Pakt wenigstens eine Scheinexistenz gestattet. England wird in der Landabrüstungsfrage seinen Standpunkt nicht ändern, es wird sich den französischen Vorschlägen anschließen. Für diese Prophezeiung gibt es einen Grund, und das ist die Rede,

die Lord Cecil, das Hauptmitglied der britischen Delegation, in der vorbereitenden Abrüstungskommission gehalten hat und in der er erklärte, »der Preis des Friedens kann nur die Garantie für die Sicherheit der anderen Nationen sein«; das ist ein Bekenntnis zu der französischen Theorie: *erst Sicherheit, dann Abrüstung*.

Glaubt man, daß der Friedensengel aus Amerika kommen wird? Amerika wird keinesfalls in der Landabrüstung die Initiative ergreifen, um so mehr als die innerpolitische Situation Amerikas, die schwankende Stellung Hoovers, ihm ein Eingreifen in europäische Dinge sehr schwer möglich macht.

General de Marini, italienischer Delegierter der italienischen Abrüstungskommission, erklärte:

»Beharren die Mächte nur für Deutschland auf den Entwaffnungsbedingungen, dann wird das derart aufreizend auf alle im Weltkrieg besiegten Staaten wirken, daß diese so gesteigerte Bedingungen für die allgemeine Rüstungsverminderung stellen werden, daß niemand unterzeichnen kann. Deutschland wird nicht unterzeichnen und dann mit seinen ehemaligen Verbündeten nicht isoliert dastehen, sondern Sympathie und Stütze bei den neutralen anderen Staaten finden. Es wird einen Revisionsanspruch des Versailler Vertrages ankündigen und Resonanz bei den ihm dann befreundeten genannten Staaten finden.«

So sagt General de Marini. Was aber verfolgt Italien mit dieser beabsichtigten, so zugespitzten Haltung? Es will sein Beharren oder sein Abweichen von seinem deutschfreundlichen Standpunkt als ein Objekt betrachten, das bei dem Handel in der italienisch-französischen Flottenfrage eine Rolle spielt. Es wird Deutschland verkaufen, um in dieser Frage Frankreich zu drücken. Zweifelsohne wird die Sowjetunion

auch auf dieser Konferenz ihre radikalen Abrüstungsvorschläge anbringen. Sie wird auf noch härteren Widerstand stoßen als auf allen vorherigen Konferenzen. Sie wird hauptsächlich versuchen, die Hineinziehung Deutschlands in einen sowjetfeindlichen Mächtekreis zu verhindern, sie wird die Gruppen zu sprengen versuchen. Sie hatten Interesse daran, daß unter den Regierungen der bürgerlichen Länder keine starken Gruppierungen auftreten.
Und Deutschland? Wenn im Jahre 1932 die Regierung Brüning oder eine ähnlich orientierte noch am Ruder ist, dann kann man einen Schluß ziehen aus den Sätzen, die die »Germania«, das dem Reichskanzler am nächsten stehende deutsche Organ, am 27. Jan. 1931 geschrieben hat: »Wir brauchen dazu (zur Vertretung unseres Abrüstungsprogramms) nicht in den Fußstapfen der Sowjetrussen zu wandeln, deren radikales sogen. Abrüstungsprogramm teils Unglauben, teils Heiterkeit erweckt hat. Aber wir dürfen uns auch nicht scheuen, durchgreifende Maßnahmen zu vertreten, die dem Geist des Völkerbundspaktes ebenso entsprechen, wie sie der heutigen Rüstungsideologie unbequem sind.«
Hieraus kann man entnehmen, daß Deutschland beabsichtigt, seine Position gegenüber der sowjetrussischen vollkommen zu verselbständigen. Infolge der Hartnäckigkeit der französischen Politik, die gemeinsame Wege mit England gehen will, wird sich dadurch die deutsche Position noch mehr schwächen. Es ist gesagt worden, was von der Unterstützung Italiens für Deutschland zu erwarten ist und aus welchen Motiven sie bisher erfolgte und wann sie zu Ende gehen wird. Schwenkt Italien ab, dann steht Deutschland allein. Ausgeliefert seiner Umwelt, die in Waffen starrt und die rüstet und rüstet.
Und Italien ist schon abgeschwenkt — —

IN DER LUFT!

Das ist der Anfang eines zukünftigen Krieges:
Sei es, daß die Stunde der Kriegserklärung im Dunkel der Nacht schlägt, sei es, daß der Zeiger der Uhr im hellen Taglicht den verhängnisvollen Augenblick weist, komme es, wie es kommen mag; im Anfang reißen die Soldaten jeder Armee die Flugzeuge aus ihren Hangars, und von den Flugplätzen winden sich die Kriegsflugzeuge in die Höhe.
Das ist der Anfang! Wenige Stunden später werden die Luftflotten der beiden kriegführenden Mächte in der Luft aufeinanderstoßen, und so wird wenige Stunden nach Kriegsbeginn Glück und Elend des Feldzuges bald entschieden sein. Wer in dem ersten Aufeinanderprallen der Luftflotten siegt, gewinnt vielleicht den Krieg, sicher aber erringt er einen Vorteil, den der Gegner schwer wieder einholen kann. Er hat die Möglichkeit, die Truppenaufmärsche des Gegners zu zerstören, er kann alle Bahnanlagen und Chausseen unbefahrbar machen, und was am schlimmsten ist, er kann die Zivilbevölkerung derart in Panik, in Angst und Schrecken versetzen, daß Revolutionen schon am Horizont drohen, bevor der erste Infanterieschuß gefallen ist. Der erste Tag kann die Kriegsindustrie des feindlichen Staates vernichten, der erste Tag kann Werte und Anlagen zertrümmern, die für eine Durchführung des Krieges unerläßlich sind.
Das alles kann deshalb geschehen, weil sich alle großen Staaten der Welt auf die Ausgestaltung der Luftwaffe zu furchtbarer Wirkung geworfen haben. Schon in dem letzten Krieg war die Luftwaffe von eminenter Bedeutung. Aber es gab noch keine großen massierten Gefechte in der Luft, die dic Flieger miteinander austrugen, und die Tragfähigkeit der Flugzeuge und Luftschiffe war noch nicht so groß, daß man

ganze Städte durch Bombenabwürfe in Trümmer werfen konnte. Außerdem war der Aktionsradius der Flugzeuge beschränkter als heute in einem Zeitpunkt, in dem man die Ozeane schon mit Geschwadern überflogen hat.

Alle diese Umstände, vor allem die ungeheure technische Fortentwicklung des Flugzeuges und seine Ausgestaltung zum Kriegswerkzeug, haben es mit sich gebracht, daß in allen Ländern der Welt keine Waffe in so ausgedehntem Maße aufgerüstet wird wie die Fliegertruppe. Man kann sogar beobachten, daß die teilweise Abrüstung in anderen Ländern lediglich eine Umstellung bedeutet, eine Umstellung grundlegender Art in der Auffassung über die Möglichkeiten und Erfordernisse des Krieges von heute und morgen. Man kann beobachten, daß die Dreadnoughts abgewrackt werden, aber nicht etwa um der Abrüstung willen, sondern weil man das Geld, das für ihre Herstellung erforderlich ist, lieber in viele Kondore und Adler stecken will, die dem modernen Kriege das Gesicht geben.

Wenn im folgenden die Luftrüstungen dargelegt werden sollen, wenn erzählt wird, worauf es ankommt, wieviel Flugzeuge man baut, wo man sie herstellt und wie man sie taktisch verwenden wird, so kann das nur durch eine systematische kalte und nüchterne Arbeit geschehen. Der Krieg ist ein Vorgang, der nur im ersten Augenblick die spontane Begeisterung allein verträgt. Nüchterne Berechnung folgt auf dem Fuß. Es genügt nicht zu wissen, welch phantastische Projekte man hegt, man muß erfassen, wie sachlich, wie ruhig und wie nüchtern die Welt beginnt, nein fortfährt zu rüsten.

Frankreich

Beginnen wir mit der größten Militärmacht der Welt, be-

ginnen wir, wie es sich in einem Buche über die Rüstungen gehört, mit Frankreich.

Beginnen wir aber auch mit einem Umstand, der sich immer ergibt, wenn Kompetenzen unter Behörden zu regeln sind, beginnen wir mit einem Kompetenzkonflikt. In allen Ländern der Welt hat man erkannt, daß die Aufgaben der Fliegerei in einem Kriege so ungeheuer wichtig sind, daß es am besten ist, wenn man die gesamten Luftstreitkräfte einer einzigen hohen Behörde, einem Ministerium unterstellt. Da aber bisher, in Zeiten, in denen die militärische Bedeutung des Flugwesens nicht so überaus groß war, die Luftfahrt in allen Ländern den verschiedenartigsten Ministerien unterstellt war, so kämpfen einsichtige Leute noch heute darum, die Luftfahrt vollkommen einer einzigen hohen Behörde unterzuordnen. In Frankreich wurde das Luftfahrtministerium im September 1928 errichtet, nachdem vorher die zivile Luftfahrt dem Handelsministerium, die des Landheeres dem Kriegs- und die der Flotte dem Marineministerium unterstellt waren. Die Leidenszeit dieses neuen Ministeriums begann sofort. Als es tatsächlich die gesamte Luftfahrt durch seine Gründung unter einen Hut gebracht hatte, teilte man die Luftstreitkräfte auf, in Flugzeuge, die dem Heer, und in solche, die der Marine zugeteilt waren. Allen Bestrebungen des Luftfahrtministeriums, die gesamten Luftstreitkräfte als selbständigen Wehrmachtsteil neben dem Heer und neben der Marine zu organisieren, sind bislang gescheitert. Nur verwaltungsmäßig und technisch untersteht in Frankreich die Fliegertruppe dem Luftfahrtministerium, militärisch unterstehen sie bei Heer und Marine je einem Chef, der im Ernstfall die Befehlsgewalt ausübt.

Es ist aber nicht so, daß das französische Luftfahrtministerium seine Tage damit verbringt, über diese unglückliche

Lösung zu weinen und zu jammern. In Frankreich, dem klassischen Lande der Heere und der Kriege, der nationalen Heere und der nationalen Kriege, ist es dieser Behörde schnell gelungen, etwas zu schaffen, das im Kriegsfall von ganz großer Bedeutung ist. Diese Behörde schuf die »Fédération Nationale Aéronautique«. Das ist eine Vereinigung von zivilen Fliegern, die mit Staatsmitteln im Kauf von Flugzeugen unterstützt wird und deren einzelne Mitglieder mit denselben Mitteln im Fliegen ausgebildet werden. Sie ist eng verbunden mit der französischen »Höheren Nationalen Luftschule«, die am 1. November 1930 ihre Vorlesungen aufgenommen hat. Wenn diese Schule offiziell, nach ihren Satzungen, auch Hörer fremder Staatsangehörigkeit aufnimmt, so verfolgt sie in der Praxis durchaus militärische Ziele. Das geht schon daraus hervor, daß die Schule von einem Chefingenieur der Fliegertruppen geleitet wird. Auf dieser Schule erhalten die Mitglieder der »Fédération Nationale Aéronautique« ihre Ausbildung zum Jagdflieger. Das ist keine Sache von Wichtigkeit, denn ein guter Sportflieger ist in wenigen Tagen zu einem guten Jagdflieger auszubilden. Die Fédération sorgt dafür, daß es eine große Anzahl von Sportfliegern gibt, und sie sorgt dafür auf richtigem Wege, indem sie jedem Franzosen, der ein Sportflugzeug erwerben will, nicht unerhebliche Geldmittel dazu zur Verfügung stellt. Damit diese ganze, sehr große Organisation auch vollkommen funktioniert, hat das Ministerium dafür gesorgt, daß die großen Flugzeugfabriken Frankreichs Mitglied einer Gesellschaft, der »Société Générale Aéronautique«, werden. Die Fédération und die Société wirken zusammen unter dem Patronat des Luftfahrtministeriums, das keine andere Sorge hat, als Frankreichs Luftmacht immerzu auszubauen.

In den rein militärischen Aufgaben wird das Luftfahrtmini-

sterium beraten von dem Chef des Generalstabs der Luftstreitkräfte, der den Rang eines kommandierenden Generals hat. Der erste, der mit diesem Posten betraut wurde, ist General Mouchard, der Chef seines Stabes ist der Konteradmiral Estéval, ein Marinemann, damit die Belange der Seestreitkräfte gewahrt bleiben. Hier ist eine vollständige Liste der französischen augenblicklichen Luftstreitkräfte:

A. HEER.

Fliegergruppe der Hauptreserve, Stab Paris (neu)	
11. Bombenbrigade, Stab Nancy.	
11. Tagbomb.-Regt. Metz	10 Bombben-Staffeln
21. Nachtbomb.-Regt. Nancy	6 „ „
12. Bombenbrigade, Stab Reims (neu).	
12. Tagbomb.-Regt. Reims	8 „ „
22. Nachtbomb.-Regt. Chartres	6 „ „
1. Luftdivision, Stab Metz.	
2. Luftbrigade, Stab Diedenhofen.	
2. Jagd-Regt. Straßburg	8 Jagd- „
38. gem. Fl.-Regt. Diedenhofen	6 Beob.- „
	3 Jagd- „
I. Abt. Luftschiff-Regt. 1 Epinal	
I. Abt. „ „ 2 Metz	
5. Luftbrigade, Stab Dijon (?)	
32. gem. Fl.-Regt. Dijon	8 Beob.- „
	2 Jagd. „
33. gem. Fl.-Regt. (4 Garnisonen)	8 Beob.- „
	3 Jagd- „
2. Luftdivision, Stab Paris.	
3. Luftbrigade, Stab Paris.	
34. gem. Fl.-Regt. Le Bourget	8 Beob.- „
	3 Jagd- „
Stab, II. Abt., III. Abt. Luftsch.-Regt. 1 Compiègne	
3. Luftdivision, Stab Toulouse.	
1. Luftbrigade, Stab Toulouse.	
3. Jagd-Regt. Chateauroux	9 Jagd- „
31. gem. Fl.-Regt. Tours	6 Beob.- „
36. selbst. Luftgruppe Pau	2 „ „
Stab, II. Abt., III. Abt. Luftsch.-Regt. 2 Toulouse	
4. Luftbrigade, Stab Lyon.	
35. gem. Fl.-Regt. Lyon	6 Beob.- „
	4 Jagd- „
	106 Staffeln

B. MARINE.

Küstenverteidigung, einschl. 3 Marinelandfliegerstaffeln	11 Staffeln
Auf Schiffen	4 Staffeln
zusammen	15 Staffeln

C. KOLONIEN.

Luftkommando Algier:		
1. afrikan. Luftgruppe Hussein Dey	2	Beob.-Staffeln
2. „ „ La Senia	2	„ „
3. „ „ Setif	2	„ „
4. „ „ Kassar Said	2	„ „
Luftkommando Marokko: 37 Fl.-Regt.	10	„ „
„ Syrien: 39 Fl.-Regt.	8	„ „
Luftgruppe Westafrika: Bammako	1	„ „
„ Tonking: Bac Mai	2	„ „
„ Cochinchina: Bien-Hoa	1	„ „
„ Madagaskar	1	„ „
zusammen	31	Beob.-Staffeln

Das sind im ganzen 152 größere Fliegereinheiten, das sind 3850 Apparate, die einen Mannschaftsbestand von 39 757 Personen erfordern und besitzen. Die Mannschaftsstärke der französischen Militärfliegerei ist also auf die von drei Friedensarmeekorps angewachsen.

Am 22. August 1930 hat man vier Bomben-Flugregimenter aus dem Verbande der andern Luftdivisionen gelöst und zu einer einheitlichen selbständigen Fliegergruppe, die man wieder in zwei Brigaden geteilt hat, zusammengefaßt. Das ist diejenige Fliegertruppe, die unabhängig von den Aufgaben des Heeres und der Marine in dem kommenden Kriege den ersten Schlag gegen den Feind führen soll. Sie untersteht einem General mit dem Range eines kommandierenden Generals, und man weiß heute zuverlässig, daß diese Gruppe lediglich der Kern einer neuartigen Organisation sein wird, die ständig vergrößert werden soll. Sie besteht aus Bomben-

flugzeugen und den Jagdfliegergruppen, die zum Schutz der Bombenaeroplane beigegeben werden. Man weiß genau, daß Frankreich die Absicht hat, in dieser Gruppe sowohl Bombenflugzeuge als auch Jagdflugzeuge zusammenzufassen. Um diese Organisation kümmern sich die Agenten Englands und Italiens am allermeisten, denn diese Gruppe soll den ersten Schlag führen in einer Zusammenballung von etwa 200 Flugzeugen, wie sie die Welt bisher in einer taktischen Einheit noch nicht gesehen hat.

Mit welchen Möglichkeiten die Franzosen rechnen, ergibt sich aus folgender Tatsache. Während der Rheinlandsbesetzung lag das 33. Fliegerregiment in Mainz. Frankreich gab offiziell bekannt, daß das Regiment bei der Räumung des besetzten deutschen Gebietes nach dem Südwesten Frankreichs verlegt werden sollte. Ich gestatte mir, darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Regiment durchaus nicht nach dem Südwesten Frankreichs abtransportiert wurde, sondern in der Nähe der deutschen Grenze, und zwar in den Garnisonen Toul, Chalons, Reims und Mourmelon geblieben ist. Zur Vollendung der militärischen Fliegereiorganisation wurde Frankreich in vier sogenannte Luftzonen eingeteilt, die etwa unsern Wehrkreiskommandos entsprechen. An der Spitze stehen Kommandanten, die aber infolge der geschilderten Kompetenzschwierigkeiten noch den örtlichen Kommandeuren von Heer und Flotte unterstehen.

Sehr wichtig ist der Umstand, daß alle französischen Fliegerregimenter mit einheitlichen Apparaten ausgestattet sind. Man kann das machen, weil man die französische Flugzeugindustrie einesteils durch die großen laufenden Aufträge für das Heer dazu instandsetzt, Kriegsflugzeuge serienmäßig herzustellen, und weil man so viel staatliche Subventionen an Fabriken zahlt, daß Experimente, die den besten Typ her-

vorbringen, gemacht werden können. Die französischen Flugzeugfabriken aber genügen heute doch noch nicht ganz den Anforderungen des Luftfahrtministeriums. Lange Zeit bevorzugte man überhaupt die französischen Farmanmaschinen, bis etwas geschah, das sehr seltsam ist und das bis heute noch nicht seine Aufklärung gefunden hat.

Im Sommer 1930 stürzten in schneller Folge hintereinander bei dem 22. Fliegerregiment in Chartres eine ganze Anzahl französischer Piloten in Farmanmaschinen ab. Es gab in kurzer Zeit so viel Unglück mit diesen Farmanmaschinen, daß das Luftfahrtministerium das gesamte Flugzeugmaterial dieses Regimentes zum alten Eisen werfen mußte. Das offizielle französische Kommuniqué, das über diese Vorfälle erschien, greift die Firma Farman schwer an. Es sagt, daß die von ihr hergestellten Maschinen nach eingehender Untersuchung Fehler aufwiesen, die einen »sträflichen Leichtsinn der herstellenden Firma« bedeuteten. Was aber in Wirklichkeit mit diesen Maschinen geschehen ist, ob sie plötzlich Fehler aufwiesen, warum und wer an ihnen die Schuld trug, das weiß bis heute niemand.

In den Kolonien hat Frankreich ganz erstklassige, hochwertige und moderne Flugboote. Die Flugformationen in Cochinchina sind am modernsten ausgerüstet, es gilt die Eingeborenen im Zaum zu halten, und man muß England, das von Singapore aus die Gegend beherrscht, zeigen, daß man für alle Fälle gerüstet ist.

Es sollen noch zwei Zahlen mitgeteilt werden: Frankreich hat seinen Luftfahrthaushalt von 1929 auf 1930 um 45,5 Millionen auf 337 Millionen erhöht.

Bereitgestellt für Geheimzwecke der französischen Fliegerei sind 2 Millionen Franken.

Im Frühjahr 1931 ist die französische Militärfliegerei ein wenig in den Befehlsverhältnissen umgruppiert worden. Eine besondere Generalinspektion der Luftstreitkräfte, die unmittelbar dem Luftfahrtministerium untersteht, ist jetzt die höchste Stelle der Ausbildung und der Friedensorganisation der Militärfliegerei. Der Generalinspekteur ist der General Hergault. Durch Beschluß des Kabinetts wurde der Marschall Petain Generalinspektor der französischen Luftverteidigung. Er erhielt den Auftrag, diese vollkommen neu zu organisieren.

Polen

Entsprechend der gesamten Militärpolitik und im Zusammenhang mit seinen Militärverträgen mit anderen Mächten müssen die Flugrüstungen Polens und der Tschechoslowakei betrachtet werden. Da ist zunächst zu sagen, daß die französischen Dienststellen die Verhältnisse in Polen mit Mißvergnügen ertragen. Wie alle anderen Kriegswaffen, so bezog Polen auch seine Flugzeuge fast ausschließlich von Frankreich. Dieser Zustand erfuhr eine Trübung, als die Polen immer wieder feststellen mußten, daß sie alte, unmoderne und unsichere Flugzeuge in Mengen für ihr gutes Geld oder vielmehr für gutes deutsches Reparationsgeld von Frankreich geliefert bekamen. Diese Maschinen fielen öfter als unbedingt erforderlich vom Himmel auf die Erde, und so erkannten die Polen, daß kommerzielle Gründe ihre Wehrbarmachung im Dienste Frankreichs beeinträchtigten. Es ist sehr schwer, reinmilitärische Interessen mit kommerziellen zu vereinen, das mußten die Polen zu ihrem Leidwesen an Frankreich erfahren. Als es mit den französischen Apparaten durchaus nicht mehr ging, da machte sich Polen selbständig, und heute fabriziert die Warschauer Flugzeugfabrik

ein Militärflugzeug, das bereits auf 8000 Meter steigen kann. Dieser Fabrik hat die polnische Armee gerade in den letzten Monaten große Aufträge gegeben. Weiterhin bauen die Flugzeugwerke Plage und Laskiewicz in Lublin ein Bombenflugzeug, das den französischen Maschinen sogar stark überlegen ist. Diese Weigerung Polens, französische Flugzeuge zu beziehen, das war die erste Wolke, die an dem blauen Freundschaftshimmel, der beide Staaten überspannt, aufzog. Das zweite Ungewitter entstand aus der vollkommenen Zerfahrenheit in den Befehlsverhältnissen der polnischen Fliegerei, die so schlimm ist, daß sie den für Frankreich so nützlichen militärischen Wert der polnischen Militärfliegerei entscheidend herabmindert.

Innerhalb der Fliegertruppe, ja sogar im Kriegsministerium selber, gibt es ständig zwischen den Fliegerleuten so viel Krach, daß gar nicht daran zu denken ist, daß in einer absehbaren Zeit die Verhältnisse stabilisiert werden. Flieger und Luftschiffertruppen unterstehen offiziell einem Departement für Flugwesen, das in Wirklichkeit nichts zu sagen hat. Nach französischen Mustern hat man Polen in drei Luftgruppen eingeteilt, deren Stäbe in Warschau, Posen und Krakau liegen. 44 Fliegereinheiten mit 500 neuen Maschinen und mit etwa 100 Reserveapparaten, besetzt mit etwa 11 000 aktiven Offizieren und Mannschaften, würden, gutgeleitet, eine ansehnliche Streitmacht darstellen. Aber die Regimenter sind noch nicht einmal nach ihren verschiedenen Aufgaben eingeteilt, sondern Ausbildung und taktische Vorbereitung erfolgen recht planlos. Es gibt nur eine einzige Ausnahme, und die wird von dem dritten Fliegerregiment in Posen gebildet, das im Gegensatz zu den anderen in vier Geschwader eingeteilt ist und das etwas besser zusammengefaßt wird. Dieses Regiment soll anscheinend das Regiment

für den ersten Angriff bilden, ihm ist diese Rolle nach französischem Vorbild zugeteilt worden.
In Wirklichkeit wird die polnische Fliegertruppe beherrscht von dem Chef des Fliegerkorps Oberst Raijski, der zu dem näheren Freundeskreis von Pilsudski gehört. Er hat tatsächlich Befehle zu erteilen, während die Kommandeure der drei Luftgruppen ungewöhnlich wenig zu kommandieren haben. Gegen den Obersten Raijski laufen eine Anzahl von polnischen Fliegeroffizieren Sturm. Ein scharfes Licht auf die ganzen Verhältnisse wirft die Tatsache, daß einer der Fliegeroffiziere, und zwar der Major Kuballa, vor Gericht gestellt wurde, weil er gegen seinen Obersten beleidigende Denkschriften verfaßt haben soll. Die Wirtschaft in diesem Fliegerkorps scheint tatsächlich etwas sehr polnisch zu sein. Eins aber hat Polen vor allen Staaten der Welt voraus. Es besitzt in nächster Nähe der polnischen Grenzen, in Bromberg, eine Fliegerschule für Minderjährige, in der Knaben im Alter von 14—18 Jahren zu dem Beruf eines Flugzeugführers und Flugzeugmaschinengewehrschützen ausgebildet werden. Dann gibt es noch in Polen eine auf Veranlassung des Kriegsministeriums im Jahre 1930 gegründete »Vereinigung der Fliegerklubs der polnischen Republik«. Das ist ein nach französischem Muster aufgezogener Verein, in dem mit staatlichen Geldern und sogar mit kostenlos gelieferten Militärmaschinen Zivilpersonen in der Kriegsfliegerei ausgebildet werden.
Erwähnt werden muß noch die polnische »fliegende Polizei«. Sie hat in Wirklichkeit militärischen Charakter, soll aber offiziell die zivile polnische Luftfahrt auf Gesetzübertretungen hin überwachen. Diese fliegende Polizei taugt, an ihren polizeilichen Leistungen betrachtet, nichts, sie hat es nämlich nicht verhindern können, daß im Jahre 1921 die deutsche

Grenze von polnischen Militärflugzeugen zwangzigmal, 1925 fünfunddreißigmal und 1930 zweiundzwanzigmal überflogen wurde. Einwandfrei ist erwiesen, daß polnische Flugzeuggeschwader deutsche Bahnhöfe, Eisenbahnknotenpunkte und andere wichtige Stellen überflogen, umkreist und photographiert haben. Wie gesagt, nach polizeilichen Gesichtspunkten taugt die polnische fliegende Polizei nichts.

Tschechoslowakei

Ein wenig mehr Freude erlebt Frankreich an der Fliegerei in der Tschechoslowakei. Wenn es in diesem Lande auch durch die benannten Kompetenzkonflikte noch nicht gelungen ist, ein Luftfahrtministerium zu begründen, dem die ganze Militärfliegerei untersteht, so gibt es doch wenigstens keine derart großen Zwistigkeiten in der Fliegertruppe und in den Stäben wie in Polen. Die Fliegertruppe untersteht der dritten Sektion des »Ministeriums der nationalen Verteidigung«. Aber diese Behörde hat auch nur wie in Polen verwaltungstechnischen Charakter, während Generalstabsoffiziere, die in den Landesmilitärkommandos sitzen, tatsächlich das Kommando führen.
Unangenehm berührt es in Frankreich, daß auch die Tschechoslowakei nicht mehr die Absicht zeigt, ihre Flugzeuge aus dem befreundeten Lande zu beziehen. Man ist hier ganz systematisch vorgegangen. Zuerst hat man die Werke im Lande selbst ermuntert, Versuche zu machen, und als diese dann gut ausfielen, hat man mit einem Schlag die Flugzeugaufträge nach dem Ausland abgestoppt und die eigene Industrie beauftragt, Flugzeuge für die Armee herzustellen. Da sind zunächst die Skodawerke in Pilsen. Diese Fabrik besitzt überhaupt schon eine gewisse Tradition im Bau von Flugzeugen und Flugzeugmotoren. Jetzt baut sie kräftig Militär-

flugzeuge und sie hat am 1. Oktober 1930 ihre Werkstätten für den Bau von Aeroplanen vom Hauptwerk in Pilsen gelöst und nach Cakowitz bei Prag verlegt. Dieses Werk ist so modern ausgebaut worden und stellt so gute Maschinen her, daß es schon ansehnlich zu exportieren beginnt. Die Polen sahen das mit Vergnügen und erreichten, daß Skoda für alle Fälle in Warschau ebenfalls eine Fabrik für Flugzeuge aufbaute. Das sahen die Franzosen mit Stirnrunzeln, aber sie konnten es nicht ändern. Da Skoda fast gleichzeitig mehrere Flugzeugwerke auf dem Balkan aufbaute, so ergibt sich daraus deutlich das Bestreben der kleinen Entente, eine eigene Rüstungsindustrie zu begründen, die es von gelegentlichen Verstimmungen Frankreichs unabhängig macht. In der Tschechoslowakei gibt es dann noch drei weitere Flugzeugfabriken »Aero« und »Avia« und ein staatliches Unternehmen. Modernste Militärflugplätze sind vor allem in Nordböhmen hergerichtet worden, und zwar in Marienbad, in Königgrätz und in Kbely bei Prag.

So stehen in der Tschechoslowakei insgesamt 600 Flugzeuge mit etwa 4200 Bedienungsmannschaften zur Verfügung. Diese Streitkräfte sind eingeteilt in die Fliegerregimenter 4, 5 und 6, die in Königgrätz, in Preßburg und Sillein und in Prag liegen. Die Tschechoslowakei ist dasjenige Land Europas, das am ängstlichsten bemüht ist, seine Flugrüstungen zu verschleiern. Zunächst einmal hat das Land dem Völkerbund falsche Angaben über diese Waffe gemacht. Es hat alle Zahlen viel zu gering angegeben, es hat vor allem vergessen mitzuteilen, daß es außer den genannten drei Regimentern in der letzten Zeit noch weitere zwei Regimenter, 7 und 8, aufgestellt hat. Naiverweise bemühen sich die Tschechen sogar, die Garnisonen der bestehenden Fliegerregimenter zu verschleiern. Man hat Flugzeugstaffeln immer im ganzen Lande

herumgeschickt, um das zu erreichen. Aber ebensogut wie dem Verfasser die Standorte der Regimenter bekannt sind, sind sie es natürlich erst recht den Generalstäben des übrigen Europa.

Im vergangenen Jahr suchte im geheimen eine französische Fliegerkommission die Tschechoslowakei auf, um bei der Heeresleitung zu erreichen, daß eine taktisch bessere Einteilung der Fliegerregimenter erreicht würde. Die Franzosen teilen nämlich ihre Regimenter ein in Tagbomben-, Nachtbomben- und Jagdfliegerregimenter, um diese Formationen dann einheitlicher einsetzen zu können. Wie in Polen so hat aber die Tschechoslowakei in jedem Regiment Fliegergruppen der verschiedensten Art vereinigt und das gilt als veraltet. Weil aber wieder Kompetenzschwierigkeiten auftauchten, erreichten die Franzosen nichts in Prag.

Das Land glaubt mit seiner großzügigen Ausgestaltung der Militärfliegerei darauf verzichten zu können, den Flugsport vom Staate unterstützen zu lassen. Infolgedessen stellen die tschechischen Werke keine Sportflugzeuge her.

Rumänien und Jugoslawien

Die Wichtigkeit der gesamten Militärfliegerei wird schlagend durch die Zahlen der Flugzeuge bewiesen, die die beiden übrigen Staaten, mit denen Frankreich Militärverträge abgeschlossen hat, unterhält. Rumänien besitzt 300 Kriegsflugzeuge mit einem Gesamtpersonal von 3800 Mann und Jugoslawien 320 Maschinen mit 5000 Mannschaften. In Rumänien ist die gesamte Militärfliegerei einem besonderen Departement des Kriegsministeriums unter General Gorsky Alexandru unterstellt.

Die Truppe ist eingeteilt in:

Ein Kampfgeschwader, bestehend aus drei Gruppen von je drei Staffeln.
Eine Bombengruppe mit drei Tag- und drei Nachtbombenstaffeln.

Drei weitere Gruppen Aufklärungsstaffeln und Verfolgungsstaffeln.

Drei Seefliegerstaffeln, eine Flughafenstaffel, Schulungs- und Kurierstaffeln.

Stationiert ist die Truppe in Bukarest, in Tecuci, in Buzau, in Galatz, Jassy, Klausenburg, Mediasch und Constanza.

Die Flugzeuge selbst sind Apparate, die Rumänien in eigenen Werken in fremder Lizenz gebaut hat.

In Jugoslawien ist durch Gesetz vom 14. Januar 1930 bei dem Kriegs- und Marineministerium ein besonderes Departement für Militärfliegerei eingerichtet worden.

Das Hauptquartier liegt in Novi Sad bei Belgrad, wo sich auch die Militärfliegerschule befindet. Die Luftfahrttruppe selber setzt sich aus sechs Regimentern zusammen, die in Novi Sad, in Zagreb, Mostar, Sarajewo, Skoplje und Belgrad stationiert sind. Das Seefliegerkorps, das erst 1930 aufgestellt wurde, hat seinen Hauptsitz in Spalato und Stationen in der Boca di Cattaro, in Kotorska und in Trogier.

Die Maschinen haben meistens deutsche Mercedes- und Siemensmotoren, geliefert auf Reparationskonto. Neuere Versuche, eigene Flugzeuge zu bauen, sind bislang gescheitert.

Belgien

Den belgischen Luftstreitkräften kommt im Ernstfall eine selbständige Bedeutung nicht zu. Wenngleich merkwürdigerweise auch Belgien dasjenige Land ist, dessen Generalstab sich von allen europäischen Staaten zuerst um die Entwicklung der Flugzeuge kümmerte, so zeigt es heute, was die Aufrüstung dieser Waffe anbetrifft, keinen besonderen Ehrgeiz. Es wird im Ernstfall einige Bombengeschwader aufstellen können. Aber diese Geschwader müssen sich an einen größeren Verband, und zwar selbstverständlich an Frankreich, anlehnen können, um für ihren Teil zur Wirkung zu gelangen. Es ist ganz klar ersichtlich, daß die belgische Militärfliegerei nichts ist als ein kleines Anhängsel der französischen.

Die italienische Luftfahrt steht im Zeichen eines gewaltigen Kampfes, den zwei Männer um den Ruhm, sie zu beherrschen und sie in der Welt zu repräsentieren, ausgefochten haben. Der italienische Luftfahrtminister Balbo und der General Nobile haben diesen Kampf miteinander geführt. Balbo steht heute in Ruhm und Ehren da, Nobile wurde degradiert und infamiert.

Zum engsten Freundeskreis Mussolinis gehörend, wurde Balbo das italienische Luftfahrtministerium vom Duce übertragen. Die Wahl traf den richtigen Mann. Das erste, was Balbo tat, war, daß er selbst fliegen lernte. Als er dabei war, sich in der internationalen Fliegerei einen großen Namen zu machen, verdüsterte Nobile den Himmel seines Ruhmes. Balbo war es, der über das Unglück Nobiles eine Untersuchungskommission einsetzte, die den General verurteilte, ohne ihn gehört zu haben. In allen Dingen erreichte der Minister sein Ziel, in seinen persönlichen Wünschen und in der Sache, die er zu fördern unternommen hat.

Im Jahre 1925 dekretierte er den »Fünfjahresplan« der Luftfahrt. Dieser Plan sah außerordentliche Flugrüstungen vor, die sich ostentativ gegen Frankreich und gegen Jugoslawien richteten. Als diese fünf Jahre abgelaufen waren, da verkündete der Minister Balbo stolz, daß Italien am 1. Januar 1931 eine Kriegsluftflotte besitzen werde, die deshalb den anderen Luftflotten Europas überlegen sein müsse, weil sie nur mit modernsten Apparaten ausgerüstet sein würde. Balbo hat nicht übertrieben. Die italienische Luftmacht verfügt tatsächlich nur über allermodernste Apparate. Ursprünglich hatte Balbo vor, Jahr für Jahr für seinen Luftfahrtetat den Betrag von 700 000 000 Lire einzusetzen. Als aber die italieni-

schen Agenten in Frankreich berichteten, daß Frankreich über seine offiziellen Völkerbundsangaben hinaus, wie wir es hier schon dargestellt haben, aufrüste, da setzte Balbo ostentativ einen Betrag von weiteren 100 000 000 Lire in seinen Etat. So ist die italienische Luftflotte eingeteilt:

	Flugzeuge	
1. Selbständige Luftstreitkräfte.		
26 Erdjagdstaffeln	312	
10 Erdbombenstaffeln	60	
10 Erdnachtbombenstaffeln	100	
6 Seejagdstaffeln	54	
6 Seebombenstaffeln	48	
	574	574
2. Heeresfliegerverbände.		
20 Erkundungsstaffeln	180	180
3. Marinefliegerverbände.		
13 Erkundungsstaffeln	117	
auf Schiffen	40	
	157	157
4. Kolonialfliegerverbände.		
6 Erderkundungsstaffeln	70	
4 Nachtbombenstaffeln	34	
	104	104
Summe		1015

Balbo ist ein starker Verfechter des Gedankens, daß man in einem kommenden Krieg das ganze Gewicht des Angriffs auf den ersten Luftkampf legen müsse. In diesem ersten Kampf geht es um Sein oder Nichtsein. Dieser erste Kampf ist entscheidend. Diesen Gedanken hat Balbo von seinem Lehrer, dem italienischen General Douhet, übernommen. Douhet war ein großer Mann auf dem Gebiet der Taktik in der Luft und er schrieb einmal eine Studie: »Der Krieg von 19..«, in der er den ersten »Nur-Luftkrieg« schildert und beweist, daß es zu einem solchen kommen wird. Aber über die Gedanken seines Lehrmeisters weit hinaus ist Balbo der Ansicht, daß die Luftwaffe heute das wichtigste Werkzeug des modernen Krieges ist.

Nun befindet sich das Land Italien in einer besonderen Situation. Der »Stiefel« liegt von allen Seiten Angriffen aus der Luft offen und so ist Italien dasjenige Land, das als einziges den Luftschutz von der Erde aus großzügig organisiert hat. Zwar sind in allen anderen Ländern auch, was gar nicht erst besonders erwähnt werden muß, derartige Luftschutzformationen in Hülle und Fülle vorhanden, zwar gibt es auch in andern Ländern Flugzeugabwehrbatterien mit Scheinwerfer und Horchgerät, zwar gibt es überall modernste Flakgeschütze, aber nirgendwo, mit Ausnahme von Italien, hält man diesen Schutz für sehr ausreichend. Es ist mehr als zweifelhaft, ob man heute bei der hohen Steigfähigkeit der Flugzeuge und bei einem Masseneinsatz der Apparate, der ja sicher ist, mit dieser Abwehr von der Erde aus sehr viel erreicht. In Italien aber glaubt man daran und so hat man das ganze Land in 26 Luftschutzzentren eingeteilt. An den geeigneten Punkten sind schon jetzt feststehende Flakbatterien eingebaut worden, Scheinwerfer und Horchgerät sind im tiefsten Frieden einmontiert worden. Die oberste Befehlsstelle dieser territorialen Flugabwehrorganisation, der »Difesa Aere Territoriale« ist der Generalinspekteur des Luftschutzes, der dem Kriegsministerium direkt untersteht. Zu ihm gehört die faschistische »Sondermiliz der Flugabwehr«, die dem Generalinspekteur untersteht und die eine Aufgabe zu erfüllen hat, die von so besonderer Wichtigkeit ist, daß es wundernehmen muß, daß sie in allen andern Ländern stark vernachlässigt worden ist. Dieser Miliz liegt es ob, in den kritischen Zeiten eines Krieges, in den Stunden, in denen die feindlichen Flugzeuge mit Gas- und Explosivbomben die schönen Städte Italiens angreifen, die Ruhe und Ordnung im Lande zu sichern. Das ist doch die große Gefahr eines Luftangriffes auf eine Stadt, daß eine

Panik ausbricht, die alle Organisation zerstört und schwerste Gefahren für die nationale Sicherheit des Landes in sich birgt! Hier soll die faschistische Sondermiliz der Flugabwehr eingreifen, beruhigend, aufklärend und sichernd wirken. Es steht im Reglement dieser Miliz, daß sie Panikhandlungen der Zivilbevölkerung mit Waffengewalt zu verhindern hat, sie wird mustergültig für ihre Aufgaben vorgebildet.

Mustergültig ist auch die Ausbildung und der Elan der italienischen Fliegertruppe. Am 8. Juni 1930 veranstaltete Balbo eine Luftparade, die die unheimliche Präzision zeigte, mit der die italienischen Piloten arbeiten. Balbos großer Geschwaderflug vom Dezember 1930 bis zum Januar 1931 über den Ozean, der politisch und militärpolitisch von ganz großer Bedeutung war, wird noch in der Erinnerung sein. Der Minister selbst saß am Steuer seiner Maschine und führte sie bis nach Brasilien. Dieser Geschwaderflug kostete fünf Tote, aber so sagt der Minister: »Was sind fünf Tote, gemessen an dem Erfolg dieses Unternehmens?« Genau wie bei der Aufrüstung der italienischen Tanks, so verfährt das Land auch bei seinen Flugrüstungen. Balbo verfügt über 3000 aktive Piloten, aber über den vielfachen Bestand an Reserveflugzeugführern. Er hat das erreicht, indem er den Königlich Italienischen Aeroklub bewog, ihm sofort Flugzeugführer auf Militärapparaten auszubilden. Dreißig Sportflugzeugstaffeln besitzt dieser Klub und seine Flugzeuge unterscheiden sich in nichts von den modernen Jagdflugzeugapparaten. Es ist so zur Tatsache geworden, daß Italien jederzeit 10 000 Flugzeugpiloten an das Steuer seiner Kriegsmaschinen beordern kann.

Nun besitzt aber Italien im ganzen wenig mehr als 1000 Kriegsflugzeuge, aber mit der Bereitstellung weiterer Flugzeuge im Ernstfall verhält es sich genau so, wie mit den ita-

lienischen Tanks. Das italienische Modell des Kriegsflugzeuges ist der Savoia-Apparat, der einen Fiatmotor besitzt. Schon jetzt sind die Maschinen aufgestellt, die sowohl die Motoren wie auch das Fluggestell serienmäßig am laufenden Band herstellen können, wenn der erste Mobilmachungstag die italienische Armee unter die Waffen ruft oder wenn Gefahren drohen, die sich jeden Augenblick zum Kriege entwickeln können.
Von großer Wichtigkeit ist es auch für Italien in Anbetracht seiner besonderen geographischen Lage, mit guten Flugbooten ausgerüstet zu sein; diese werden ebenfalls in eigener Fabrik in Pisa hergestellt, und zwar mit deutschen Dornierlizenzen. Dazwischen versucht man allerdings ohne diese Lizenzen auszukommen, man baut Fiatmotoren in die Flugboote, die Versuche sind aber noch nicht abgeschlossen. In der allerletzten Zeit hat Balbo zwei Flugschiffe nach dem Modell »Do X« bestellt, die auf der Schweizer Werft der Dornierwerke in Altenrhein am Bodensee für mehrere Millionen Mark hergestellt werden.

England

Ähnlich der Situation Italiens liegt England umspült von den Wellen des Meeres da. Auch seine Grenzen sind gegen einen Luftangriff ziemlich ungeschützt. Aber in England vertraut man ungleich Italien nicht allzusehr auf die Luftabwehr von der Erde aus, in England will man auch die Defensive gegen Luftangriffe in der Luft selber ausüben. Es gibt nur zwei Kriegsmittel, deren Entwicklung man in England tatsächlich mit Besorgnis betrachtet. Das sind das Unterseeboot und das Flugzeug. Sie sind die beiden Kriegsmittel, gegen die die stolzen großen Kriegsschiffe der Engländer machtlos sind und die diese Kolosse durch einen Torpedo, sei es unter Was-

ser, sei es aus der Luft, zerschmettern können. Dem nüchternen und unbürokratischen Geist des Engländers entsprechend hat er alle Organisationsschwierigkeiten der Luftflotte mit einem Strich beseitigt. England ist das einzige Land, in dem es gelungen ist, die gesamten Luftstreitkräfte in jeder Beziehung dem Luftfahrtministerium zu unterstellen. Zwar laufen jedes Jahr bei den Beratungen des Luftfahrthaushalts im Unterhaus Abgeordnete der verschiedenen Parteien, hinter denen offenbar Generalstab und Admiralstab stehen, gegen diese Zentralisierung Sturm, aber da sich diese Ordnung, die schon mehrere Jahre besteht, in der Praxis bewährt hat, so tun sie das vergebens. Folgendermaßen setzen sich die englischen Luftstreitkräfte zusammen:

1. HEIMAT.

	Landflieger			Flottenflieger		
	1. L.	2. L.	zus.	1. L.	2. L.	zus.
a) Jagdflieger	168	84	252	24	12	36
b) Bombenflieger:						
Tagbomber	202	101	303	—	—	—
Nachtbomber	90	45	135	12	6	18
c) Heeresflieger	66	33	99	48	24	72
d) Verbindungsflieger . .	18	9	27	—	—	—
e) Flugboote	18	—	18	—	—	—
	562	272	834	84	42	126

2. ÜBERSEE.

	Landflieger			Flottenflieger		
	1. L.	2. L.	zus.	1. L.	2. L.	zus.
a) Tagbomber	144	162	306	18	9	27
Nachtbomber	20	15	35	—	—	—
b) Heeresflieger	72	78	150	18	9	27
c) Flugboote	18	—	18	—	—	—
d) Jagdflieger	—	—	—	24	12	36
	254	255	509	60	30	90
Insgesamt	816	527	1343	144	72	216

Neben diesen aktiven Fliegertruppen spielt das Reservefliegerkorps Englands, die »Auxiliary Air Force«, eine ganz

große Rolle. In ihm sind mit staatlicher Subvention ausgebildete zivile Flugzeugführer vereinigt. Jeder dieser zivilen Piloten ist in der Lage, ein schweres Flugzeug zu fliegen. Neben dieser Vereinigung gibt es dann noch die »National Flying Services«, in denen die Führer von Jagdflugzeugen zusammengefaßt sind. Es gibt Hunderte von Leichtflugzeugen in England, die von diesen Männern geführt werden und in die man im Ernstfall nur ein schweres Maschinengewehr einmontieren muß, damit sie den vollkommenen Typ des Jagdflugzeuges darstellen. Man hat die Reserven in Geschwader eingeteilt, und eine derartige Formation wurde bei den großen Luftmanövern im August 1930 eingesetzt. Zum allgemeinen Erstaunen zeigte es sich, daß diese Formation, was ihre Ausbildung und ihren allgemeinen militärischen Wert anbetrifft, in keiner Weise hinter der aktiven Truppe zurückstand. In diesem Manöver ereignete sich aber etwas, das für das englische Luftfahrtministerium eine grausame Überraschung war. Man hatte die höchsten Anforderungen an die Maschinen gestellt und fünf Tage und fünf Nächte operierten 250 Flugzeuge aller Arten in der Luft. Da zeigte es sich, daß ein großer Teil der Apparate technisch veraltet war und seit diesem Tage ist man fieberhaft dabei, diese Apparate durch neue Flugzeuge zu ersetzen.

Ursprünglich haben Luftschiffpläne in den Absichten des englischen Luftfahrtministeriums eine große Rolle gespielt. Man hatte vor, nach dem Muster des Luftschiffes »R 101«, eine ganze Staffel derartiger Schiffe für militärische Zwecke aufzustellen. All diese Pläne aber sind bis ins Ungewisse verschoben worden, nachdem dieses Luftschiff, mit der Elite der englischen Militärluftschiffer an Bord, in Frankreich verunglückt ist.

Eines Tages aber werden diese Pläne wieder aufgenommen

werden, denn eins ist verblüffend: Man war lange Jahre hindurch der Ansicht, daß die Zeiten des Luftschiffes für militärische Zwecke vorbei seien. Es herrschte die Überzeugung vor, daß die modernen Flugzeuge die schwerfälligeren Luftschiffe, die ein großes Ziel bieten, mit entzündbarer Munition jederzeit leicht abschießen könnten. Außerdem war das Flugzeug schneller und niemand wollte mehr im Ernst aus all diesen und auch noch andern Gründen an den militärischen Wert des Luftschiffes glauben.

Amerika

Jetzt aber baut Amerika zwei Luftschiffe, die zu einer vollkommenen Umwälzung der gesamten bisherigen Ansichten über die Möglichkeiten des Krieges in der Luft führen müssen. Es handelt sich um zwei große Luftschiffe, die auf der Werft der Goodyear-Zeppelin-Company in Akron im Staate Ohio im Bau sind. Es hat sich in der amerikanischen Öffentlichkeit seit einiger Zeit herumgesprochen, daß diese beiden Luftschiffe, die insgesamt eine unheimlich große Summe für ihre Herstellung verschlingen, zu militärischen Zwecken verwandt werden sollen. Nun richtete sich ein Teil der amerikanischen Öffentlichkeit gegen diese Absicht. Man verlangte, daß diese Schiffe in den zivilen Luftverkehr eingestellt werden sollten. Von seiten der Heeresleitung in Amerika unternahm man eine Kampagne gegen diejenigen Männer, die diese Ansicht vertraten, und man schmetterte sie damit nieder, daß man erklärte, man werde zwar diese Luftschiffe zu Militärzwecken verwenden, man werde aber auf anderem Gebiet entschieden abrüsten. Der Ankündigung läßt man in diesen Tagen die Tat folgen. Die beiden großen Flugzeugmutterschiffe, deren Herstellung insgesamt 90 Millionen Mark kostete, werden abgewrackt, angeblich, um einen Akt der

Abrüstung zu zeigen, in Wirklichkeit aber, weil die Unterhaltung der beiden Schiffe zu kostspielig ist und vor allem, weil sie, wie wir gleich sehen, durch den Bau der beiden großen Luftschiffe überflüssig werden.

Die beiden Luftkreuzer mit den Bezeichnungen »RZ S 4« und »RZ S 5« werden eine Luftwaffe darstellen, die in ihrer Kampfkraft bisher einzigartig dasteht. Der Konstruktion nach haben die Kreuzer schon geradezu gigantische Ausmaße. Sie fassen 184 000 Kubikmeter Gasinhalt. Das Luftschiff »Graf Zeppelin« hat nur 105 000 Meter Gasinhalt. Dabei werden die beiden Schiffe nicht länger sein als der deutsche »Graf Zeppelin«, also etwa 230 Meter, aber ihre Gestalt wird gedrungener. Jedes Schiff hat acht Motore mit etwa 4500 PS. Die Propeller — etwas völlig Neues — sind in sich verstellbar, wodurch ein schnelleres Steigen ermöglicht wird, was für ein Kriegsluftschiff außerordentlich wichtig ist. Die Kreuzer erreichen eine Geschwindigkeit von 150 Stundenkilometer.

Selbstverständlich waltet noch um diese beiden Schiffe ein vollkommenes Geheimnis. Trotzdem ist es sowohl japanischen als auch englischen Agenten gelungen, in die Werft einzudringen und festzustellen, wie diese Schiffe wenigstens in großen Umrissen armiert sein werden. Zur grenzenlosen Verblüffung der Japaner und der Engländer stellte es sich heraus, daß jeder dieser beiden Luftkreuzer nicht weniger als 16 Schnellfeuergeschütze an Bord haben wird. Ein halbes Artillerieregiment führt also ein derartiges Luftschiff an Bord! Diese Geschütze sind in verschiedenen, leichtgepanzerten Gondeln untergebracht und ihr Kaliber beträgt etwa zehn Zentimeter. Neben diesen Geschützen führt das Luftschiff selbstverständlich ganze Reihen schwerster Maschinengewehre an Bord. Wichtig ist, daß sich oben auf dem Luft-

schiff kleine, auch wieder leichtgepanzerte Türme befinden, in denen sich nicht nur schwere Maschinengewehre, sondern auch kleinkalibrige Geschütze befinden, die einen Flugzeugangriff von oben abwehren sollen.

Es herrscht noch ein ziemliches Geheimnis über die Torpedowaffen, die diese Luftkreuzer an Bord führen. Man weiß nur so viel, daß die Torpedos selbst neuartig konstruiert sind. Nach den bisher vorliegenden Meldungen soll es gelungen sein, Torpedowurfapparate zu konstruieren, die diese Geschosse senkrecht von oben auf ein Schiff fallen lassen können, den Torpedo aber auch schräg herunter ins Wasser schießen können, damit er dann im Wasser weiterschwimmend sein Ziel, das feindliche Kriegsschiff, erreicht.

Zu dieser Bewaffnung tritt noch eine umwälzende Neuerung. Nach gelungenen Versuchen mit dem Luftschiff »Los Angeles«, von dem aus man Flugzeuge starten und dann wieder mit einer Aufhängevorrichtung landen ließ, geht man bei diesen beiden neuen Kreuzern, von denen einer im übrigen noch den Namen »Akron« erhält, dazu über, gleich mehrere Flugzeuge ständig an Bord mitzuführen. Der »Akron« hat schon Landungs- und Startvorrichtungen für fünf Flugzeuge an Bord und damit erhält das Luftschiff ganz große Möglichkeiten in einem Kriege. Die Flugzeuge können zunächst einmal hartnäckig angreifende feindliche Flugzeuge niederkämpfen, dann aber auch vermögen sie bei weiten Aufklärungsfahrten durch strahlenförmiges Auseinanderfliegen das Aktionsfeld der Luftschiffkampfeinheit zu erweitern und schließlich werden sie Offiziere vom Luftschiff zur Flotte und umgekehrt führen können, ohne daß das Luftschiff selbst zu landen braucht.

Selbstverständlich sind diese Schiffe auch sonst mit allen technischen Neuerungen und Errungenschaften ausgerüstet.

Die Radiostation kann sowohl Bilder senden als auch empfangen. Auf diese Weise können Gelände und Wetterkarten, aber auch photographische Aufnahmen und Zeichnungen vom Feind der Führung auf schnellstem Wege übermittelt werden.

Die gesamten Luftstreitkräfte Amerikas sind in die Maschinen des Heeres und die der Marine gegliedert. Viel stärker als die Luftstreitkräfte des Heeres sind die der Marine, was in der geographischen Situation des Landes begründet ist. Die gesamten Marineluftstreitkräfte zerfallen in »Flottenluftstreitkräfte« und in »Luftstreitkräfte des Marinekorps«. Die Flottenstreitkräfte sind die wichtigeren. Sie stellen einen außerordentlich bedeutsamen Bestandteil der amerikanischen Flotte dar. Bezüglich der Ausbildung dieser Organisationen sind sie dem »Marineluftfahrtbüro« unterstellt. Der Aufbau ist so durchgeführt, daß zur Ausrüstung eines jeden Kriegsschiffes mehrere Flugzeuge gehören, und zwar verfügt ein Schlachtschiff über zwei Aufklärungsflugzeuge und über eine Maschine zum Einschießen der Artillerie, ein Kreuzer hat zwei Aufklärungsflugzeuge. Daneben bestehen aber eine große Anzahl von Geschwadern, die den großen Flotteneinheiten unterstellt sind. Man kann die Gesamtstärke der Flottenluftgeschwader auf etwa 1000 Flugzeuge ansetzen, die zusammengefaßt sind in vier Artillerie- und Beobachtungsgeschwader (Observationplane-Squadrons), fünf Fernaufklärungsgeschwader (Scouting-Squ.), drei Jagdgeschwader (Figthingplane-Squ.), vier Torpedo- und Bombengeschwader (Torpedo-and Bombing-Squ.), zwei leichte Bombengeschwader (Light-Bombing-Squ.) und drei Arbeitsgeschwader (Utility-Squ.). Die letzteren dienen in der Hauptsache zu Post- und Transportflügen für die Flotte und zum Schleppen von Zielen für die Luftabwehrartillerie. Ferner gehört zur

Flotte das Zeppelinluftschiff »Los Angeles« (der frühere Z R 3), sowie eine Anzahl kleinerer Luftschiffe und Fesselballons. Die Gesamtzahl der Mannschaften und Offiziere allein der Flottenluftstreitkräfte beträgt über 12 000 Mann, das ist also etwa die Stärke eines deutschen Friedensarmeekorps.

Aktive Marineflugstationen.

Anacosta, D.C., (Versuchsanstalt),
Hampton Roads, Va. (Basis für die Luftstreitkräfte der Aufklärungsflotte; Reparaturwerkstätten; Flieger- und Trainingsschule),
Lakehurst, N.Y. (Operationsbasis für die Marineluftschiffe; Schule für das Luftschifferpersonal),
Pensacola, Fa. (Ausbildungszentrale für Flugzeugführer und Beobachter),
San Diego, Ca. (Basis für die Luftstreitkräfte der Schlachtflotte; Reparaturwerkstätten; Flieger- und Trainingsschule),
Coco, Solo, Panama-Kanalzone, (Stützpunkt für die Verteidigung der Hawaii-Inseln, Reparaturwerkstätten),
Philadelphia, Pa. (Marineflugzeugwerft).
Squantum, Mass.
Great Lakes, Ill.
Sand Point Field, Seattle, Wash.
Rockaway Beach, Long Island, N.Y.
(Trainingsschulen für das Personal der Reserve)

Die »Luftstreitkräfte des Marinekorps« sind eine selbständige Formation mit einem eigenen Admiralstab, der in gewissem Zusammenhang mit dem oben erwähnten »Marineluftfahrtbüro« steht. Die Aufgabe der Marineluftfahrtstreitkräfte besteht in Unterstützung der Marineinfanterie, im Küstenschutz und im Einsatz bei besonderen Expeditionen. Die Stärke dieser Luftstreitkräfte besteht aus fünf Beobachtungsgeschwadern, drei Jagdgeschwadern, zwei Arbeitsgeschwadern, einem Patrouillengeschwader, einem Fesselballongeschwader und einem Dienstgeschwader. Mit etwa 100 Flugzeugen, wozu im Ernstfalle noch doppelt soviel Maschinen treten würden, werden bei dieser Spezialtruppe über 1000 Mann beschäftigt. Die Organisation baut sich folgender-

maßen auf: Expeditionskräfte an der Ostküste (Eastcoast Expeditionary Force) in Quantico, Md. (Maryland), ferner Expeditionskräfte an der Westküste (Westcoast usw.) in San Diego, Kalifornien. Weiterhin 1. Marinebrigade in Port-au-Prince auf Haiti, 2. Marinebrigade in Managua, Nicaragua, 3. Marinebrigade in Hsin-Ho, China, und schließlich Marinestation Sumay in Guam.

In einem Fünfjahresplan, der 1931 durchgeführt sein soll, sind allmählich die Maschinen der gesamten Marineluftflotte erneuert worden. Dazu gehört auch, daß alle Kriegsschiffe mit Katapulteinrichtung versehen worden sind. Diese Einrichtung wird in Amerika mit Pulver betrieben, d.h. die Flugzeuge werden im wahrsten Sinne des Wortes von den Schiffen aus abgeschossen. Mit Preßluft zu arbeiten, wie es bei den Postflugzeugen der deutschen Dampfer »Europa« und »Bremen« der Fall ist, lehnt die amerikanische Marine ab, weil im Ernstfalle die Preßluftleitungen zu leicht zerschossen werden können. Die Ausbildung der Marineflieger ist erstklassig. Sie geht vor allem auf der Marinefliegerschule in Pensacola vor sich, wo außerordentlich streng gesiebt wird. Im Lauf der Ausbildung scheiden über 50 Prozent der Schüler aus. Weitere Schulen sind in Hampton Roads und in San Diego. Ferner gibt es Beobachterlehrgänge an der Marineakademie, die Mechanikerschule in Great Lakes (Illinois), die Luftschiffer- und Fallschirmschule in Lakehurst, die Bordinstrumentenschule in Philadelphia und schließlich noch besondere Lehrgänge im Landen und Starten von Schiffen aus bzw. auf denselben in Hampton Roads, Philadelphia und auf dem Flugzeugmutterschiff »Langley«. Für den Personalersatz dient noch eine besondere Reserveformation, die »Naval Reserve Aviation«, die aus freiwilligen Flugzeugführern, Studenten usw. besteht. Für diese Stu-

denten und Freiwilligen sind besondere Kurse (gleichzeitig auch für die Armeereserve) an folgenden Hochschulen eingerichtet:

Massachusetts Institute of Technology, Boston, Mass.
New York University, New York City,
Temple University, Philadelphia, Pa.
Armour Institute, Chicago, Ill.
Washington University, St. Louis, Mo.
University of Michigan, Ann Arbor, Mich.
University of Washington, Seattle, Wash.
University of Minnesota, Minneapolis, Minn.

Die Materialergänzung für die gesamten Marineluftstreitkräfte erfolgt durch den Zentralflugpark (Naval Aircraft Factory) in Philadelphia, wo gleichzeitig eine Versuchsanstalt für geheimzuhaltende Geräte sich befindet. Die Marineflugzeuge werden von etwa 5—6 Flugzeugbaufirmen hergestellt.

Die Armeeflugzeuge, die als Hilfstruppe organisiert sind, haben keinen selbständigen Charakter. Verwaltungsmäßig sind sie in Armeeluftkorps (Army-Aircorps) organisiert und dem Kriegsdepartement unterstellt. Ihren Einsatz regeln die Kommandostellen der Armee. Wie bereits oben gesagt, bestehen die Formationen zum Teil nur aus dem für die Mobilmachungsarbeiten erforderlichen Personal. Die Flugzeugausrüstung für derartige, sozusagen inaktive Geschwader ist nur zum Teil fertig vorhanden, zum andern Teil gehört ihre Herstellung zu den Mobilmachungsplänen der Flugzeugfabriken.

Die Organisation ist folgende: Erstens Fliegerkampfkräfte, bestehend aus Jagdflieger-, Schlachtflieger- und Bombenverbänden, die im Kriegsfalle dem Großen Hauptquartier unterstellt werden. Ob diese Regelung daraufhin deuten läßt, daß diese Verbände als einheitlicher Körper und nicht als Hilfswaffe eingesetzt werden, ist noch nicht ganz klar. Zweitens Gemischte Luftverbände (Beobachtungs- und Kampfgeschwader) in den überseeischen Besitzungen. Drittens Beobachtungsfliegerverbände, die taktisch den Kavallerie- und den Infanteriedivisionen unterstehen. Viertens Schulverbände, unmittelbar dem Luftkorps unterstellt, werden sie im Kriegsfalle zum Heimatschutz eingesetzt. Fünftens Luftschifferverbände, die im Frieden inaktiv sind und lediglich im Kriegsfalle zu größeren Einheiten aufgestellt werden. Und schließlich sechstens Geschwader der Nationalgarde (Bundesstaaten-Miliz).

Das Geschwader wird zu drei Staffeln mit je 25 Flugzeugen bei den Jagdformationen gerechnet, bei den Bomben- und Beobachtungsfliegern mit 13 Flugzeugen. Mehrere Geschwader sind eine Gruppe (Group) und mehrere Gruppen bilden ein Luftregiment (Wing). Die Mitteilungen über die vorhandenen aktiven und inaktiven Stäbe und Formationen sind nicht einheitlich. Aber es ergibt sich etwa folgendes Bild:

1. Fliegerkampfkräfte des großen Hauptquartiers, bestehend aus dem 1. und 2. Bombenregiment, dem 8. Schlachtregiment und der 1. Jagdgruppe.
2. Gemischte Luftverbände in den überseeischen Besitzungen, bestehend aus dem 18. gemischten Regiment in Hawaii (die meisten Formationen liegen in Honolulu) und dem 19. gemischten Regiment, das in der Panama-Kanalzone liegt, und aus der 4. gemischten Gruppe auf den Philippinen.
3. Beobachtungsfliegerverbände, bestehend aus der 9., 12. und 14. Beobachtungsgruppe.
4. Schulverbände, bestehend aus dem 24. Schulregiment mit dem Stabe in Kellyfield in Texas mit einer Anfängerschule in Marchfield in Kalifornien.
5. Luftschifferverbände, bestehend aus der 21. und 23. Luftschiffgruppe, sowie aus der 22., 24., 25. und 26 Ballongruppe.
6. Luftkorpseinheiten der Nationalgarde verteilt über das ganze Hoheitsgebiet der Vereinigten Staaten.

Insgesamt bestehen:

Regimentsstäbe für	2	Bombenfliegerregimenter,
	1	Schlachtfliegerregiment,
	2	gem. Luftregimenter,
	1	Schulregiment.
Gruppenstäbe für	2	aktive Jagdgruppenstäbe,
	4	inaktive Jagdgruppenstäbe,
	2	aktive Bombengruppenstäbe,
	1	inaktiver Bombengruppenstab,
	1	aktiver Schlachtgruppenstab,
	3	gem. Gruppenstäbe, aktiv,
	1	aktiver Beobachtungsgruppenstab,
	2	inaktive Beobachtungsgruppenstäbe,
	3	aktive Schulgruppenstäbe,
	1	aktiver Luftschiffergruppenstab,
	1	inaktiver Luftschiffergruppenstab,
	4	inaktive Ballongruppenstäbe.
Geschwader für	9	aktive Jagdgeschwader,
	13	inaktive Jagdgeschwader,
	2	aktive Schlachtgeschwader,
	2	inaktive Schlachtgeschwader,
	8	aktive Bombengeschwader,

4 inaktive Bombengeschwader,
13 aktive Beobachtungsgeschwader,
2 inaktive Beobachtungsgeschwader,
18 Beobachtungsgeschwader der Nationalgarde,
12 Schulgeschwader mit 302 Schulflugzeugen, außerdem 30 Transportflugzeuge;

ferner
4 aktive Luftschifferkompagnien,
4 inaktive Luftschifferkompagnien,
16 inaktive Ballonkompagnien.

Dazu kommen 35 Lichtbildzüge (15 aktive, 6 inaktive und 14 für die Nationalgarde), 19 Dienstgeschwader (Luftschiff- und Ballonwerkkompagnien, Flughafen- und Arbeitspersonal), zwei Luftschiffwerkkompagnien und vier inaktive Ballonwerkkompagnien.

Die Ausrüstung wurde in den letzten Jahren nach Möglichkeit standardisiert. Die Ausbildung ist unterstellt der Ausbildungszentrale (Trainingscenter) in St. Antonio. Das Luftschifferpersonal wird auf der Ballon- und Airshipschool in Scottfield ausgebildet. Waffenmeister, Funker, Photographen, Flugzeug- und Motorenwarte lernen auf einer besonderen Schule, auf dem Chanute-Field in Rantoul im Staate Illinois. Flugzeugingenieure erwerben ihre Kenntnisse auf der technischen Versuchsanstalt für Armeeluftstreitkräfte auf dem Wright-Field bei Dayton im Staate Ohio, taktische Ausbildung erhalten aktive und Reserveoffiziere auf dem Langley Field in der Tactical School, und schließlich gibt es sogar eine Sanitätsschule der Luftstreitkräfte (School of aviation medicine) auf dem Brooks-Field in St. Antonio!
Im Mobilmachungsfall wird das Personal gestellt erstens aus den Schulen des aktiven Luftkorps, den »Organisierten Reserven des Luftkorps« und dem »Reserveoffiziertrainingskorps«. Das letztere besteht aus Studenten und Freiwilligen, die in den vorerwähnten Hochschulen ihre Ausbildung genießen. Das Personal der aktiven Truppe besteht aus etwa 12 000 Mannschaften und Offizieren, von den Reserven weiß man, daß sie allein aus 6600 Offizieren, darunter 3600 Piloten

bestehen. Der Materialnachschub für die gesamten Armeeluftstreitkräfte geschieht durch die »Geräte- und Nachschubabteilung« (Materialdivision), die sich in Dayton befindet. Wie für die Marine, so liefern auch für das Heer nur wenige Firmen das Material.

Für Armee und Marine sind folgende Vermehrungen bis 1931 beschlossen. Man will das Mannschaftspersonal bei der Marine auf etwa 16 000 Mann und bei der Armee auf etwa 17 500 Mann einschl. Offizieren bringen. Das sind zusammen 33 500 Mann, wovon etwa 10 000 Piloten sein sollen. Diese Zahlen zeigen die gewaltige Bedeutung, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika der Fliegerwaffe zubilligen.

Holland

Die Entstehung der holländischen Fliegertruppe basiert auf einer einzigartigen, kuriosen Grundlage. Als der Weltkrieg ausbrach, und Holland sich gezwungen sah, zu mobilisieren, hatte es keine eigene Fliegertruppe. So war es in den ersten beiden Jahren nur möglich, aus in Holland notgelandeten Flugzeugen der sich befehdenden Mächte die Truppe aufzustellen und zu erweitern, bis es gegen Ende des Krieges gelang, in Amerika Militärflugzeuge zu bestellen. Allmählich entwickelte sich nach dem Kriege die Fliegertruppe, die fast vollständig mit Fokkerapparaten ausgerüstet ist. Fokker ist bekanntlich der holländische Konstrukteur, der im Kriege in Deutschland sehr erfolgreich Kriegsflugzeuge konstruierte und herstellte.

Das holländische Militärflugwesen war zunächst von drei Ministerien abhängig, im Mutterlande vom Kriegsministerium und Marineministerium und in Niederländisch-Ostindien von dem dortigen Kriegsministerium. Allerdings unterstan-

den, wie es auch heute noch der Fall ist, dem Marineministerium sämtliche Marineflugzeuge in der Heimat und in den Kolonien. Durch Vereinheitlichung des Kriegs- und des Marineministeriums zu einem Landesverteidigungsministerium dürfte wohl eine weitere Vereinheitlichung auch für die Fliegertruppe sich ergeben. Die Fliegertruppe hat ihren Kern in Beobachtungsformationen. Natürlich verfügt sie auch über Jagdfliegerkräfte, schon um die Arbeit der Beobachtungsflieger zu unterstützen, aber man sagt sich mit Recht, daß das kleine Holland ja nicht allein einen Krieg führen kann, und so würde gegebenenfalls der Macht, an die es sich anlehnt, in bezug auf die Fliegertruppe die Aufgabe des Vorstoßes zukommen, während Holland sich mehr auf die Verteidigung legen würde. Die Heeresflugstreitkräfte sind in einer Fliegerabteilung zusammengefaßt, deren Kommando direkt dem Chef des Generalstabs untersteht. Der Fliegerabteilung, die in Soesterberg liegt, unterstehen wiederum die Ausbildung und Hilfseinrichtungen, sowie die gesamte Verwaltung. Neuerdings hat man die aktive Fliegertruppe bereits in taktische Formationen eingeteilt. Es bestehen jetzt zwei selbständige Fliegergruppen mit je einer Beobachtungsabteilung, Artillerieabteilung, einer Schutzfliegerabteilung-, einer Lichtbild-, Funk- und technischen Abteilung. Fernerhin ist die Aufstellung von selbständigen Beobachtungs- und Jagdfliegerabteilungen für die Oberste Heeresleitung selbst geplant.

Im Grunde genommen bilden die jetzigen Formationen nur die Cadres für neue im Mobilmachungsfalle aufzustellenden Formationen. Schon jetzt verfügt die niederländische Fliegertruppe über ein ausgedehntes Reservefliegerkorps von Offizieren und Angehörigen des Beurlaubtenstandes. Im übrigen ist der sehr gut organisierte zivile Luftverkehr der

Königlich Holländischen Luft-Verkehrsgesellschaft bis zu einem gewissen Grade eine nicht unwesentliche Reserve der Fliegertruppe. Alle Einrichtungen des Militärs (Wetterdienst, F.T.-Dienst, Flugplätze usw.) stehen der Luftverkehrsgesellschaft zur Verfügung. Um die steigenden Ausgaben für die anwachsende Fliegertruppe zu rechtfertigen, stellt man andererseits gewissen Zivilbehörden (Forst- und Kanalverwaltungen) Militärflugzeuge zur Verfügung.

Die Armeeluftstreitkräfte von Niederländisch-Indien besitzen, einem besonderen Stabe unterstellt, zwei Gruppen mit sechs Staffeln und eigenen Schulen. Die Marinefliegerei, die, wie gesagt, für sämtliche Reichsteile dem Marineministerium untersteht, besitzt im Mutterlande zwei aktive Stationen, welche auch das Personal für die Kolonien ausbilden. Die aktive Marineflugstation De Kooy umfaßt die Marinelandfliegerschule und die Jagdfliegerschule; die Marineflugstation De Mok beherbergt die Seeflieger- und die Beobachterschule. Zwei Reserveflugstationen befinden sich in Schellingwoude und Veere. Die Ausbildung ist erstklassig!

In Niederländisch-Indien sind Marineflugstationen in Soerabaja und in Tandjong Priok. Einige Flugzeuge sind auch an Bord von Kriegsschiffen, doch besteht hier keine einheitliche Organisation. Marinebombenfliegerverbände scheinen nicht aufgestellt zu sein. In den Kolonien werden auch Dornier-Wal-Flugboote verwandt.

Im ganzen verfügt Holland über 20 Fliegereinheiten mit 170 Apparaten und einem Personal von etwa 1200 Mann.

Rußland

Rußland ist die einzige Macht, die bei jeder passenden Gelegenheit offen erklärt, daß sie im Begriff steht, eine Luft-

flotte zu schaffen, die so groß und so modern ist, daß sie den Kampf mit den Luftflotten der Großmächte aufnehmen kann. Die Luftstreitkräfte der Sowjets, etwa 1200 Maschinen, unterstehen dem Kriegskommissar, der sie streng in die Organisation der Marineflieger und der Landflieger geschieden hat. Die Marineflieger haben ihre Zentrale in Odessa mit einer Abteilung in Gewartozol, und sie sind stationär an der baltischen Front, am Schwarzen und am Kaspischen Meer. Auch die Russen beherbergen schon auf ihren Kriegsschiffen die Flugapparate und verfügen insgesamt über dreihundert Marinefliegerapparate.

Die Zentrale der Landfliegerei liegt in Moskau. Ihr Chef ist Baranow, sein Zivilkommissar Alksnis. Mustergültig ist die große Militärluftfahrtakademie, deren Kurse vier Jahre dauern.

Lange Zeit hatten die Russen fast ausschließlich fremdländische Apparate in ihrer Armee. So lieferten lange Zeit die Bayerischen Motorenwerke in München ihre Fabrikate nach Rußland, bis sie durch die italienischen Fiatwerke abgelöst wurden. Das Fluggestell baute lange Zeit Junkers in Rußland, aber nunmehr haben diese Lieferanten ihren Kunden verloren. Der Professor Hupuleff und das in staatlichen Händen befindliche Zentral-Aero-Hydrodynamische Institut in Moskau, das größte Institut dieser Art in der Welt, haben jetzt einen eigenen Motor herausgebracht. Er arbeitet mit 400 PS und hört auf den schönen Namen »Bolschewik M. 5«. Auch die Apparate baut Rußland jetzt allein. Im übrigen haben sich die Russen, was die taktische Anwendung des Flugzeugs anbetrifft, dem Muster der anderen Staaten genähert. Wie in Frankreich, so gibt es auch bei den Sowjets große Kampfformationen für den ersten Angriff, die mit Gas und Bomben die Städte des Gegners zerschmettern sol-

len. Vor einigen Monaten haben aber die Sowjets begonnen, ein Kriegsflugzeug zu bauen, das an Größe und Kampfkraft alles bisher dagewesene übertreffen soll. Sie haben unter strengster Geheimhaltung die Junkersmaschine »G 38« kopiert und bauen nun ein Flugzeug, das zehn Motoren besitzt und noch größer als die Junkersmaschine werden soll. Dieser Apparat soll in beiden Flügeln ein Schnellfeuergeschütz von ansehnlichem Kaliber beherbergen.

MINISTER UND ADMIRAL

Es ist der Herbst des Jahres 1929. Die Nebelschwaden durchziehen die Straßen Londons. In seinem Arbeitskabinett, in dessen Kamin ein leichtes Feuer brennt, sitzt der Premierminister des Landes, der Führer der Labour-Party. Mac Donald. In dem Regierungsgebäude, in dem sein Zimmer liegt, ist es still an diesem Tag und zu dieser Stunde. Der Premierminister hat die letzten Anweisungen für die Zeit seiner Abwesenheit erteilt. Der Premierminister MacDonald steht im Begriff, sich an Bord zu begeben, um nach New York zu fahren. Sorgen verdüstern das Gemüt des Ministers, die Nebelschwaden umziehen den Regierungspalast.

Der Minister wendet sich zur Seite, ein Diener bringt auf silbernem Tablett eine Visitenkarte. Der Premierminister erhebt sich überrascht, schnell steht der Diener wieder an der Tür des Zimmers, er öffnet sie ganz weit vor einem kleinen, stämmigen Mann, der mit drei festen Schritten in die Mitte des Zimmers tritt. Unter schneeweißem Haar zeigt der Besucher ein gesundes Gesicht, in dem ein paar Augen in ungewöhnlichem Glanze hart auf den Premierminister sehen. Der Minister verbeugt sich vor dem Admiral Sir Reginald Hall, der vor ihm steht.

Sie setzen sich. Es nimmt Platz der Minister MacDonald, der Führer der Labourpartei, ein Staatsmann, dessen Aufstieg erst nach Beendigung des Weltkrieges, der auch in den Siegerstaaten eine Umschichtung der innerpolitischen Begriffe der Länder hervorrief, möglich war. Der Minister setzt sich, dieser Mann, der während des Weltkrieges wegen

Kriegsdienstverweigerung auf Betreiben desjenigen Mannes ins Gefängnis geworfen wurde, der jetzt ihm gegenüber lehnt. »Welchem Umstand, Sir Reginald«, sagt der Minister, »verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?«

Der Admiral: »Der Tatsache, Sir, daß Sie im Begriff stehen, nach Amerika zu fahren und meiner Überzeugung, daß Sie bereit sind, einem Manne, dem die Macht Großbritanniens immer und ständig am Herzen gelegen hat, einige Minuten zu opfern.«

In MacDonalds Erinnerung steigt das Bild des Admirals Sir Reginald Hall auf, das man sich von ihm machte, als er während des Krieges noch der Leiter des gesamten englischen Marinenachrichtendienstes war, als er zu derselben Zeit in Fragen der englischen Seegeltung und Seeherrschaft das Ohr des Königs und der gesamten englischen Obersten Kriegsleitung besaß. Sir Reginald Hall war in England der Mann, der dank seiner Position, seines Charakters und seiner Fähigkeiten unbeugsam und erfolgreich dem englischen Machtwillen in den schweren Zeiten des großen Krieges zum Erfolg verholfen hat.

»Sir, Sie fahren nach New York, um mit dem Präsidenten der USA., mit Hoover, ein Abkommen über die Größen und Stärken der englischen und der amerikanischen Flotte zu treffen — —«

»So ist es, Sir. Die Lage des Imperiums gebietet kategorisch ein Abkommen mit Amerika. Ich möchte auf friedlichem Wege versuchen, den Präsidenten der USA. zu veranlassen, mit uns einen Vertrag zu schließen, der der englischen Flotte wenigstens ein relatives Übergewicht über die amerikanische Flotte sichert. Ich möchte erreichen, daß in der Flottenrüstung beider Länder zum mindesten bis zum Jahre

1935 eine Pause gemacht wird und Ihnen, Sir, brauche ich nicht zu sagen, warum ich das erreichen möchte, ja, erreichen muß.«

Der Admiral breitet seine Hände auf dem kleinen Tisch, vor dem die beiden in der Mitte des Zimmers sitzen, aus. Er lehnt sich auf den Tisch, er beugt sich vor und sagt:

»Sie brauchen es mir nicht auseinanderzusetzen, Sir. Aus den Gründen, die Sie mir aufzeigen wollen, bin ich zu Ihnen gekommen. Darf ich Ihnen diese Dinge einmal so schildern, wie ich sie sehe? Ich, ein Mann, dessen ganzes Leben darin bestanden hat, das Verhältnis der Macht, über die die einzelnen Staaten verfügen, zu betrachten. Ich, Herr Minister, habe an nichts auf der Welt geglaubt als an die Macht, und ich bin zu alt geworden, um zu verstehen, wie man zu einem anderen Gott als zu der Macht beten kann. Sie fahren nach New York, Herr Minister, um eine Machtfrage gütig zu regeln! Eine *Macht*frage *gütig* zu regeln!

Die Macht, die uns bedroht, ist Amerika. Sie fahren jetzt nach Amerika, Herr Minister. Sie fahren in ein Land, das während des Krieges mit unseren Vorschußzahlungen eine gewaltige Rüstungsindustrie aufgebaut hat und das diese Industrie beibehalten hat bis zum heutigen Tage. Wissen Sie, Herr Minister, was die Amerikaner seit Beendigung des großen Weltkrieges ununterbrochen und mit äußerster Konsequenz und mit der äußersten Spitze gegen uns tun? Sie rüsten, Herr Minister, sie rüsten! Es wird Ihnen, Sir, unmöglich sein, diese Rüstungen durch einen Vertrag zu beenden, diese Rüstungen, die sich nur gegen unsere Seegeltung richten!«

»Glauben Sie, Herr Admiral, daß mir das nicht vollkommen klar ist? Aber bedenken Sie eins. Denken Sie an diese un-

mögliche Situation, in der sich das Imperium augenblicklich befindet. In unserem Lande gibt es zwei Millionen Erwerbslose. Die Industrie unseres Landes befindet sich im Anfang der Rationalisierung. Ist es nicht grotesk, daß selbst Deutschland uns darin weit überholt hat? Von Amerika kann man in diesem Punkte überhaupt nicht reden! Unser wirtschaftlicher Einfluß in jenen Staaten, auf denen unser Reichtum basiert, geht zurück. Denken Sie an den Mißerfolg Lord D'Abernons in Südamerika.

Ihre Logik, Herr Admiral, zielt auf die Unvermeidlichkeit des Krieges zwischen England und Amerika. Ich bin aber davon überzeugt, daß es in einem solchen Kriege um mehr gehen wird als um das Imperium. In einem solchen Kriege wird es um die Zivilisation der Welt gehen. Alles wird zusammenbrechen: die Humanität, das Glück der Welt, alles was Zivilisation und Kultur, was Moral und Ethik unter den Menschen aufgebaut haben, wird niedergerissen werden. Diesen Krieg, Herr Admiral, habe ich zu vermeiden. Aber, Herr Admiral, eine Frage: Sind Sie denn sicher daß wir diesen Krieg gewinnen werden?«

»Wir werden diesen Krieg gewinnen, wenn wir die Tradition Englands fortsetzen werden. Ich weiß nicht, ob wir ihn gewinnen werden, wenn wir auf den Abrüstungskonferenzen immer weiter vor Amerika zurückweichen. Sie haben mich gefragt, Sir, ob wir den Krieg gewinnen werden! Ich muß Sie fragen, Herr Minister, ob Sie denn wirklich und ehrlich der Überzeugung sind, daß Sie auf den Abrüstungskonferenzen etwas erreichen werden? Ich habe diese im Gedächtnis, Herr Minister, ich weiß, was bisher auf den Konferenzen geschehen ist und in dieser Stunde ist es sicherlich für Sie wertvoll, wenn wir das einmal rekapitulieren. Hören Sie:

Es begann mit der Washingtoner Seeabrüstungskonferenz im Februar 1922. Welch eine Niederlage für uns! Der Grundsatz der Parität wurde aufgestellt. Wie können wir uns zu diesem Grundsatz bekennen, da das Imperium seiner Struktur nach nur existieren kann, wenn wir die größte und stärkste Flotte der Welt besitzen! Man hat damals für die Kampfflotten ein festes Kräfteverhältnis festgesetzt. Aber, Herr Premierminister, es ist ja ein Glück für England, daß man damals das Abkommen nicht ausdehnte auf die leichten Seestreitkräfte. Dadurch war das wirkliche Ergebnis der Konferenz gleich Null, denn die leichten Seestreitkräfte, die nicht von dem Abkommen betroffen wurden, bilden heute das wichtigste Kampfmittel der Flotte.

Nennen Sie das, Herr Minister, ein Ergebnis? Sie werden doch nicht bestreiten, Sir, daß diese Konferenz nur den einen Erfolg hatte, daß ein wahnsinniges Wettrüsten unter allen auf dem Gebiet der leichten Seestreitkräfte, also auf dem wichtigsten Gebiet, begann.

Und was geschah im August 1927 auf der zweiten großen Seeabrüstungskonferenz in Genf? Man versuchte das Washingtoner Abkommen auch auf die leichten Seestreitkräfte auszudehnen. Ist es nicht für den ganzen Abrüstungsgedanken in der Welt überhaupt ungeheuer kennzeichnend, daß zwei Seemächte Europas — Frankreich und Italien — sich nicht einmal an dieser Konferenz beteiligten? Ist es nicht eine Fanfare, daß sofort nach dieser Konferenz, die natürlich aufflog, das amerikanische Marinestaatssekretariat dem Senat ein Kreuzerbauprogramm vorlegte, das die amerikanische Flotte in allen Einheiten auf den Stand der englischen Flotte bringen sollte? Wie steht es im übrigen, Herr Minister, mit den Seeabrüstungsfragen, die auf den allgemeinen Abrüstungskommissionsverhandlungen in Genf be-

sprochen worden sind. Man kann einem Manne, der, wie ich, behauptet, daß nicht die geringste Drosselung der Seerüstung dabei erreicht worden ist, nicht widersprechen. Es ist noch nicht einmal zu irgendeinem noch so kleinen Abkommen über die Rüstungen zur See auf diesen Konferenzen gekommen. Das einzige, was vielleicht zu erreichen gewesen wäre, wäre eine Begrenzung der Gesamttonnage der Flotten, und nun denken Sie an unsere militärische Lage. Denken Sie daran, daß Frankreich im Rahmen dieser Gesamttonnage so viel Unterseeboote bauen könnte, wie es will, denn diese Boote belasten mit ihrem geringen Tonneninhalt die Gesamttonnage keineswegs. Aber sie sind in einem Krieg für unser Land vernichtend, denn sie können die Lebensmittelzufuhr verhindern und uns den Sieg entreißen!«

Der Admiral steht auf.

»Sie fahren, Herr Minister, zu einer Unterredung, bei der es sich um die Abrüstungsfragen zur See handeln wird. Sie haben mich gefragt, ob wir einen zukünftigen Krieg verlieren werden. An diesen Krieg glaube ich. Bedenken Sie, Herr Minister, daß wir ihn nicht verlieren werden, wenn bei keiner Konferenz der Diplomaten die Seeherrschaft Englands durch ein Abkommen in Frage gestellt wird.«

Der Premierminister sieht von dem Gesicht des Admirals fort zum Fenster, dessen Vorhänge noch aufgezogen sind. Der Nebel zieht in Schwaden um den Regierungspalast. Er sagt:

»Meine Schultern tragen die Verantwortung für den Glanz und die Macht des Imperiums. Mein Gewissen schlägt für das Glück der Menschheit. Mein Leben möchte ich im Kampf für den Frieden beschließen. Sie, Herr Admiral, sind ein ebenso glühender Patriot wie ich. Ich werde nach Washington fahren.«

MISTER SHEARER KLIMPERT IN DER HOSENTASCHE

Fünf Leute sitzen im September des Jahres 1929 in einer Hotelhalle in New York, um einen Vorfall zu klären und um hinter die Einzelheiten einer Geschichte zu kommen, die sich zwei Jahre früher bei der Genfer Flottenkonferenz im Jahre 1927 in Genf abgespielt hat. Die fünf Herren, die ungeduldig in ihren Sesseln sitzen, warten auf einen Mister Shearer, der mit einem Schlage in Amerika so berühmt oder so berüchtigt geworden ist, daß diese fünf Reporter der größten amerikanischen Tageszeitungen jetzt auf ihn warten müssen, um ihn zu interviewen.

Durch die Hotelhalle schlendert dieser Mister Shearer schließlich heran, es ist ein großer hagerer Kerl, der den weichen Hut über seiner Adlernase etwas ins Gesicht gezogen hat und der mit beiden Händen in der Hosentasche mit Hilfe von silbernen Geldstücken herumklappert. Das ist Mister Shearer, der sich jetzt zu den Reportern setzt. Er legt sich in dem Sessel weit zurück, er befestigt seine Beine auf einem Tisch und fängt an zu reden:

»Well, Gentlemen, so ist das und nicht anders. Ich habe von drei großen amerikanischen Konzernen, von der Bethlehem Steel Comp., von Brown-Bovery und von Newport News, 257 000 Dollar für geleistete Dienste zu bekommen, und da die Gentlemen sich weigern, mir diesen Betrag auszuzahlen, so habe ich sie zu meinem großen Bedauern verklagen müssen. So ist das, meine Herren und nicht anders.«

Einer sagt:

»Das ist uns bekannt, Mister Shearer. Ihnen und uns ist weiterhin bekannt, daß Ihre Klage durch alle Blätter Ame-

rikas gegangen ist. Wir wissen auch die Begründung Ihrer Klage:

Sie haben das Geld zu bekommen von diesen drei Firmen, die zu den größten Unternehmen der Rüstungsindustrie gehören. Wie sie in der Klage sagen, leisteten Sie für die drei Dienste auf der Genfer Abrüstungskonferenz vor zwei Jahren. Dafür stellte man Ihnen eine derartige Honorierung, wie Sie jetzt eingeklagt haben, in Aussicht. Was wir aber noch von Ihnen erfahren möchten, das sind die Umstände, unter denen man Sie nach Genf geschickt hat, die Art und Weise, wie Sie gearbeitet und was Sie schließlich erreicht haben. Also, Mister Shearer, schießen Sie los, es ist ja in Ihrem eigenen Interesse, daß die Öffentlichkeit diese Geschichte auch einmal in Ihrer eigenen Darstellung erfährt.« Mister Shearer: »Sehen Sie, Gentlemen, habe mein ganzes Leben immer der Propagandierung von großen Ideen gewidmet! Wenn beim Parlament in Washington irgendein Gesetz durchgebracht werden sollte, das irgendeiner Gesellschaft oder irgendeiner Gruppe in Amerika berechtigte Vorteile bringen sollte, dann, Gentlemen, habe ich zunächst mit den Senatoren und Abgeordneten gesprochen.«

Mister Shearer steckt die Hände tiefer in die Hosentaschen und beginnt energischer als bisher mit den silbernen Dollars zu klimpern. Die Reporter lächeln.

»Habe dann mit den Senatoren gesprochen, Gentlemen . . , habe für die American Legion und für die Bignavymänner gearbeitet und weiß Gott, mit großem Erfolg! Habe immer dazu beigetragen, daß Amerika ein gutes und starkes Heer und eine kräftige Flotte unterhält, damit unser gutes altes Vaterland nicht eines Tages überfallen und ausgeplündert wird.«

»Von wem eigentlich, Mister Shearer?« fragt einer dazwischen. Der aber läßt sich nicht stören:

»So habe ich gearbeitet und soll man dann nicht platzen, wenn nun plötzlich die Europäer nach Genf eine Abrüstungskonferenz einberufen, durch die Amerika größten Gefahren ausgesetzt wird? Hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da kamen auch schon die Leute von der Bethlehem Steel Comp. zu mir und sagten:

»Mister Shearer, fahren Sie bitte nach Genf und sehen Sie zu, daß aus der ganzen Geschichte nichts wird. Darauf bin ich nach Genf gefahren und —«

»Stop, Mister Shearer«, sagte einer, »wieso sind Sie eigentlich dann wirklich nach Genf gefahren? Hatten die Leute Sie denn engagiert?«

»Meine Herren!« sagt der Mister Shearer und ärgert sich etwas, »wollen doch hier nicht so tun, als ob wir hier in einer netten kleinen Kindergesellschaft herumsäßen, bei der wir auf Eiscreme warten und bei der man uns die Nasen putzt. So hat das doch keinen Zweck. Ist doch ganz klar, daß mich die Herren engagiert hatten! Sagten Sie nicht selber, Sie wüßten, daß ich in meiner Klage gesagt habe, daß mich drei große Rüstungskonzerne engagiert haben? Natürlich haben sie mich engagiert und sie haben mir bis zum heutigen Tage den Betrag von 51 230 Dollar ausgezahlt und das doch sicherlich nur deshalb, weil sie mit meiner Arbeit zufrieden waren.

Bin also nach Genf gefahren. Da saß nun alles rum und die Leute redeten miteinander darüber, daß man die schönen Schiffe abwracken müsse und da habe ich dazwischen gefunkt.«

»Also, Mister Shearer, das ist ja ganz bestimmt und sicher, was sie da sagen. Sie haben also im Auftrag dieser drei gro-

ßen Rüstungsfirmen diese Konferenz sabotiert! Wie haben Sie das im einzelnen gemacht?«

»Nun, meine Herren, das war nicht schwer, da ich doch die Unterstützung des Marinedepartements besaß.«

Die Reporter sehen sich an:

»Die Unterstützung des Marinedepartements? Aber wieso denn? Die Regierung hat doch Offiziere des Marinedepartements nach Genf geschickt, damit sie in einem durchaus positiven Sinne an der Konferenz mitwirken sollten.«

»Glaube wohl, daß das so war, meine Herren, glaube wohl, daß das so war. Aber da hilft das nun nichts, da müssen Sie mir schon glauben. Sehen Sie, im einzelnen war das so: Ich kam nach Genf und mietete mir eine hübsche große Wohnung, gleich am See. Da kamen nun immer die Herren vom Marinedepartement zu mir, es kamen da nicht etwa Kadetten oder Leutnants, bitte das nicht zu glauben, meine Herren, da kamen Admirale, um mit mir zu beraten, was man nun eigentlich tun könnte. Die kamen am Vormittag und am Abend kamen die andern.«

»Wer kam am Abend?«

»Am Abend kamen die Leute von den andern Nationen und ich habe den Engländern dann beispielsweise immer erzählt, wie die Franzosen rüsten, und den Franzosen, wie die Engländer das machten. Habe ihnen genaue Daten über die neuen Flottenbauten gegeben und dann sind die Leute hingegangen und haben das den Journalisten ihrer Länder gesagt und sofort ging dann immer ein großes Geschrei in den Zeitungen los, dann sagte man in Frankreich, daß man von England hereingelegt werden sollte und in England sagte man dasselbe von Frankreich. Schließlich waren alle Leute aufeinander so wütend, schließlich waren alle gegen alle so mißtrauisch, daß aus der ganzen Geschichte nichts wurde. Wenn

aber mal die Situation gefährlich wurde, wenn es drauf und dran war, daß man sich vielleicht doch vertrug, dann habe ich die ganze Bande mit zu mir genommen und habe ihnen American Drinks und Cocktails gegeben, und wenn sie dann schön lustig und in guter Stimmung waren, dann habe ich sie wieder gegeneinander gehetzt, indem ich allen Parteien neues Material über die andern gegeben habe.«

»Woher hatten Sie denn immer das Material?«

»Aber das ist doch furchtbar einfach! Vom Marinedepartement! Ich sagte Ihnen doch, morgens kamen die Herren vom Marinedepartement und gaben mir ihr heimliches Spionagematerial über die Rüstungen der anderen Länder und am Abend habe ich dann mit diesem Material die Leute verrückt gemacht. Mit diesem Material habe ich sie dann ‚aufgeklärt'.«

»Also, Sie wollen sagen, Mister Shearer, daß es Ihnen gelungen sei, im Auftrage der amerikanischen Rüstungsindustrie und mit Unterstützung des Marinedepartements eine derartige Atmosphäre des allgemeinen Mißtrauens zu schaffen, daß die Konferenz scheitern mußte.«

»So ist es. Ich habe die Karten von Anfang an so gemischt, daß das Spiel auseinandergehen mußte. Und außerdem dürfen Sie eins nicht vergessen! Ich bin Schiffsingenieur. Ich kenne alle technischen Einzelheiten, die es auf einem Kriegsschiff gibt. Mir kann keiner in diesen Fragen ein X für ein U vormachen, und sogar die Herren vom Marinedepartement haben es gern gesehen, wenn ich an ihrer Statt unsere Diplomaten beraten habe.«

»Na, das ist ja eine schöne Geschichte, Mister Shearer, um diese Sache wird es noch manchen Skandal geben.«

»Nicht meine Schuld, Gentlemen, nicht meine Schuld. Ich habe meinem Vaterlande treu gedient, habe meine Verpflichtungen den Rüstungswerken gegenüber eingehalten und

wenn diese Herren mich nun nicht bezahlen wollen, so wie wir es abgemacht haben, dann sind das Vaterlandsverräter.«
»Meinen Sie das wirklich, Mister Shearer?«
»Das meine ich wirklich«, sagt Mister William P. Shearer, geht aus der Halle und fährt zu seinen Anwälten.

DIE LONDONER KONFERENZ UND IHR NACHSPIEL

Die Londoner Konferenz trat im Jahre 1930 zusammen. Sie dauerte drei Monate und sie brachte im Sinne des Abrüstungsgedankens ein vollkommenes Fiasko.
Amerika erreichte die Deutlichmachung einer politischen Überlegenheit über England. Die Parität in den Rüstungen zur See ist für Amerika nicht mehr ein Ziel seiner Politik, sondern eine politische Tatsache, deren Anerkennung es auf dieser Konferenz erzwang. Drei Monate lang dauert diese Konferenz. Der Mensch MacDonald, der Staatsmann, der Premierminister und der Sozialist, kämpft mit Auferbietung all seiner geistigen und physischen Kräfte darum, daß diese Konferenz ein Ergebnis zeigt, das einmal seiner parteipolitischen Einstellung einen Erfolg bringt und andererseits der Macht des Imperiums nicht das Grab schaufelt. Er kämpft in quälenden, dreimonatigen Verhandlungen um dieses Ergebnis, drei Monate lang ringt er um den Erfolg, der ihm versagt blieb. Das einzige, was er davonträgt, das ist eine augenblickliche Dämpfung des amerikanisch-englischen Gegensatzes in der Gesamtpolitik der beiden Staaten. Die Aufgabe der internationalen Anerkennung der englischen Vorherrschaft zur See, die Anerkennung der Geltung der Parität auf den großen Wassern der Welt ist ein folgenschweres Opfer, das er diesem augenblicklichen und vorübergehenden Erfolg bringen muß.

Die Einzelheiten des Londoner Abkommens und die Stellung der Seemächte zu den einzelnen Punkten bergen Dynamit für den Frieden der Welt. 26 Artikel, getrennt in fünf Teile, hat der Londoner Vertrag. Der Teil drei hat die Artikel 14—21, das sind Bestimmungen über die leichten Streitkräfte zur See, das sind Abkommen, die Frankreich und Italien schwer eindämmen und um deretwillen und um ein Abkommen über diese Fragen zu vermeiden, diese beiden Mächte sich nicht an der Genfer Seeabrüstungskonferenz beteiligt haben. Auch jetzt nicht, auch in diesem Londoner Vertrag nicht, unterzeichnet Frankreich und Italien diese Paragraphen über die leichten Seestreitkräfte. Sie behalten sich also vor, so viel leichte Kreuzer, Torpedoboote und Unterseeboote zu bauen, wie sie wollen, das ist die ganz große Gefahr für England, das die Unterseeboote Frankreichs am schwersten fürchten muß. Mit diesem Vorgehen kämpft Frankreich jetzt gegen England und es geht dabei um etwas, das durchaus nicht offen zutage tritt. Frankreich unterzeichnet nicht dieses Teil des Abkommens, der seine Unterseebootrüstungen trifft. Es unterzeichnet nicht, weil es England zwingen will, ihm in seinem Vorhaben auf dem europäischen Kontinent freie Hand zu lassen. Es unterzeichnet nicht. Es baut seine Unterseeboote, weil es England zwingen will, in den Abrüstungskonferenzen seinen ganzen Einfluß und in der wirklichen Politik seine ganze Macht dafür einzusetzen, daß Frankreichs weitgezogenen Grenzen in Europa und seine sonstigen Interessements auf dem Kontinent auch von England garantiert werden. Im Augenblick aber ist für England das Problem der Haltung Amerikas bei der Gefährdung seiner Kolonien erheblich wichtiger. Es macht England Frankreich keine Konzession, es will für den Augenblick unter allen Umständen das schlechte Verhältnis

seines Landes zu Amerika entspannen. Das liegt ihm am nächsten. Es kommt Frankreich nur wenig entgegen, infolgedessen verschärft Frankreich seine Haltung gegenüber Italien, um die ganze Londoner Flottenkonferenz vor die Möglichkeit des Scheiterns zu stellen. Je weniger die einzelnen Mächte, je weniger Italien Frankreich konzedieren will, je mehr die einzelnen Mächte voreinander auf der Hut sind, um so schlimmer ist die Gesamtstimmung auf der Konferenz, um so weniger besteht für England die Möglichkeit, mit Amerika zu einer endgültigen Einigung zu kommen. Auf dieses Vorgehen Frankreichs antwortet Italien. Es verlangt die Flottenparität zwischen seinem Lande und Frankreich. Es verlangt, daß man anerkennt, daß seine Flotte genau so groß und so stark sein darf wie es die französische ist und da Frankreich das nie zugestehen will, da man jetzt mit schweren Säbeln Frankreich selbst attackiert, so reißt, wie das schon gesagt wurde, durch die Nichtunterzeichnung Frankreichs und Italiens der Artikel 14—21 der Vertrag eine Lücke auf, die seine Existenz an sich ziemlich belanglos macht.

Kämpfend um das Ergebnis schlägt MacDonald gegen Ende der Konferenz, was die Artikel 14—21 betrifft, eine Kompromißthese zwischen dem französischen und dem amerikanischen Standpunkt vor. Dieser Kompromiß fordert die Vereinbarung, daß eine Gesamtzahl und ebenso eine Zahl für jede Kategorie festgesetzt werde, daß aber die Vertragschließenden die Möglichkeit erhalten sollten, eine gewisse Tonnenzahl der einen Kategorie auf eine andere zu übertragen, wobei aber diese Übertragung nur auf gewisse Schiffsklassen angewendet werden sollte.

Diese Vereinbarung wird zwar von allen Mächten de jure zur Kenntnis genommen, sie ändert aber nichts an den ent-

scheidenden prinzipiellen Vorbehalten Italiens und Frankreichs, die in sich den Keim der Sprengung des Londoner Paktes tragen.

Unbeschadet dieser Reservate Frankreichs und Italiens und unbeschadet aller politischen Gegensätze, die sich zu den Mächten sonst ergaben, blieben als wesentliche Ergebnisse der Londoner Konferenz nur folgende Abmachungen übrig:

Baufeierjahre für die schwersten Dreadnoughts wurden bis 1936 eingesetzt. Keine Macht soll in dieser Zeit derartige Schiffe neu erbauen.

Frankreich aber und Italien behalten sich das Recht auf Ersatzbauten während der Feierjahre in der Höhe von 70 000 Tonnen vor.

Jede Macht baut nicht mehr als drei U-Boote über 2000 Tonnen, die höchstens mit 15,5-cm-Geschützen bestückt werden dürfen.

Die Eigenschaften derjenigen Kriegsschiffe, die künftig durch diesen Vertrag keiner Beschränkung unterliegen, werden genau festgelegt. Diejenigen Sonderschiffe, die nicht unter diesen Vertrag fallen, werden namhaft gemacht.

Die Bestimmungen über die Altersgrenze der Kreuzer, der Zerstörer und der U-Boote. Bestimmungen, wann es einer Macht erlaubt sein soll, derartige Schiffe für veraltet zu erklären.

Die Verwendung der U-Boote gegen Handelsschiffe wird eingeschränkt.

Das ist das Ergebnis der sogenannten Londoner Konferenz. Das ist in der Wirklichkeit noch weniger als ein Ergebnis, denn diese Abmachungen bergen so viel Möglichkeiten zu Konfliktstoffen, sie enthalten so viel Unklarheiten, sie sind so dehnbar, daß sie auf das Wettrüsten der einzelnen Staaten in Wirklichkeit wenig Einfluß haben. Vor allem aber hängt

dieses Abkommen so lange noch in der Luft, bis Frankreich und Italien es unterzeichnet haben, was ja, wie wir es ausführten, nicht geschah. In dieser Frage wurde das ganze Jahr 1930 ausgefüllt mit Verhandlungen, die zwischen den Staaten Frankreich und Italien, begleitet von ständigen Interventionen Amerikas und Englands, hin- und hergingen. Anfang 1931 sah es so aus, als ob die italienisch-französischen Verhandlungen endgültig gescheitert seien.

Mit einem Male tritt eine Wendung ein. Der englische Außenminister Henderson erscheint plötzlich zuerst in Paris und dann in Rom, er verhandelt mit Briand und Grandi, und diese Reise und diese Verhandlungen werden begleitet von einem ungeheuren Interesse der Öffentlichkeit. Der Zweck der Reise wird voreilig bekannt, es gibt erregte Pressekampagnen in aller Welt, man wartet gespannt auf das Ergebnis dieses englischen Schrittes, dessen Grundursachen zunächst im Dunkeln bleiben.

Was bewog den englischen Minister zu dieser Reise und was bewog die Mächtigen Frankreichs und Italiens schnell und plötzlich, die langjährigen Verhandlungen nunmehr durch Bereitwilligkeit zum Vertragsschluß zu beenden?

In den Kellern der Bank von Frankreich liegen die größten Goldschätze von Europa. 50 Goldmilliarden liegen dort drohend und lockend zugleich. Frankreich hat die Macht dieses Geldes in die Wagschale seiner Politik geworfen. Dieser Macht kann sich auch England nicht entziehen. Der Druck des französischen Goldes in London wird immer stärker.

Mit einem Male beginnt Frankreich sein Gold aus der Bank von England in plötzlichen Abrufen herauszuziehen. Mit einem Male stürzen, fallen die Kurse der englischen Wertpapiere in Frankreich und damit auf dem Weltmarkt.

In London erschrickt man, ohnehin ist die Bereitwilligkeit,

Frankreich nachzugeben, in England nicht gering, merkantile Interessen spielen in der neuen Politik Englands eine dominierende Rolle: es kommt zu Finanzverhandlungen zwischen England und Frankreich, deren konkretes Ergebnis im Dunkeln bleibt, aber — Henderson fährt nach Paris.

In Italien ist die Wirtschaftskrise schlimmer als in den andern Siegerstaaten. Erfaßt die Krise den Faschismus? Ein Mittel zur Überwindung der Krisen sind Kredite, und da hebt Frankreich seine goldene Hand und winkt mit ihr über die Alpen. Die Fanfaren des Faschismusses schmettern plötzlich nicht mehr in drohenden Tönen, die rauhen selbstbewußten Krieger ziehen aus ihren Panzern die freundlichen Schalmeien und blasen ein munteres Liedlein, ein Liedlein vom Golde, das blasen sie. Die italienische Presse erinnert sich an die lateinische Solidarität. Die goldene Hand hat nicht umsonst gewinkt, Henderson erscheint in Rom. Briand hat den Boden für ihn vorbereitet, es gibt keine Leistungen ohne den Gegenwert. Jetzt werden jahrelange Verhandlungen, vergebliche Verhandlungen mit einem Male ergebnisvoll. Man beschloß, die Tonnage der drei Mächte in freundlichem Übereinkommen festzusetzen, man beschloß, sich absolut darüber zu einigen, wieviel Kriegsschiffe, welcher Größe und welcher Bestückung jede einzelne Macht führen dürfe. Die Zahlen aber will man erst beschließen, diese Verhandlungen über die Machtverteilungen sind noch im Gange.

Dieses Ergebnis aber erscheint nur als eine Grundlage für alle weiteren Verhandlungen, die man noch nicht bis zu Ende geführt hat, deren Resultate, soweit sie vorhanden sind, noch niemand ratifizierte. Das Abkommen an sich ist jetzt, da ich dieses Buch schreibe, noch nicht geschlossen, aber der Boden für einen Vertrag ist geackert worden.

Für einen Vertrag hat man alle Vorbereitungen getroffen, der gleichbedeutend ist mit der Wiederaufrichtung der großen Entente. Das Jahr 1915 muß in der Erinnerung auftauchen, man darf nicht vergessen, daß es die große Entente war, die durch ihre Macht, durch die Art ihrer Diplomatie und durch ihre finanzielle Wucht einstmals im Jahre 1918 das verhaßte Deutschland in Trümmer schlug. Was die italienische Politik anbetrifft, was dieses plötzliche Eintreten Italiens in die gleiche Politik bedeutet, die Frankreich treibt, ist das im Grunde etwas anderes, steht das nicht auf demselben Blatt, auf dem das Abschwenken Italiens vom Dreibund zur großen Entente im Jahre 1915 in unvergeßlichen Lettern aufgezeichnet ist? Frankreich hat es fertig gebracht, Italien dazu zu bewegen, sich nicht mehr als Gegenpol gegen Frankreichs Politik gegenüber Deutschland benutzen zu lassen. Frankreich hat es fertig gebracht, daß Deutschland nunmehr in dem Konzert der internationalen Mächte vollkommen isoliert dasteht. In allen kommenden Abrüstungsverhandlungen wird Deutschland nicht mehr mit der italienischen Waffe operieren können. Das ist das wirkliche Ergebnis des Paktes von Rom.

Alle Staaten Europas, mit Ausnahme Deutschlands, haben ihre Armeen aufgerüstet. Alle Armeen Europas, mit Ausnahme der deutschen, sind mit den modernsten Waffen versehen. In ununterbrochener Arbeit werden neue Maschinen für den Krieg ausprobiert und hergestellt. In ununterbrochener Arbeit bemühen sich die Generalstäbe der Armeen Neues zu erfinden, damit ihre Heere in einem kommenden Krieg siegreich bleiben werden. Die Technik hat sich seit dem Ende des großen Krieges darauf besonnen, daß auch für neue Wege in der Erfindung von Kriegsmaschinen eine Grenze gezogen ist, die Strategie und Taktik gezeichnet haben. Nach einigen Jahren des hemmungslosesten Experimentierens, der phantasievollsten Erfindungen, steht es um die Technik des modernen Krieges durchaus nicht wesentlich anders, als es um sie 1918 gestanden hat. Es gibt heute keine Kriegsmaschinen, die es nicht auch schon am Ende des Weltkrieges gegeben hat. Es gibt keine neue Erfindung, die sich in die Praxis umsetzen ließe und mit der es möglich wäre, auf anderem Wege als bisher Menschen zu töten und Schlachten zu gewinnen. Es gibt keine Todesstrahlen, die Flugzeuge vom Himmel herunterholen und die die Menschen durch elektrische Wellen zu töten vermag. Das alles gibt es nicht, das alles sind Phantasien, die, um die Schrekken des Krieges noch entsetzlicher darzustellen, aus den Federn welt- und sachunkundiger Pazifisten stammen.

Was aber an Kriegsmaschinen gegen Ende des Jahres 1918 in den Armeen vorhanden war, das ist selbstverständlich vervollkommnet und ausgebaut worden. Im Weltkriege traten neu auf das Kampffeld die Tanks und die Gasmaschinen

und in die Luft schwangen sich zum erstenmal in einem großen Kriege die Kriegsflieger. Tanks, Gaswaffen und Flieger, das sind die Kriegsmaschinen, die nach ihrer Wirkung und nach ihrer Anzahl, in der sie heute vorhanden sind, neben den anderen Waffen die Hauptrolle in einem Kriege spielen müssen, der zwischen Großmächten geführt werden wird. Aber nicht nur die Technik dieser Waffen, ihre Wirkung und ihre Anzahl hat eine Veränderung erfahren, auch die Art und Weise, wie man sie benützen wird, hat sich grundlegend geändert. Wir werden uns das ansehen.

Was die Tanks anbetrifft, so hat bei dem Bau der Maschinen immer schon Frankreich die erste Rolle gespielt. Der Tank an sich ist schon eine französische Erfindung. Der General Estienne erreichte seine Einführung in die französische Armee gegen mancherlei Widerstände. Während ihre Verwendung bei Beginn des Weltkrieges noch problematisch war, genügten 415 Tanks gegen Ende des Krieges, um die deutsche Front zu zerschmettern, genügten schon 350 Tanks, um bei Cambrai die Front zu durchbrechen. Bei Cambrai versagte aber die Infanterie, die diesen Tanks folgen sollte, so daß der schließliche Erfolg ausblieb. Die Taktik der verbundenen Waffen der Tanks und der Infanterie versagte aber schon 1918 nicht mehr. Da zerbrachen diese Kriegsmaschinen die deutsche Front. Heute besitzt Frankreich etwa 3700 Tanks. Etwa 3700 derartiger Kriegsmaschinen befinden sich heute in Frankreich bei der Truppe, sie ruhen nicht etwa in den Arsenalen, sondern mit ihnen wird exerziert, Krieg gespielt, sie sind sofort in Betrieb zu setzen. Die Anwendung der Tankwaffe geschah während des Weltkrieges im großen und ganzen so, daß die Tanks vorbrachen, gefolgt von Infanterie, die durchsetzt war mit Infanterie-Begleitgeschützen. Man verließ sich sehr viel auf die große mora-

lische Wirkung beim Erscheinen der Tanks. Mit ihren M.-Gs. und mit ihren leichten Geschützen sollten sie die eingebauten feindlichen Maschinengewehrnester niederkämpfen. Die Infanterie, die ihnen folgte, durfte nicht mehr durch diese M.-Gs. aufgehalten werden. Trat aber einem Tank Artillerie gegenüber, dann war es mit seinem Vormarsch zu Ende, denn ein einziger Artillerietreffer zerschmetterte noch am Ende des Weltkrieges einen Tank so, daß ungewöhnlich wenig von ihm übrig blieb. War die erste befestigte Stellung des Gegners überrannt, trat die Infanterie aus dem Gewirr der Gräben, Unterstände und Drahtzäune in freies Feld, dann war die Rolle der Tanks im allgemeinen ausgespielt. Sie folgten der kämpfenden Truppe, um wieder in Tätigkeit zu treten, wenn der zurückgeschlagene Gegner sich eingegraben und befestigt hatte. So war der Tank ein Hilfsmittel, mit dem man unter günstigen Voraussetzungen befestigte Feldstellungen überrennen konnte. Heute ist das anders. Heute ist der Tank in der Taktik der verbundenen Waffen ein ausschlaggebendes Kampfmittel, nicht mehr eine Hilfswaffe. Um es gleich zu sagen, selbstverständlich gewinnt auch heute noch endgültig nur die Infanterie den Krieg, aber die Voraussetzungen für den Erfolg sind heute in einer modernen Schlacht an den Tank geknüpft.

Um das zu erreichen, hat man natürlich zunächst einmal Tanks schaffen müssen, die eine gewisse Vollendung erreicht haben. Es ist immer außerordentlich belustigend zu sehen, wenn in den Zeichnungen, die einen modernen Krieg darstellen sollen, Tanks heranrollen, die an Größe einer kleinen Stadt gleichen. Aus ihren Luken pflegen dann hundert bis zweihundert Geschütze zu dräuen, auf ihren Dächern nisten die Flugzeuge, die Automobile des Stabes führt der Tank gleich mit sich, und wo er erscheint, breitet er Furcht und

Entsetzen aus. Bei den Leichtgläubigen. Bei denjenigen Menschen aber, die sich ernsthaft bemüht haben, festzustellen wie ein moderner Tank aussieht, erzielt es leichte Heiterkeit. Der größte Tank, den es augenblicklich auf der Welt gibt und den selbstverständlich Frankreich besitzt, hat eine Bemannung von zwanzig Mann. Er trägt höchstens zwei Geschütze an Bord, das ist der größte.

Um die Wirkung der Tankwaffe in einem modernen Kriege zu betrachten, gibt es keine andere Möglichkeit, als sich einen Angriff, ein Gefecht vorzustellen. Der Schöpfer der französischen Tankwaffe, der General Estienne, stellt sich den Angriff sicherlich vollkommen zu Recht so vor. Er sagt:

> „C'est là derrière des chars lourds, frayants un chemin à travers tous les obstacles, non seulement aux gens de pied, mais ensuite à l'artillerie hippomobile ou automobile sur chenilles, et sous l'egide immédiate des chars légers, fidèles et inséparables compagnions du fantassin, que l'attaque décisive doit progresser, avec la certitude que la réussite du premier jour n'épuise pas les vertus du procédé, au contraire!"

Wenn man das dem Sinne nach übersetzt, so sagt der General: »Hinter den schweren Tanks, die sich durch alle Hindernisse ihren Weg brechen, folgt der entscheidende Angriff der leichten Tanks, der treuen und unzertrennlichen Begleiter der Infanterie, der mit der Gewißheit vorwärts getragen werden muß, daß der erste Erfolg auch anhält und nicht in der Erschöpfung versandet. Denn hinter den schweren Tanks folgen auch die Geschütze auf Raupen oder mit Pferden bespannt.«

Wir liegen im Morgengrauen in unseren Stellungen. Wir haben uns verschanzt, haben tiefe Gräben ausgeworfen, in denen die M.-Gs. eng aneinandergereiht aufgebaut sind.

Etwas zurück, aber doch im Bereich der ersten Infanteriestellung, lauern vertarnt und gut eingebaut die ersten Infanteriebegleitgeschütze, die Telefonverbindungen zu den rückwärtigen Stäben und zu den Stellungen der schwereren Artillerie sind sorgfältig gelegt worden. Uns gegenüber liegt der Feind. Kaum zieht die Nacht ihre Schleier zurück, kaum wird es hell, da läuft plötzlich durch unsere Stellung der Alarm. Zwar ist weit und breit kein Gegner zu sehen, zwar schweigt noch die feindliche Artillerie, aber vor der feindlichen Stellung steht plötzlich eine dichte weiße Wolke, die keinen Durchblick gestattet, die es nicht erlaubt festzustellen, was sich in dieser Wolke selber abspielt.

Der Feind hat am Morgen den Angriff begonnen. Fast lautlos zogen sich aus der hinteren Stellung die schweren Tanks über die Gräben nach vorn. In dem Augenblick, in dem es hell wurde, blasen sie den künstlichen Nebel ab, der sie vollkommen einhüllt, und in diesem Nebel nun, der ihnen auch selbst die Sicht nimmt, steuern sie nach dem Kompaß geradeaus, ohne sich darum zu kümmern, was ihnen entgegentritt, denn über die Beschaffenheit des Geländes hat man die Führer vorher hinreichend informiert.

Diese schweren Tanks, die da heranrollen, sind die modernsten Kampfwagen, die es in der Welt gibt. Es sind Tanks des französischen Modells Char 2 C, auch Char de Rupture genannt. Dieser Tank ist von Geheimnissen umwittert. Ganz sicher ist, daß die Franzosen in ihren offiziellen Verlautbarungen über diesen Tank gelogen haben, daß sich noch heute die Balken biegen. Sicher ist, daß er viel gefährlichere Eigenschaften zeigt, als die Franzosen zugeben, und ganz bestimmt ist er anders bewaffnet, als die Franzosen behaupten. Es ist aber so, daß trotz aller Geheimhaltung nicht zu verhindern ist, daß man über einen Tank etwas erfährt, der

in einigen hundert Exemplaren heute über die französischen Schießplätze läuft. Was die internationale Spionage mit Sicherheit über den Char de Rupture heute erfahren hat, das sei wiedergegeben. Sein Schöpfer ist wieder der General Estienne. Schon im Oktober 1918 begann man mit seiner Konstruktion in den Chantiers de la Mediterranée in La Seyne bei Toulon, aber erst im Frühjahr 1921 wurde der erste fertige Tank dieses Modells an die französische Armee abgeliefert. Er kostete damals, also im Frühjahr 1921, 1 750 000 Franken, das sind in Goldmark 635 000.—. Dieser Tank wiegt armiert 71 Tonnen und er hat einen so starken Panzer, daß das Geschoß eines Feldgeschützes ihn nicht durchschlagen kann. Dieser Tank ist 10,28 Meter lang, er hat eine Breite von fast genau 3 Metern und eine Höhe von 4,25 Metern. Am verblüffendsten ist die Art seiner Panzerung. Obgleich ganz sichere Nachrichten besagen, daß diese Panzerung über den ganzen Wagen läuft, vorn eine Stärke von 45 mm erreicht, daß er an der Seite und hinten Panzerplatten in einer Stärke von 35 mm hat und oben in der gleichen Stärke gepanzert ist, so besagen doch gleich sichere Nachrichten, Versuche hätten ergeben, daß der Tank tatsächlich mit leichten Feldgeschossen nicht zu zerstören sei. Es liegt hier also ein neues, wahrscheinlich elastisches Panzerungsmittel vor, dessen Art und Zusammensetzung allen andern Mächten noch unbekannt ist. Dieser Tank wird getrieben durch zwei Benzinmotore, die mit Dynamos direkt gekoppelt sind. Jeder Motor hat etwa 300 PS. Weil sich schon bei den alten französischen Kriegstanks bei der direkten Übertragung der Kraft vom Motor auf die Raupen große Schwierigkeiten in der Kupplung gezeigt haben, so wird bei diesen Tanks zuerst Elektrizität erzeugt, die, in einen Elektromotor geleitet, den Tank in Bewegung setzt. Er führt 1200

Liter Benzin mit sich, erreicht eine Höchstgeschwindigkeit von 10 Kilometern im flachen Gelände und kann mit seinem Benzin 70 Kilometer weit fahren. Er ist in der Lage, über einen Graben, der 5 Meter breit ist, hinüberzusteigen und ist außerdem noch imstande, eine senkrechte Steigung von rund 2 Meter heraufzuklettern, ohne daß es ihm das irgendwelche Unbequemlichkeiten verursacht. Man muß annehmen, daß er einen Winkel von 45 Grad ohne weiteres hinaufrollt, und es liegen bei den Engländern Berichte darüber vor, daß der Tank einen Baum in einem Durchmesser von 1,5 Metern umgeknickt hat, wie man ein Streichholz zwischen den Fingern zerbricht. Der Tank Char de Rupture führt als Bewaffnung entweder ein 15-cm-Geschütz und zwölf Maschinengewehre oder zwei 75-mm-Geschütze und zwölf Maschinengewehre. Daneben hat er in jedem Falle einen Vernebelungsapparat eingebaut. Die Geschütze sind im Panzerturm montiert. Die Maschinengewehre finden im ganzen Raum des Tankaufbaus Aufstellung. Schlitze für diese Gewehre sind überall angebracht, auch so, daß man nach oben feuern kann. Der Führer des Tanks hat seinen Platz ebenfalls in der Panzerkuppel. Nun war das Sehen aus einem Tank schon ein Problem, das manchem Tankführer während des Krieges das Leben gekostet hat. Bei dem Char de Rupture ist dieses Problem gelöst worden. Auf der Panzerkuppel befindet sich eine zweite kleinere Kuppel, in der eine Maschine aufmontiert ist, die man Stroboskop nennt, in der nur der Kopf des führenden Offiziers steckt. Diese zweite Glocke, die ebenfalls aus Panzerstahl besteht, ist von oben bis unten durch zahlreiche haardünne senkrechte Einschnitte durchzogen. Sie rotiert nun ganz schnell, und dadurch wird erreicht, daß der Führer ruhig geradeaus sehen kann und daß er trotzdem alles sieht, was sich vor ihm abspielt. Er muß

nur durch ein paar einfache Handgriffe die äußere Panzerkuppel nach der Richtung hin öffnen, in die er sehen will. Die Einschnitte an der inneren Panzerglocke sind so schmal, daß eine Kugel nicht durch sie hindurchschlagen kann. Nun wäre es aber möglich, daß eine Kugel zersplittert, daß also ein Splitterchen doch hindurchschlägt und den Führer verwundet oder tötet. Um dieser Möglichkeit zu begegnen, schützt eine dritte Kuppel den Kopf des Führers. Sie besteht aus ganz klarem, starkem aber splitterfreiem, sehr elastischen Glas, das diese Splitterchen aufhält.

Wir konstruieren einen Angriff. Diese schweren Tanks rollen, eingehüllt in den künstlichen Nebel, heran. Jetzt sind sie nahe an unserer Stellung. Jetzt blasen sie keinen Nebel mehr ab, jetzt beginnt der Kampf. Ihre Geschütze richten sich auf unsere Stellung, unsere Infanteriebegleitgeschütze feuern los. Der erste Schuß sitzt, die Granate zersplittert an einem Tank, der Tank fährt ungestört weiter. Das Geschütz aber, das feuerte, ist erledigt. Aus dem Tank hebt sich das Rohr eines der 15-cm-Geschütze ein wenig und eine schwere Granate zerreißt das feuernde Geschütz. So geht es mit allen Feldgeschützen, die sich gegen die Tanks werfen. Die Maschinengewehrnester feuern gegen eine gepanzerte Masse, an der die Kugeln sinnlos zerspritzen. Jetzt beginnt die Artillerie, die rückwärtige schwerere Artillerie, zu schießen. Tatsächlich zerschmettert der eine oder andere Tank, getroffen von einem Volltreffer, vor unserer Stellung. Aber die Splitter der explodierenden Granate schaden den übrigen Tanks nichts, sie rollen weiter heran. Jetzt kommt ein Augenblick, auf den wir gewartet haben. Jetzt muß der Tankangriff zerschellen. Jetzt werden die Tanks entweder umbiegen müssen oder stillstehen und warten, bis sich die Artilleriebeobachter auf jeden einzelnen eingeschossen haben. Denn jetzt haben die

Tanks den 15 Meter breiten Kanal erreicht, der sich gefüllt mit Wasser in einer Tiefe von etwa 2 Metern vor unserer Stellung ausbreitet. Steil fallen die Böschungen herab, steil steigt die Böschung wieder auf.

Aber was ist das? Diese schweren Tanks besinnen sich nicht einen Augenblick, sie rollen die Böschung herunter und sie tauchen hinein in das Wasser. Das ist die phantastischste Vollendung, die die Franzosen dem Tank Char de Rupture gegeben haben!

Er watet durch das Wasser! Aber nicht nur das! Sollte er wider Erwarten und unvermutet beim Durchwaten eines Wasserlaufes an eine Stelle geraten, an der die Wellen über ihn zusammenschlagen würden, dann bedeutet das noch durchaus nicht das Ende des Tanks und der Mannschaft. Denn selbstverständlich ist der Tank vollkommen luft- und wasserdicht abdichtbar! Diese Abdichtung muß schon deshalb erfolgen können, weil der Tank durch gasverseuchtes Gelände wandern muß, ohne daß die Mannschaften die doch immerhin beengende Gasmaske aufsetzen müssen. Ein Periskop wie die U-Boote führt der Tank mit sich, das in einem solchen unvorhergesehenen Fall aus dem Wasser herausragen kann. Das Periskop, das aus der Kuppel herauszustecken ist, kann 30 Meter nach oben herausgeschoben werden. Es dient dem Führer im normalen Gefecht dazu, um eine größere Übersicht über das Schlachtfeld zu gewinnen.

Die Kette dieser Tanks ist jetzt unmittelbar vor unserer Stellung. Diese Ungetüme feuern aus ihren Geschützen und zerstören die Feldbefestigungen, in denen die Maschinengewehrnester, in denen die Infanteriebegleitgeschütze verzweifelt feuern. Und nun blasen sie nach rückwärts wieder ihren künstlichen Nebel ab und dann werfen sie sich in unsere Stellungen hinein. Nun wehren sich die Menschen,

unsere Soldaten, verzweifelt gegen die Ungetüme, vergebens fliegen geballte Ladungen gegen dic panzergestählten Kriegsmaschinen. Es ist alles vergebens, denn plötzlich legt sich unsern Leuten ein schweres Gefühl auf die Lungen. Gas! Die Tanks gasen sich ein, die Gaswolke, die sie hervorbringen, ist nicht sehr dicht, sie wird bald wieder zerflogen sein, aber sie zwingt unsere Leute, die Gasmasken aufzusetzen. Der moralische Eindruck dieses Gases ist sehr stark, unser Widerstand droht zu erlahmen, Meter um Meter weichen wir zurück. Unsere Artillerie feuert ununterbrochen aus allen Kalibern, aber sie kann den Tanks nichts anhaben, denn sie sind zwischen uns und daher nicht unter Feuer zu nehmen. Mit einemmal aber wird uns klar, warum die Tanks hinter sich die Sicht vernebelten, denn aus diesem Nebel, den sie künstlich geschaffen haben, bricht es hervor. Die feindliche Infanterie ist herangekommen, die leichten Tanks, schnelle, gefährliche Kriegsmaschinen, sind da, die Pioniere des Feindes haben ihnen, geschützt durch den Nebel, den die großen Tanks ausströmen, eine Brücke geschlagen, einen Übergang über den Kanal geschaffen. Plötzlich schmettert es in uns hinein, die Infanterie hinter, vor und zwischen den kleinen Tanks, geht unaufhaltsam vor, keuchende Pferde und fauchende Traktoren wenden, und die Mündungen der Infanteriebegleitbatterien grüßen uns zum Tod. Die Stellung ist verloren, es bleibt nichts übrig als ein schneller, verlustreicher Rückzug, um die Truppe an einer günstigen Geländestelle zu sammeln. Wir eilen zurück. Es gelingt, die Truppe in der Hand zu halten, der oberste Infanterieführer sammelt an einer Waldlichtung unmittelbar vor der schweren Artillerie, die in größter Eile ihre Protzen herangerufen hat, um auch zum Rückzug gerüstet zu sein.

Es scheint so, als ob der Feind nicht sofort nachsetzt. Es

scheint so, als ob er das Verfolgungsgefecht nicht bis zu unserer völligen Vernichtung durchführen will. Es scheint nur so.

Hinter einer leichten Bodenwelle fahren die schweren Tanks, die Chars de Rupture, auf. Ihre Periskope ragen 30 Meter hoch in die Luft. Wir wissen sofort, was das bedeutet. Die Feldfunkertanks halten neben ihnen. Das sind kleine, schwach bewaffnete Tanks, die lediglich den Zweck haben, das Funkgerät und die Mannschaften gegen Infanteriegeschosse und Artilleriesplitter zu schützen. Sie senden der noch zurückgebliebenen schweren feindlichen Artillerie die Beobachtungsmeldungen durch, die die Führer der schweren Tanks durch ihre Periskope gemacht haben. Unsere Artillerie wird nun mit einem Eisenhagel überschüttet. In dieser Zeit sammelt sich die feindliche Infanterie mit ihren zahllosen leichten Tanks und ihren Infanteriebegleitgeschützen. Sie tritt an und gleichzeitig rollen die schweren Tanks wieder vorwärts, sie rollen den Hügel hinauf und während ihre Maschinengewehre den Hagel ihrer Geschosse in unsere Infanterie hineinwirft, feuern ihre Geschütze in unsere Artilleriestellungen hinein, die nun in klarer Sicht vor ihnen liegen und die sie niederkämpfen, weil schwerstes Artilleriefeuer, das auf unseren Geschützstellungen liegt, unseren Mannschaften an diesen Geschützen schon schwere Verluste beigebracht hat und ihre Bewegungsmöglichkeit hemmt. Wieder folgen den großen Tanks auf dem Fuße die leichten Kampfwagen, umschwärmt von Infanterie und gefolgt von Infanteriebegleitgeschützen.

Wie dieses angenommene Gefecht enden würde, ist klar. Derjenige Truppenführer, der dieses Gefecht ohne Tanks gegen einen Feind führen müßte, der mit diesen schweren und leichten Tankwaffen ausgerüstet ist, würde am vernünftig-

sten kurz nach Beginn der Schlacht nur noch ein einziges Kommando geben. Es bleibt ihm nichts anderes übrig als zu kommandieren: »Helm ab zum Gebet!«

Dieser schwere Tank, dieser Char 2 C oder Char de Rupture ist eine französische Waffe, er ist der schwerste und modernste Tank der Welt, die Franzosen führen neben ihm ihre leichten Tanks. Während in der heutigen französischen Armee, abgesehen von einigen Experimenten, nur noch dieser Char de Rupture als schwerer Tank geführt wird, gibt es für die leichten französischen Tanks mehrere Modelle, die nebeneinander geführt werden. Die französische Armee nennt diesen Tank den Char Léger. Er ist höchstens mit einem leichten Schnellfeuergeschütz ausgestattet, trägt aber immer bis zu drei Maschinengewehren und ist auch luftdicht abschließbar. Er kann wie der Char de Rupture Gas abblasen und besitzt naturgemäß eine weit größere Geschwindigkeit als der schwere französische Tank. Auch in ihm wird die Kraftübertragung von einem Motor, über Dynamo- und Elektromotor vorgenommen. Er dient zur Unterstützung der Infanterie in der Durchbruchsschlacht und soll nach englischen Nachrichten eine Geschwindigkeit bis zu 30 Stundenkilometern erreichen. Italienische Nachrichten besagen aber, daß er nicht über 20 Stundenkilometer fahren kann. In ihm sehen wir keine besonders vervollkommnete Kriegswaffe, dieser Tank unterscheidet sich nur in der motorischen elektrischen Kraftübertragung von den üblichen Welt-Kriegstanks. Infolgedessen bemüht sich die französische Armee fortwährend um neue Konstruktionen für einen leichten Tank. Das bisher unlösbare Problem besteht darin, daß der Tank auf der einen Seite leicht sein muß, weil er schnell sein soll, er muß auch in den Ausmaßen klein gehalten sein, um keine allzu große Zielfläche zu bilden. Auf der andern Seite aber

soll seine Panzerung möglichst stark sein, um S.S.K.-Maschinengewehrmunition, Geschosse mit Stahlmantel und starker Pulverladung abzuhalten, um kleinkalibrige Artilleriegeschosse nicht durchschlagen zu lassen und um gegen große Splitter schwerer Geschosse geschützt zu sein. Dann soll seine Bewaffnung möglichst groß sein, wenn eben angängig, soll er ein Geschütz tragen, das Geschosse von mindestens 7 cm Durchschnitt verschießen kann, um die Feuerkraft auf dieser leichten Kriegsmaschine möglichst groß zu gestalten. In diesem Dilemma schwankt man nun hin und her und hat noch keine Patentlösung gefunden. Bisher bemüht man sich eifrigst darum, aber man kommt nicht zurecht. Im Gegensatz also zum Char de Rupture betrachten die Franzosen ihren Char Léger noch durchaus nicht als vollendet.

Diejenige Macht in Europa, die in der Tankwaffe an zweiter Stelle steht, ist Italien. Zwar ist die italienische Armee in Hinsicht auf die Zahl der Tanks der französischen weit unterlegen, aber die Italiener haben dafür Sorge getragen, daß diese zahlenmäßige Überlegenheit sehr schnell beseitigt werden kann, wenn der Ernstfall droht. Sie haben auch noch etwas voraus, sie sind mit der Konstruktion ihres leichten Tanks fertig, sie haben es nicht mehr nötig, herumzuexperimentieren und Fehler zu beseitigen. Theoretisch wenigstens sind sie da gerüstet.

Auch sie, die Italiener, führen zwei Arten von Tanks, den schweren und den leichten. Das italienische Tankregiment steht in Rom und führt den Namen »Reparto Carri Armati«. Der italienische Generalstab war lange Zeit in seiner Meinung über die Anwendbarkeit dieser Waffe so geteilt, daß die italienische Armee in den Jahren, die unmittelbar nach dem Kriege lagen, in der Herstellung von Tanks weit zurück kam. Man war überwiegend der Meinung, daß man der Eig-

nung des italienischen Tanks auf den österreichischen Kriegsschauplätzen skeptisch gegenüberstehen müsse. Die Betrachtung der italienischen Grenzen zeigt sofort, woher diese Ansicht kam. Im Osten Italiens liegt der Karst. Im Norden und Westen bilden die Alpen die Grenze. Weder schwere noch leichte Tanks sind aber im Gebirge, auf den Pässen eine geeignete Waffe. Diese geteilten Ansichten über die Verwendungsmöglichkeiten des Tanks hinderten den Ausbau dieser Waffe, bis Mussolini eines Tages erklärte:

»Tanks? Tanks müssen wir vielleicht verwenden vor den Alpen und wir können sie verwenden jenseits der Alpen.« Nach diesem Wort des Duce begann man die Tankwaffe aufzurüsten. Nachdem man zunächst Konstruktionen geschaffen hatte, die die französischen Tanks nachahmten, warf man plötzlich diese Modelle zum alten Eisen und die Pläne in den Papierkorb, schuf eigene Konstruktionen und setzte sich mit der Firma Fiat in Turin in Verbindung. Die Leute von Fiat sahen die vorhandenen Konstruktionspläne durch, experimentierten, verbesserten und versuchten, und es entstanden die beiden Tanks, die die italienische Armee heute führt. Das ist der schwere Tank »Fiat Tipo 2000« und der leichte »Fiat Tipo 3000«. Die italienische Armee hat von beiden Typen zusammen nach französischen Nachrichten heute etwa 400 in den Arsenalen und auf den Übungsplätzen. Wenn man bedenkt, daß die französische Armee mindestens 3700 dieser Kriegsmaschinen laufend unterhält, so mutet diese Zahl als außerordentlich gering an. Das ist aber für die italienische Armee nicht sehr wichtig. Bei dem in Italien herrschenden System, bei der Gewißheit, die der italienische Generalstab haben kann, daß im Falle eines Krieges das ganze Land und die ganze Bevölkerung der Heeresleitung zur Verfügung stehen wird, kann man sich in Italien darauf verlassen, daß

Maßnahmen, die in den ersten Mobilmachungsstadien angeordnet werden, mit der größten Beschleunigung und Präzision ausgeführt werden. Infolgedessen hat man mit der Firma Fiat ein Abkommen dahingehend getroffen, daß diese Werke schon heute die Maschinen aufstellen, die im Falle eines Krieges die serienmäßige Herstellung von Tanks am laufenden Band garantieren. Die Motoren sind sowieso vorhanden und somit kann der Tank bei der fast unbegrenzten Leistungsfähigkeit der Fiatwerke jederzeit ganz schnell in jeder gewünschten Anzahl hergestellt werden, zumal ja die beiden Modelle bis in jedes Schräubchen festliegen.

Der schwere Tank »Fiat Tipo 2000« wiegt 40 Tonnen und ist stärker und besser gepanzert als der französische, aber schwächer bewaffnet. Er trägt in seiner Drehkuppel eine 65-mm-Kanone und hat außerdem 7 »Fiat-Revelli«-Maschinengewehre. In jeder der vier Ecken ist eins angebracht. Zwei ragen in der Mitte des Tanks aus den Seitenwänden hervor und eins feuert aus der Hinterwand. Ein Fiat-Flugzeug-Spezialmotor von 240 Pferdekräften und 6 Zylindern treibt ihn direkt an. Eine Umleitung der Kraft über Dynamo und Elektromotor findet bei dem italienischen Tanks nicht statt. Der Führer schaut aus der Panzerhaube durch ein Periskop. Der Tank ist 7,40 Meter lang, 3,30 Meter breit und 3,90 Meter hoch. Seine Ketten sind 45 cm breit und er kann einen Meter in die Höhe steigen. Er erreicht 7,5 km Stundengeschwindigkeit. An Benzin führt er 600 Liter mit sich, die ihm erlauben, 75 km zu fahren. Gräben von 3½ Meter kann er überklettern und Steigungen im Winkel bis zu 35 Grad emporsteigen. Bäume bricht er bis zum Umfange von einem halben Meter durch. Seine Panzerung, über die auch die Franzosen keine zuverlässigen Mitteilungen haben, ist aber bestimmt widerstandsfähiger als die Panzerung des Char de

Rupture. Wie die Italiener das gemacht haben, ist ihr Geheimnis, hinter das die Franzosen gern kommen möchten.

Der leichte italienische Tank, der »Fiat Tipo 3000« ist der vollendetste leichte Tank der Welt. Er ist 4,30 m lang, 1,70 m breit und 2,30 m hoch. Er besitzt einen Schwanz, den man abnehmen kann und den die Mannschaft aus voller Deckung nach hinten herausschieben und einziehen kann, wenn er über einen breiten Graben klettern soll. Dieser Tank hat nach übereinstimmenden französischen Agentenmeldungen die Möglichkeit, eine Stundengeschwindigkeit von 27 km zu erreichen, eine Leistung, die in der mustergültigen Konstruktion seines Motors begründet ist. Dabei hat dieser Motor eine Stärke von nur 55 Pferdekräften auf vier Zylindern. Er besitzt eine außerordentlich hohe Kletterfähigkeit, die etwa 50—55 Grad beträgt. Der ganze Tank wiegt nur fünf Tonnen. Die Panzerung ist viel besser als die Panzerung der leichten französischen Tanks, auch bei ihm ist wie bei den schweren italienischen Tanks eine besondere Art der Panzerung angewandt worden, die streng gehütetes italienisches Geheimnis ist. Jeder leichte Tank führt eine 40-mm-Kanone, zwei schwere und ein leichtes Maschinengewehr. Außerdem ist der Tank durch Panzerwände in zwei Teile geteilt, die die vernichtende Wirkung eines Volltreffers abschwächen. Führer und Mannschaften sitzen auf Hängegurten und der Führer erreicht den Ausblick auf das Kampffeld ebenfalls durch ein Periskop, das durch die Kuppel ragt.

Die Fiatwerke haben für jeden leichten Tank ein gummibereiftes Fahrgestell gebaut, auf das der Tank gezogen wird, wenn er hinter dem Kampfgebiet schnell von einer Stelle zur andern befördert werden soll. Dieses Fahrgestell wird dann an ein Lastauto oder eine schnelle Flugmaschine angehängt. Über die Anwendung der Tanks, über ihre taktische Ver-

wendung bestehen auch seit letzter Zeit in Italien keine verschiedenartigen Ansichten mehr. Die Italiener haben sehr genau französische Tankmanöver studiert und auf der Tankschule üben die Italiener die Rolle des Tanks in der Taktik der verbundenen Waffen nach französischem Rezept. Für den leichten Tank ist man zu der Überzeugung gekommen, daß er sich im bergigen Land, selbstverständlich nicht im ausgesprochenen Hochgebirge, ausgezeichnet dazu eignet, um Wege zu sperren und die Widerstandspunkte zu errichten, wo der Anmarsch der feindlichen Truppen an und für sich schon schwierig ist. Man rechnet auf italienischer Seite damit, daß man im Kriege jeder Division, die eine Frontbreite von etwa 2500 Metern haben dürfte, 30 schwere und 60 leichte Tanks beigeben muß. Diese Zahl allein beweist schlagend, daß die Tankwaffe zu einer unentbehrlichen Kriegsmaschine für eine moderne Armee geworden ist.

Die italienische Tanktruppe »Reparto Carri Armati« übt laufend Mannschaften für die Tanks ein, um im Ernstfall Besatzungen für die noch zu erbauenden Maschinen bereit zu haben.

Die englischen Tanks sind zu ganz anderen Zwecken und unter anderen Voraussetzungen gebaut worden als die französischen und italienischen. Es sind mehr Polizeiwagen als Fahrzeuge, die in einem modernen Kriege im Trommelfeuer verwandt werden sollen. England baute in den letzten Jahren hauptsächlich den Tank »Mark D«.

Er ist der schnellste Tank der Welt. Mit zwei Motoren ausgerüstet, bringt er es zu einer Stundengeschwindigkeit von etwa 30 Kilometern. Das ist aber nur deshalb möglich, weil man bei diesem Tank das Hauptgewicht eben auf die Geschwindigkeit und weniger auf die Panzerung gelegt hat. Er würde in einem europäischen Kriege sehr bald ausscheiden.

Es ist klar erkennbar, daß er hauptsächlich zur Unterstützung der Polizeikräfte in den überseeischen Ländern Großbritanniens dienen soll. Die Tanks Englands sind ganz uneinheitlich mit Maschinengewehren und leichten Geschützen armiert. In der taktischen Manöveranwendung treten sie weniger in Massen zum Selbstzweck als zur flankierenden Unterstützung einer angreifenden Truppe auf. Der Tank spielt in der englischen Armee keine ausschlaggebende Rolle. Das Inselreich Großbritannien hat sich zu seiner Sicherung von jeher auf die Flotte verlassen.

GAS, WIRTSCHAFT UND MENSCHEN!

Gas! Das ist das Wort, das zuerst fällt, wenn darüber besprochen wird, wie sich alle Vorgänge gestalten werden, wenn ein neuer Krieg in die Welt hineinrasen wird, das ist das Wort: Gas! Es spielt in den Schilderungen aller zukünftigen Kriege die Hauptrolle. In allen Bildern, auf denen künftige Schlachten gemalt werden, beherrscht es die Darstellung. Gas ist das Mittel, mit dem die Kriege gewonnen werden sollen, Gas ist das Kampfmittel, durch das in den neuen Kriegen die Menschen elendig umkommen werden.

Ist das wahr? Ja, es ist wahr. Aber es verhält sich mit diesem Kampfmittel anders, als man es sich im allgemeinen vorstellt. Zwar werden die Menschen zu Tausenden und aber Tausenden in einem kommenden Kriege durch das Gas zugrunde gehen, aber weniger die Soldaten, als die Zivilbevölkerung — und das ist das Furchtbarste, was sich über dieses Kampfmittel sagen läßt.

Genau so, wie es sich mit der Beurteilung der Wirkung aller modernen Waffen jetzt nach dem großen Kriege verhält, so ist es auch mit dem Gas. Niemand weiß genau, wie die modernen Waffen wirken werden, weil niemand die Möglichkeit hat, sie auszuprobieren. Kann man noch beim Übungsschießen mit Geschossen Zielschiffe zertrümmern und Erdbefestigungen zerschlagen, so kann man nicht die Wirkung von Gas ermessen, weil man die Menschen nicht töten kann, um einer Übung willen. So muß festgestellt werden, daß niemand weiß, welche Gasarten man im kommenden Krieg verwenden wird. Die Chemie wechselt so schnell darüber ihre Ansicht, immer neue Gasarten werden ausprobiert und gebrauchsfertig in die Arsenale gepackt. Immer neue Metho-

den werden erfunden, so daß man heute nicht sagen kann, welchem Gas morgen der grauenhafte Vorzug gegeben wird. Über eins ist man sich aber voll im klaren. Was die Anwendung des Gases als Kampfmittel im Gefecht gegen feindliche Truppen anbetrifft, so ist die Technik da stehen geblieben, wo sie 1918 geendet hat. Will man also den Feind vergasen, so kann man das nur mit denselben taktischen Mitteln tun, wie man es 1918 unternommen hat. Und da muß eine Zahl genannt werden, die geeignet ist, verblüffend zu wirken. Ist das Gas im Weltkriege ein Hauptkampffaktor gewesen? Nein, das nicht! Insgesamt sind bei allen Armeen der Welt, die auf dem europäischen Kriegsschauplatz von 1914—1918 gefochten haben, noch nicht zwei Prozent aller Toten durch Gas umgekommen. Aber wird das auch in einem kommenden Kriege so sein? Sehen wir uns an, was für Vorbereitungen in allen Ländern in bezug auf den Gaskrieg getroffen werden.

Da springt eins in die Augen. Man hat in den Gasarsenalen aller Armeen heute vorwiegend das Senfgas aufgespeichert. Das ist im Grunde dasselbe Gas, das in den deutschen Gelbkreuz-Granaten während des großen Krieges verwandt wurde, aber seine Wirksamkeit, seine tödliche Wirkung auf den Menschen, ist in den langen Jahren nach dem Kriege erheblich vervollkommnet. Und nun ergibt sich daraus eine seltsame Folgerung. Das Gas ist nun so giftig geworden, daß seine Anwendung während eines Gefechtes, bei dem sich die Gegner gegenüberstehen und bei dem es gilt, den Feind zu schlagen und Gelände zu gewinnen, fast unmöglich geworden ist. Die französische Vorschrift über die Anwendung dieses Gases in einem Gefecht spricht Bände. Sie sagt, daß ein Landstrich, der mit Senfgas verseucht worden ist, acht Tage lang nicht von einem Menschen durchgangen werden kann. Fällt

starker Regen nieder, dann schwächt sich die Wirkung des Gases vielleicht so ab, daß das Gelände nach vier Tagen passierbar wird. Nehmen wir nun an, daß eine Partei im Gefecht den Gegner mit diesem Gas zudeckt, und nehmen wir an, daß diejenige Armee, die das Gas verschossen hat, in das mit Gas verseuchte Gelände nachstoßen muß, dann ergibt sich für die verfolgende Armee eine ganz große Schwierigkeit. Selbstverständlich muß der Gasgürtel, damit er wirken soll, sehr breit sein. Und durch diesen breiten Gasgürtel muß man mit der Truppe, dem ganzen Troß und den Pferden hindurch. Alle Menschen und auch die Pferde tragen Gasmasken. Und nun wird der Gegner in diesen gasgefüllten Raum ein furchtbares Feuer mit Brisanz-Munition eröffnen und die durch die Gasmaske schwer gehandicapten Menschen und Pferde haben in furchtbarer körperlicher Anstrengung, sich von Bodenwelle zu Bodenwelle deckend, vorwärts zu dringen. Die Verwundeten, die die Gasmaske verlieren oder die sie im Schmerz des Getroffenseins abreißen, trifft der sichere Tod. Wenn nun die Truppe aus diesem gasgefüllten Raum vollkommen erschöpft heraustritt, läuft sie in die Arme des Gegners, der sie frisch und nicht abgekämpft erwartet. Wird die anmarschierende Truppe dann vielleicht zurückgeschlagen oder vielmehr sicher zurückgeschlagen, dann muß sie wieder hinein in die Todeszone, die sie selbst geschaffen hat.

Eine derartige Darstellung ist nicht eine reine Kombination, eine Spekulation, sondern sie ist so begründet, daß man bei den Generalstäben der Armeen aller Länder heute zu der festen Ansicht gekommen ist, daß das Gas im Kampf der Truppe gegen die Truppe deshalb kaum noch verwendet werden kann, weil es — zu giftig geworden ist. Eine einzige Bedeutung hat es noch in der Schlacht. Die Tanks werden

Gas abblasen, um sich die Menschen für einige Zeit vom Leibe zu halten. Man kann auch das Gas noch abschießen lassen, wenn man vollkommen geschlagen ist, wenn man das Heer des Gegners auf seinem Vormarsch aufhalten will, und wenn man nicht mehr stark genug ist, um die Absicht zu haben, nach einigen Stunden wieder selbst zur Offensive vorzugehen.
Diese Beschränkung in der kampftechnischen Anwendung des Gases ist deshalb nötig, weil es noch nicht gelungen ist, ein Gas herzustellen, das vielleicht eine halbe Stunde lang tödlich wirkt, um sich dann so zu verflüchtigen, daß es nicht mehr drohend auf der Erde liegt und Freund und Feind gleichsam vernichtet. Nun aber suchen alle Länder nach diesem Gas. Aber es ist nicht herzustellen, nicht zu entdecken. Man hat so im allgemeinen die Vorstellung, daß alle Länder aus der Zusammenstellung der Gase, die sie für Kriegszwecke bereiten, ein ungeheures Geheimnis machen. Man hat die Ansicht, daß die Herstellung von Giftgasen etwas sei, das nur den Chemikern hohen Grades vorbehalten sei, den Chemikern, die vielleicht an abgelegenen Stellen der Länder im verborgenen leben, um die Gase für den Kriegsfall herzustellen. Das ist gar nicht so. Man weiß ganz genau, mit welchen Gasen die Chemiker in aller Welt für Kriegszwecke experimentieren. Man weiß ganz genau, daß es jetzt, wie das schon gesagt wurde, hauptsächlich das Senfgas ist, das verwandt wird. Dann werden noch lungenschädigende Gase in einer Verbindung zwischen Phosgen und Chlor, weiter Arsengase — das sogenannte »Lewisit« — hergestellt, und außerdem noch fertigt man Tränengase an, die jedoch mehr Polizeizwecken dienen. Nun aber gibt es zwischen den einzelnen Gruppen Verbindungen, es gibt Nuancen in der Giftigkeit, es gibt tausenderlei Möglichkeiten, das eine Gas mit dem an-

dern zu binden. Wie ungeheuer aber augenblicklich das Interesse an der Herstellung von Giftgasen ist, geht aus der geradezu erstaunlichen Tatsache hervor, daß man in allen Ländern der Welt ganz einfach durch den Buchhandel Bücher erhält, mit deren Hilfe sich jeder Laie Giftgase herstellen kann. Das ist ein Beitrag zu dem Thema Kriegsvorbereitung. Das ist ein Beweis dafür, daß man darauf gefaßt sein muß, daß jede chemische Fabrik in der Welt, gleichgültig, ob sie im Frieden Schuhcreme oder Zahnpasta herstellt, am ersten Kriegstage Giftgas fabriziert. Das ist nicht schwer. Ebenso wie es eine Internationale der Rüstungsindustrie gibt, stets gegeben hat und immer geben wird, so gibt es eine Internationale der Rüstungs-Chemie, die sich nicht an den Begriff des Vaterlandes hält, die an jeden Zahlenden, gleichgültig welcher Nation, die Darstellungsvorschriften der Gifte verkauft ohne Rücksicht darauf, ob diese Gifte einmal gegen das eigene Land verwandt werden sollen. In dem Besitz des Verfassers befindet sich ein in aller Welt verbreitetes Buch »Darstellungsvorschriften für Ultragifte«, herausgegeben von der chemischen Fabrik Dr. Hugo Stoltzenberg in Hamburg. Dieses Buch habe ich in einer Berliner Buchhandlung für etwas über 20 Mark erworben und Nachforschungen, die ich angestellt habe, ergaben, daß es in ausländischen Buchhandlungen außerordentlich gefragt ist. Der Name des Herrn Dr. Stoltzenberg ist verknüpft mit dem furchtbaren Unglück, das sich in Hamburg ereignet hat und bei dem ein Phosgenbehälter undicht geworden war. Diese Darstellungsvorschriften für Ultragifte sind nicht etwa für die Fachchemiker geschrieben, sondern es heißt in der Einleitung:

»Im Hinblick darauf, daß die Benutzer dieses Büchleins wenigstens zum Teil nicht Chemiker vom Fach und daher

mit Laboratoriumsarbeiten und -Apparaturen weniger bewandert sind, sind bei jedem Präparat genau die dazu erforderlichen Apparaturen angegeben.«

Dann wird weiter gesagt: *»Die kompletten Apparaturen zur Herstellung jedes einzelnen Präparates können bei der Chemischen Fabrik Dr. Hugo Stoltzenberg, Hamburg, bezogen werden, desgleichen die erforderlichen Ausgangs-Chemikalien, Preislisten hierüber befinden sich am Ende dieses Buches.«*

Die Preislisten befinden sich tatsächlich am Ende dieses Buches. Und damit der Mann aus dem Ausland genau über die kommerziellen Bedingungen Bescheid weiß, heißt der zweite Satz auf dieser Preisliste: *»Die Preise verstehen sich ab deutschem Werk ohne Fracht und Verpackung nach dem Standard vom Jahre 1930.«* Man sieht, daß Herr Dr. Stoltzenberg seine ausländischen Abnehmer darauf vorbereitet, daß er bei dem Verkauf seiner Chemikalien und Apparaturen nichts verlieren will.

Darüber kann also kein Zweifel herrschen, daß alle Länder gerüstet sind für den Gaskrieg. Aber auch darüber kann es keine Unklarheit geben, daß in den Arsenalen der Armeen nur die allergiftigsten Gase, die sich überhaupt herstellen lassen, aufbewahrt werden. Harmlosere Reiz- und Tränengase, die vorhanden sind, sind für die Polizei, nicht für die Armee bestimmt. Aber was will man damit? Man weiß, daß man sie im Gefecht — Truppe gegen Truppe — nicht benutzen kann, was will man also damit?

Man will damit gar nichts weiter als den Krieg in den ersten zwei Tagen, in denen er entbrannt ist, gewinnen. Die Überlegung ist einfach und grauenhaft.

Ein Volk führt meistens nicht den Krieg. Den Krieg führt die Regierung. Sie mag bei Ausbruch des Krieges einen großen

Teil des Volkes als geschlossene Masse hinter sich haben, der Wille des Volkes und seine Ansicht mögen auf den Gewinn des Krieges gerichtet sein und ihn gutheißen. Was ist aber die Meinung eines Volkes? Nichts ist so wandelbar. Was sind Regierungen? Auch sie sind nicht von Ewigkeit. Im Kriegsfalle werden sie nicht mit dem Stimmzettel zu stürzen sein, aber im Kriegsfalle können die Regierungsvertreter erschlagen werden von einem Volk, das in die hellste Panik getrieben wird und das eine neue Regierung auf die Ministersessel heben wird, um einen Zustand zu beenden, der entsetzlich und unerträglich geworden ist und der der Krieg von morgen ist. Die Tatsache, daß diese wichtigsten aller Gase in den Arsenalen der Armeen liegen, und weiterhin die Tatsache, daß die großen Überlandflugzeuge zu Hunderten und Tausenden in den Schuppen der Armeen lagern, zwingt zu der Erkenntnis, daß sich der Krieg von morgen mit Hilfe des Gases anders abspielen wird als der Krieg von gestern. Dazu kommt, daß man nicht erwarten kann, daß der kommende Krieg humaner geführt werden wird als der vergangene. Es gibt keine Konvention, die das vorschreibt, und wenn es eine gäbe, dann würde sie nicht gehalten werden. Und nun geht die Spekulation der Generalstäbe aller Länder ganz einfach daraus hinaus, daß man in den ersten Tagen des Kriegs die Zivilbevölkerung des feindlichen Landes derart in Angst und Schrecken versetzt, daß man ein solches Grauen über dieses Land wirft, daß man die Bewohner dieses Staates in eine derart abgründige Verzweiflung hineintreibt, daß die Bevölkerung die Regierung zum Frieden um jeden Preis zwingt. Da mag die Armee dieses unglücklichen Landes an der Grenze siegreich sein, da mag sie Boden auf Boden gewinnen, da mögen die Tanks über die Felder stampfen und die Geschütze den Tod in die Reihen des Gegners werfen, da mögen Wunder

an Tapferkeit und Mut vollbracht werden, das hilft dieser Armee nichts, wenn in ihrem Rücken das Irrenhaus der Verzweiflung tobt. Man denke sich doch einmal aus, wie es in einem Lande aussehen wird, in dem die Straßen der Hauptstädte mit Leichen übersät sind, in dem jede Organisation des Krieges zum Teufel geht.

Weiß das die Industrie? Sie weiß das. Die Industrie ist heute nicht darauf eingestellt, einen Krieg lange durchzuhalten. Die Industrie in den großen Ländern Europas, in den Siegerstaaten, ist darauf vorbereitet, sofort in den ersten Tagen die unsinnigsten Mengen an Kriegsmaterial, vor allem an Gas, bereit zu halten. In allen Siegerstaaten wird die Industrie für den Krieg aufgebaut und erhalten. Man sehe sich die Fiat-Werke in Italien an. Die Werke haben eine Belegschaft von 40 000 Arbeitern, und davon sind nicht weniger als 25 000 lediglich für die Herstellung von Kriegsmaterial eingestellt. Das ist nicht nur so in Italien, das ist überall, überall auf der ganzen Welt ist das so, nur Deutschland und Österreich sollen unter dem Zwang der Friedensdiktate untätig das Kommende erwarten. Und nun ergibt sich zwingend für die Generalstäbe der Armeen die Aufgabe, die wirtschaftlichen Vorbereitungen der feindlichen Länder zu zerstören. Und für die Generalstäbe gibt es, das folgt daraus, gleichzeitig die Aufgabe, die Industrie des Landes zu schützen. Der menschliche Geist reicht heute noch nicht aus, um vollkommen zu begreifen, wie da gehandelt werden soll. Es geht noch planlos zu, noch umgibt man die Rüstungswerke der Staaten mit dichten Gürteln von Flugzeugabwehrgeschützen, während man doch schon in England und Frankreich in den Kreisen der zuständigen Offiziere zu der fatalistischen Überzeugung gelangt ist, daß sie nicht ausreichen, um das Land gegen einen Fliegerangriff wirksam zu verteidigen. Man weiß nicht, was

man machen soll. Man kommt zu der Überzeugung, daß man verloren ist, wenn man die erste Schlacht verliert, die sich nicht auf dem Erdboden, sondern in der Luft abspielt. Denn von der Luft aus fallen die Gasbomben auf die Städte hernieder, von der Luft aus senkt sich der Tod herunter auf die Frau, auf das Kind, auf den Mann, auf den Greis, weit, weit hinter der Kampffront.
So ist es selbstverständlich, daß heute die wirtschaftliche Vorbereitung für den Krieg in erster Linie bei der Chemie liegt. Nun ist es kennzeichnend für die ganze Situation, daß zwar alle Fachleute sich zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß das Gas, geworfen auf die Zivilbevölkerung, den Krieg schnell zur Entscheidung bringt, daß aber gleichzeitig niemand die Rüstungen für die Heere vernachlässigen will und daß sowohl in der Industrie aller Länder als auch in der gesamten Wirtschaftspolitik der Völker die Aussicht auf den nächsten Krieg eine ganz ausschlaggebende Rolle spielt.
Das hängt mit vielerlei zusammen. Zunächst einmal mit der Erkenntnis, daß man Gasangriffe gegen die Zivilbevölkerung eines Landes nur dann unternehmen kann, wenn man das Land nicht erobern, sondern vernichten will. Denn für den Eroberer ist ein Land, das so attackiert würde, verloren. Der Haß, der gegen den Sieger aufschreit, wird in Ewigkeit nicht vergehen, nie werden die Söhne es vergessen, wenn ihre Mütter vor ihren Augen in den Gasschwaden umgekommen sind. Nie wird ein solches Land zum Nutzen des Siegerstaates annektiert werden können, nie wird es die Hoffnung begraben, sich zu rächen.
Weiterhin kann man den Luftangriff nur durchführen, wenn man im ersten Luftgefecht gesiegt hat. Was aber nun, wenn sich beide Luftflotten schon im ersten Gefecht so aufreiben, daß in den nächsten Kriegswochen ein Angriff auf die Städte

des Gegners deshalb nicht durchgeführt werden kann, weil die Zahl der Flugzeuge nicht ausreicht? Man muß sich nämlich vor Augen halten, daß mindestens 1000 Flugzeuge dazu nötig sind, um eine Stadt wie Berlin so zu vergasen, daß eine Panik ausbricht, daß noch mehr Flugzeuge erforderlich sind, um in mehrfachen Angriffen die Stadt so zu vergiften, daß der Aufenthalt in ihr unmöglich wird. Und diese Flugzeuge müssen störungsfrei ihre Bomben abwerfen können!

Weiterhin rüsten in Europa noch andere Staaten als England, Frankreich und Italien, es rüsten auch die kleinen Staaten und die verfügen bei weitem nicht über die Anzahl von Flugzeugen, die nötig sind, wenn man einen Feind vergiften will. Dazu kommt die phantastische Hoffnung, die die Regierungen aller europäischen Staaten hegen. Die Hoffnung nämlich, daß der Völkerbund in dem Augenblick tatsächlich eine Macht wird, in dem in einem Kriege das eine Land das andere mit Gas zu überschütten vermag. Wenn man dann die Niederlage vor Augen, den Völkerbund anruft, dann hat man etwas Hoffnung, daß diese sonst von den mächtigen Staaten so verachtete Institution sich hineinmengen wird in das Ringen zweier Völker, damit der vergiftete Staat wenigstens eine Atempause gewinnt, um danach seine Tanks rollen lassen zu können. Denn klar erkennbar ist das Bestreben, die Einrichtung des Völkerbundes auf dem Gebiet des Gaskrieges zum eigenen Vorteil auszunutzen, wenn es einmal nötig sein sollte.

Aus all diesen Gründen betreibt jedes Land jetzt im tiefsten Frieden seine wirtschaftlichen Vorbereitungen für den Krieg. Für den Krieg, der Monate und Jahre dauern kann, wenn die Entscheidung nicht in der Luft und nicht im Herzen der Zivilbevölkerung fällt. In allen Staaten, die da rüsten, gehört es zu den Hauptsorgen der Regierung, dafür zu sorgen, daß sich

das Land im Kriegsfalle selbst ernähren kann, daß die Eisenbahnlinien hauptsächlich nach strategischen Gesichtspunkten gebaut werden und daß die Chausseen für den Truppenaufmarsch instand sind. Nirgendwo sind in Italien die Straßen so gut wie diejenigen, die zur französischen Grenze führen, nirgendwo ist das Querverbindungsnetz der Straßen so nach militärpolitischen Gesichtspunkten angelegt, wie im Festungsgürtel von Verdun. Hat man nicht im Gebiet der ehemaligen Schlachtfelder einen ganzen Landstrich, ein großes, weites Land der Militärpolitik vollkommen geopfert? Dort gibt es nirgendwo Bäume, die den Blick der Artillerie-Beobachtungsoffiziere hemmen können. Auf Hunderten von Quadratkilometern in diesem Landstrich werden die Felder dort noch nicht bestellt, wo man den Boden für schwerste Geschütze hart erhalten will. Dort werden die Dörfer nicht mehr aufgebaut, weil sie die Sicht beengen und dem Gegner Stützpunkte bieten, dort werden Schwebebahnen angeblich für Ziegelsteine viele, viele Kilometer weit gebaut, die nie einen Ziegelstein, sondern nur Granaten befördern werden. Frankreich kann den Ruhm der größten Kriegsvorbereitung im Frieden auch in diesem Punkte für sich in Anspruch nehmen. In Italien, in Frankreich, aber vor allen Dingen in England, werden alle Konservenfabriken staatlich daraufhin inspiziert, wie sie die Ernährung des Landes in einem Kriegsfalle sicherstellen können, daraufhin, ob sie auch in der Lage sind, bei den ersten drohenden Anzeichen eines Krieges soviel Lebensmittel zu konservieren, wie es die Situation des Landes erfordert. Das ist die ganz große Sorge der englischen Militärs, die die französischen Unterseeboote über alles fürchten und verhindern wollen, daß man einen Krieg verlieren wird, weil der Hunger zur Kapitulation zwingt.

Was die Gasmasken anbetrifft, so sind noch niemals, seitdem

die Welt besteht, so viel Gasmasken mit staatlicher Unterstützung in den Ländern der Welt für die Bergleute und die Feuerwehren hergestellt worden, wie man das heute tut. Auf der ganzen Welt gibt es nicht so viel Bergarbeiter und Feuerwehrleute, die diese Masken tragen können. Sie lagern, sorgfältig von der Witterung geschützt, in den Arsenalen, den Lagerschuppen, ein ungeheures, totes Kapital in der Wirtschaft, aufgespeichert für den Fall eines Krieges. Niemand will in Europa die Sommerwege auf den Straßen, das große Gefahrenmoment für den Automobilverkehr, beseitigen, weil man sie für die Feldartillerie braucht, die nicht im Galopp auf harter Straße fahren kann.
Bis ins kleinste geht diese wirtschaftliche Vorbereitung für den Krieg in allen Ländern Europas. Man wünscht aber über diese Vorgänge einen Schleier zu ziehen; man wünscht nicht, daß die Welt sich darüber klar wird, wie und in welchem Umfange auf wirtschaftlichem Gebiet fortlaufend gerüstet wird. Immer dann, wenn etwas davon wieder einmal die Aufmerksamkeit Europas erregt, dann pflegt Frankreich eine Karte auszuspielen, die gefälscht ist. Immer dann weist man auf die ungeheuren Kriegsrüstungen auf wirtschaftlichem Gebiet hin, die in Deutschland angeblich geschehen sollen, von denen man behauptet, daß sie real und greifbar sind und die in Wirklichkeit auf dem Monde vor sich gehen. *Nur in Deutschland ist jede Vorbereitung wirtschaftlicher Art für den Krieg verboten* und daher unmöglich, selbst Maßnahmen, die nur einer Verteidigung dienen könnten, sind unmöglich gemacht worden. Sieht man, welche ungeheure Gefahr das für unser Vaterland ist? Man weiß doch, daß Polen, dieses kleine Land, angriffslustig wie noch nie ist, man muß wissen, daß auch unseren ungeschützen Grenzen Gefahren drohen. Aber bei uns gibt es keine Möglichkeit der Vertei-

digung gegen übermächtige Maschinen, unsere Städte liegen wehrlos vor den Fliegerbomben da, die das Gas bringen sollen.

★

Das sind die chemischen Vorbereitungen, das sind die wirtschaftlichen Maßnahmen und wie steht es mit den Menschen, die alles veranlassen, alles dirigieren, deren Geist in allem lebt? Wie steht es um den Geist des Menschen von heute? Der Mensch hat einmal gerufen: Nie wieder Krieg! er ruft es heute nicht mehr. Die Bevölkerung in den Siegerstaaten Europas ist an den Gedanken des kommenden Krieges als an eine Selbstverständlichkeit gewöhnt. Der letzte große Krieg hatte seine Wurzel auf dem Balkan und die Menschen, die dort unten wohnen, leben doch nur in einer Welt der kriegerischen Vorstellung, leben doch auch heute nur in dem Gedanken an neue Konflikte und neue Expansionsmöglichkeiten! Es mag eine erschütternde Feststellung sein, es mag die deprimierendste Erkenntnis sein, zu der man gelangen kann, aber es ist nicht zu bestreiten, daß der Gedanke des absoluten Pazifismus bankerott gegangen ist. Man sehe sich selbst in Deutschland einen Vorgang an, der um das republikanische »Reichsbanner« gespielt hat, das gewißlich nicht in den Verdacht kommen kann, nationalistisch und besonders kriegswillig zu sein. Ein General, der sich zu dem Gedanken des absoluten Pazifismus bekannte und der bisher zu den geistigen Exponenten des Reichsbanners gehörte, wurde abgeschüttelt, weil man erkannt hatte, daß die Idee dieses absoluten Pazifismus, wenn sie vom Reichsbanner gutgeheißen werden würde, die Mitglieder zu Tausenden aus der Organisation vertrieben hätte.

Wenn heute die Jugend in aller Welt in den Sonntag hineinmarschiert, wenn heute die Jugend in aller Welt durch die

Natur wandert, dann geht sie, viel mehr als das vor dem großen Krieg der Fall war, dahin in Formationen und der Führer trägt eine Fahne, die voranweht. Das ist das Ideal der heutigen Jugend, die im hellen Idealismus dahinwandert, bereit sich zu opfern, bereit mit wehenden Fahnen hineinzumarschieren in das Grauen des Krieges, den sie gottlob nicht kennen.

★

Alles ist gerüstet: das Gas, um alles zu vernichten, die Wirtschaft und die Maschinen, um allem zu trotzen, und die Jugend, um zu siegen oder im Schrecken des kommenden Krieges zu fallen.

Waffen sind nicht dazu geschaffen, um in den Arsenalen zu verrosten. Tanks werden nicht gebaut, um die Felder zu pflügen. Geschütze werden nicht gegossen, um Salut zu schießen. Flugzeuge werden nicht geschaffen, um Vereine zu ermäßigten Preisen zu befördern. Die Waffen werden fabriziert, um zum Kriege zu rüsten. Europa starrt in Waffen, um den Krieg zu beginnen, wenn der Frieden unmöglich geworden ist. Der Frieden ist in dem Augenblick vorbei, in dem eine Macht angegriffen wird oder in dem eine Macht der subjektiven Überzeugung ist, daß sie bedroht wird. Wann wird sich eine Macht bedroht fühlen? Wird es morgen sein oder übermorgen? Wann wird die erste Kriegserklärung einer Großmacht an die andere in Europa die Welt erzittern lassen? Wann wird dieser Tag kommen?
Das weiß niemand. Niemand kann voraussagen, wann das ewig schwelende Feuer in Europa mit einer Stichflamme sengend zum Himmel schlägt, niemand kann voraussagen, zwischen welchen Mächten und in welcher Zeit dieses furchtbare Ereignis wirklich tatsächlich wird. Wann und wie das geschehen wird, das weiß niemand! Die Politik der Staaten wird von Menschen und nicht von Göttern oder Propheten gemacht. Niemand weiß die Stunde, in der das Ereignis naht. Aber jeder, der Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören, weiß, daß diese Stunde einmal schlagen muß. Die Waffen sind nicht geschaffen, um in den Arsenalen zu verrosten, die Welt steht nicht still und die Menschen haben sich nicht geändert. Die Lehren des großen Krieges, die schon die Generation, die den Krieg mitmachte, nicht begriffen hat, sind überhaupt nicht vorhanden für die Generation, die nach uns

kommt. Die Schrecken dieser Jahre sind vergessen, übriggeblieben ist die Wirkung des ältesten menschlichen Triebes: mit der Waffe zu erobern, zu verteidigen, sich zu rächen, zu vergelten. Man kann das gutheißen und man kann das bedauern, aber es ist eine Unsinnigkeit zu leugnen, daß der Krieg durchaus nicht geächtet ist, sondern daß er kurz davor steht, wieder geheiligt und gesegnet zu werden. In der Zwischenzeit ist er anerkannt als eine unumgängliche Notwendigkeit im Leben der Völker.

Wer will das im Ernst bezweifeln?

Es gibt so viel Möglichkeiten um diesen nächsten Krieg, es gibt so viel Wahrscheinlichkeiten um den Grund zu diesem Krieg. Es gibt so viel subjektive Notwendigkeiten um ihn. Sicher ist aber nur, daß er eines Tages ausbricht, es gibt keine Möglichkeit der Voraussage: wann und wie.

Wird eines Tages Italien die Waffen gegen Frankreich oder Frankreich die Waffen gegen Italien ergreifen? Das kann niemand voraussagen. Vielleicht wendet England den Bug seiner Schiffe gegen die heranziehende französische Flotte, vielleicht auch wenden sich die amerikanischen Schiffe gegen die vereinten Flotten Englands, Frankreichs und Italiens, vielleicht auch stürmt die rote Welle der Sowjetrepubliken, gezwungen und veranlaßt von innerpolitischen Schwierigkeiten, über Polen hinweg gegen Mitteleuropa. Wer weiß das und wer kann das voraussagen?

Ich will den Anfang, den Beginn eines Krieges erzählen, so wie er sich mit großer Wahrscheinlichkeit abspielen wird. Die Wahrscheinlichkeit liegt nicht in der politischen Konstellation, sie lebt lediglich in der Schilderung der Anwendung der modernen Kriegswaffen, deren Wirkungsweise und Zahl aufgezählt worden sind. Um das zu erzählen, da ist es gleichgültig, zwischen welchen Ländern der Krieg ange-

nommen wird. Hier ist die Karte: Hier ist Frankreich, da ist Italien. Gegensätze und Zündstoff sind genug vorhanden.

★

Meine Damen und Herren, der Krieg zwischen Frankreich und Italien ist zur Tatsache geworden! Frankreich hat Italien den Krieg erklärt! Aus heiterem Himmel!
Aus dem Kriegsministerium heraus, aus dem Ministerium des Krieges in Paris, tritt ein grauhaariger General. Zwischen dem Rande des Bürgersteiges und dem Tor, zwischen den beiden Posten, die salutieren, und dem Auto stehen die Reporter und stürzen auf den General. Er sagt vier Worte, steigt in seinen Wagen, läßt den Kopf müde auf die Brust sinken, schließt die Augen und fährt davon. Zwei Stunden später schreien die Zeitungsjungen in ganz Paris aus, daß der Krieg entfesselt ist, zwei Stunden später steht der ganze Eisenbahnverkehr in Frankreich still, zwei Stunden später besteigen die Truppen die Züge, liegen die Geschütze schon auf den Güterwagen, rollen die Tanks schon gegen die Grenze, und zwei Stunden später knattert an dieser Grenze schon das Maschinengewehrfeuer auf. Die Tore der Gefängnisse haben sich weit geöffnet für all diejenigen, die es noch wagen zu schreien: »Verflucht den Krieg!«, die Tore der Gefängnisse bleiben auch geöffnet für die, die es noch schreien werden.
In Italien rasen die Karabinieri auf ihren Motorrädern durch die abendlichen Straßen des Landes, die Fabriken schreien mit ihren Sirenen den Schluß der friedlichen Arbeit, die Arbeiter, die Bürger und die Bauern eilen in das nächste Dorf, in die nächste Stadt zu den Sammelpunkten ihrer faschistischen Organisation; auch in Italien steht mit einem Schlag der Eisenbahnverkehr still, auch in Italinien rollen einige Stunden später die Züge mit dem Batail-

lonen, den Regimentern, den Brigaden und den Divisionen an die Front. Die Grenze zwischen Frankreich und Italien ist auf jeder Seite befestigt, die Sperrforts heben sich auf beiden Seiten aus dem Boden. Die französischen Geschützrohre drohen hinüber nach Italien und die italienischen Geschütze winken gegen Frankreich zu. Patrouillen verlassen noch auf beiden Seiten am ersten Abend den Festungsgürtel, um zu erforschen und zu erspähen. Mancher Soldat findet am ersten Abend den Tod, aber es geschieht in einem größeren Zusammenhang nichts, gar nichts. Die Truppen lauern gegeneinander. In der späten Nacht wälzen sich schon über die pechschwarzen nächtlichen Straßen die langen Marschkolonnen hinaus. Sie werden verschlungen von den Kasematten, Regimenter über Regimenter verschluckt so auf beiden Seiten der Erdboden. Da flackert ein erstes Störungsfeuer auf, auf beiden Seiten liegen die Anmarschstraßen unter dem Feuer der Geschütze, aus den beiderseitigen Forts, aber auch das ist noch keine Schlacht, aber auch das ist nur der Auftakt zu dem Kriege von morgen.

Während noch diese Truppen heranmarschieren, während noch die Begeisterung der ersten Kriegsstunden in allen Ländern hochschlägt, während noch die Frauen das erste Weinen ersticken und die Kinder unter der Ahnung eines unbegreiflichen Ereignisses beben, während noch die Männer das erste Lied des Krieges nicht zu Ende gesungen haben, in dieser Zeit hat der erste gewaltige Kampf schon getobt, ist die erste Entscheidung schon gefallen.

In dem Augenblick, in dem sich die Oberstkommandierenden beider Armeen aus den Gebäuden der Kriegsministerien in die Büros der Großen Generalstäbe begeben haben, in demselben Augenblick werden die Tore der großen Flugzeughallen aufgerissen, rattern die Motoren von Tausenden

von Flugzeugen auf, finden die Bomben ihren Weg in die Abwurfvorrichtungen der Flugzeuge, drehen die leichten Jagdflugzeuge schon wartend über den Flugplätzen ihre Kreise.

Vor einem Raum im Haus des französischen Generalstabs steht ein Doppelposten. Niemand betritt dieses Zimmer! In diesem Zimmer arbeitet fünf Minuten nach der Kriegserklärung der Chef der französischen Luftstreitkräfte mit seinen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren. Es gibt direkte Leitungen zu allen Flugzeugbrigaden und in diesem Augenblick heben die Ordonnanzoffiziere die Hörer der Telephonapparate ab und befehlen den Brigaden den sofortigen Angriff auf die Städte des Landes Italien, auf seine Waffen- und Munitionsfabriken und auf die Eisenbahnknotenpunkte. Das Land Italien ist schon in langer Friedensarbeit in Abschnitte aufgeteilt worden, es genügt, daß die einzelnen Brigaden ein Stichwort durch den Telephondraht erhalten, und dann wissen sie, worum es geht.

Und eine Viertelstunde später erheben sich in die Lüfte dreitausend französische Flugzeuge, um den ersten entscheidenden Schlag gegen Italien zu führen. Sie steigen hoch in die Luft, sie steigen hoch hinauf, um die Wirkung der italienischen Flugzeug-Abwehrbatterien zu verhindern oder um sie illusorisch zu machen.

Es wird nun nicht so, daß die einzelnen Brigaden der Flugzeuge jede für sich losfliegt, so wird das nicht! Schon im Frieden ist der Angriff ausgearbeitet, die Brigaden sammeln sich in der Luft, vereinen sich zu einer ungeheuer großen Kette, die ihren Aufmarsch gegen Italien weit über den Horizont hinaus spannt. Die Bombenflugzeuge ziehen ihren Weg, über ihnen und unter ihnen die Jagdflugzeuge, die den Angriff decken und beschützen sollen.

In Rom geschieht dasselbe. Auch in Rom gibt man zitternd vor Eile den Befehl zum Aufmarsch der Flugzeuge und zum Angriff gegen Frankreich. Auch in Rom hat man schon die Pläne ausgearbeitet, wie dieser Angriff vonstatten gehen soll. Auch die italienischen Flugzeugkommandeure warten nur auf ihr Stichwort, um zu wissen, in welcher Weise sie den Angriff führen sollen.

In Turin aber heulen die Sirenen der Fiatwerke. Die abgelösten Arbeiter eilen wieder in die Fabriken, von riesengroßen Maschinen werden die Hüllen herabgerissen, die sie bisher verdeckten, in diese Maschinen hinein läuft der Stahl, die laufenden Bänder beginnen sich zu bewegen, schon sind die Facharbeiter aus allen Teilen Italiens nach Turin in Marsch gesetzt worden, schon am Abend senkt sich der erste Motor in ein Flugzeuggestell, bald wird der erste neue Tank aus den Fabrikhallen zur Probefahrt hinausdonnern. Dazu ist alles vorbereitet.

Bei den großen Generalstäben kümmert sich niemand ernsthaft um die ersten Meldungen von der Front. Es ist alles angeordnet, was befohlen werden konnte. Die Mannschaften, die Geschütze und vor allen Dingen die Tanks sind in Marsch gesetzt worden. Was soll zunächst weiter noch geschehen? Das ist nicht das Wichtigste. Viel wichtiger ist, nein entscheidend, das, was der erste Flugzeugangriff bringt, er trägt den Sieg oder die Niederlage.

Es ist noch hell, da sichtet die italienische Flugzeugarmee von etwa 1000 Apparaten die dreifache Übermacht des französischen Luftheeres. Ein Kampf ist aussichtslos. Die Italiener steigen, teilen sich, formieren sich in Keile und wollen den Durchbruch erzwingen. Von Bord der großen Führeraeroplane funkt es hinein in die Empfangsapparate der Bombenflugzeuge und der Jagdgeschwader. Die französische

Luftarmee manövriert, sie biegt sich in einen ungeheuren Halbkreis hinein, und Minuten später sind die Gegner aufeinander gestoßen, Minuten später über den Grenzbefestigungen beider Länder, über den Grenzbefestigungen, deren Flugabwehrbatterien schweigen müssen, weil sie Freund und Feind zu gleicher Zeit treffen würden, wenn sie feuern würden. Die Mannschaften und Offiziere starren aus diesen Befestigungen nach oben und sie sehen mit an einen fürchterlichen Kampf, der sich am klaren abendlichen Himmel abspielt. Die dreifache Überlegenheit der französischen Flugzeuge hat die Macht der italienischen Streitkräfte eingeschlossen. Auf jedes italienische Flugzeug kommen drei französische. Die Jagdflugzeuge winden sich hinauf und stürzen herunter auf den Gegner, gleichmäßig drehen die Bombenflugzeuge ihre Kreise, ihre Mannschaft denkt nicht an den Bombenabwurf, ihre Mannschaft hockt hinter den schweren Maschinengewehren und diese Gewehre feuern ihre Salven hinein in die Kabinen der gegnerischen Apparate.

Das kann nicht anders enden als so: Von dem Himmel stürzen die Flugzeuge brennend zu Boden, die Leiber der Piloten und der Begleitmannschaften krümmen sich beim ersten Aufprall noch einmal unter den brennenden Maschinen, dann explodieren die Bomben der abgeschossenen Flugzeuge und dann schwillt das Gas dieser Bomben langsam über die Erde. Die Mannschaften der Frontbefestigungen reißen die Gasmasken vor das Gesicht. Nun ist der Kampf entschieden.

Vielleicht 50 italienische Flugzeuge sind der Vernichtung entronnen, vielleicht bluten ihre Piloten, vielleicht haben sie die Leichen dieses oder jenes erschossenen Maschinengewehrschützen an Bord, aber es gelingt ihnen zu entkom-

men. Sie drehen nicht rückwärts, sie haben den Tod vor Augen, aber in ihrem Herzen singt das Lied des italienischen Heldentums, singt das Lied des Faschismus und so ballen sie sich zusammen und nehmen ihren Kurs auf die Hauptstadt des feindlichen Landes, auf Paris.
Das Gefecht ist aber kaum zu Ende, kaum hat sich die französische Überlegenheit herausgestellt, da tickt es wieder in den Empfangsapparaten der französischen Flugzeuge, die übriggeblieben sind. Wurden 1000 französische Flugzeuge abgeschossen, dann ziehen immer noch 2000 dahin, um den Krieg in Italien schon jetzt zur Entscheidung zu bringen. Während die sich gruppieren, während sie nach den drahtlosen Befehlen ihres Generals die Richtung ihres Fluges auf die großen Städte des Landes, auf die Fabriken und auf die Eisenbahnknotenpunkte nehmen, ziehen die 50 verlorenen italienischen Flugzeuge dahin mit dem Ziel auf Paris. Nie erreichen sie diese Stadt, nie erreichen sie ihr Ziel!, denn hinter den 3000 Flugzeugen, die gegen Italien ziehen, lauern immer noch 1000 französische Flugzeuge, um sich auf die gegnerischen Apparate zu stürzen, die vielleicht doch die Front durchbrechen können. Sie waren verloren, diese 50 Flugzeuge, und nun stürzen sie brennend zu Boden. In den Generalstäben sitzen die Offiziere hinter verschlossenen Türen, die Posten gehen vor diesen Türen auf und ab. Die Offiziere werfen die Meldungen, die von der Erdfront kommen, zur Seite, sie warten zitternd auf die ersten Nachrichten von der Front in der Luft.
In dem Augenblick, in dem ein Radiotelegraphist den ersten Funkspruch des Luftgenerals bringt, in dem Augenblick, in dem sie diese erste Depesche dechiffriert haben, in diesem Augenblick atmen befreit die französischen Generalstabsoffiziere. In diesem Augenblick wissen sie, daß der

Krieg entschieden ist, in diesem Augenblick wissen sie, daß ihr eigenes Land von den Schrecken und dem Entsetzen dieses Krieges verschont bleiben wird. Vielleicht beten sie dankbar in diesem Augenblick.

Die Eisenbahnzüge rollen in beiden Ländern zur Front. In beiden Ländern leuchten in den Hallen der großen Rüstungswerke die riesigen Bogenlampen auf, in beiden Ländern rollen über die Chausseen die Tanks. In den Städten beider Länder drängt sich auf den Straßen die Zivilbevölkerung, staut sich vor den Zeitungshäusern, auf deren Dächern in Lichtschrift die ersten Kriegstelegramme erscheinen.

Nur leichtes Geplänkel an der Front, wird gemeldet. *Noch keine entscheidende Kriegshandlung!* Während sich so in den französischen Städten die Menschenmengen stauen, während mit Helm, Gewehren, Tornistern einzelne Soldatentrupps zu den Verladebahnhöfen ziehen, während sich die Schlangen der letzten Regimenter mit schmetternden Clairons zu den Zügen, die sie an die Front bringen sollen, begeben, in derselben Zeit erzittern die Generalstabsoffiziere der italienischen Armee.

Ein verstümmelter Funkspruch von Bord des Flugzeuges ihres Luftkommandeurs ist eingetroffen. Von den direkten Leitungen, die von ihren Grenzfestungen bis nach Rom gehen, haben sie erfahren, was sich oben in der Luft abgespielt hat. Sie wissen, daß in jedem Augenblick das französische Luftheer über die Städte ihres Landes herfallen kann und sie wissen, daß dieser Krieg, kaum begonnen, vor seinem schrecklichen Ende steht. Schon glauben sie, das tiefe Gebrumm der französischen Flugzeuge über sich zu hören! Sie hetzen die Ordonnanzoffiziere an die Apparate und Minuten später erlischt in allen Städten Italiens das Licht, alle Ortschaften, alle Fabriken, alle Eisenbahnlinien liegen

im strengsten Dunkel da. An alle faschistischen Organisationen ist der Befehl ergangen, bei einem Luftangriff des Gegners auf das Land dafür zu sorgen, daß keine Panik ausbricht, dafür zu sorgen, daß um Gottes willen die Ruhe gewahrt bleibt.
Nun dauert es nicht lange, da ziehen mit leisem Gebrumm über dem dunklen Land die Flugzeuge ihre Kreise, da orientieren sich die französischen Piloten an Hand des Kompasses und der Sterne und jetzt, jetzt schlagen die Telephone in den Zimmern des Großen Generalstabs in Rom an und nun melden von allen Seiten die Stadtkommandanten »Flugzeuge über unserer Stadt« und dann wird es in den Leitungen plötzlich still, denn 2000 Flugzeuge haben sich über den Städten des Landes ausgebreitet, in 2000 Flugzeugen treten die Flugmannschaften zum erstenmal auf den Hebel, der die Bomben in die Tiefe fallen läßt, und nun donnert es plötzlich auf.
Da ist die Stadt Turin mit großen, breiten Straßen und mit den großen Anlagen der Rüstungswerke Fiat. Über diese Stadt summt ein ganzes Hundert von Flugzeugen. Aus den Abwehrgeschützen auf der Erde kracht Salve über Salve in die Nacht hinein, die Scheinwerfer kreuzen sich an dem nachtklaren Himmel, die Hölle ist entfesselt.
Schreiend stürzt die Bevölkerung von den Straßen. Sie rennt in die Keller, sie stürzt über die Treppen, sie windet sich im Entsetzen. Und nun fallen die ersten Bomben in die Stadt. Feuer schlägt zum Himmel, es brennt an allen Ecken, an allen Enden. Da gelingt es dem Kommandeur der faschistischen Miliz die Feuerwehr zum Ausrücken zu bringen, da gelingt es ihm, bewaffnete Kompanien auf die Straße zu werfen, die die Verwundeten bergen, die Plünderer erschiessen und das Feuer eindämmen sollen. Aber mit einemmal

bricht hier ein Mann zusammen und dort einer. Mit einem Male flüstern sich die Soldaten zu: Gas! Und plötzlich, vielleicht in derselben Minute, in der die Fiatwerke in Flammen aufgehen, in der sie zerschmettern in der Explosion der gewaltigen Bomben, vielleicht in derselben Minute brechen Zehntausende von Menschen heulend und sinnlos vor Angst aus den Kellern hervor, in die sie vor der Explosion der Bomben geflohen sind. In die Keller hinein kroch das Giftgas, in die Keller hinein kroch der Tod und nun stürzten sie hinaus in die Nacht, die zerrissen wird von dem Heulen der niederfallenden Bomben, der explodierenden Abwehrgranaten und von dem Aufblitzen der Explosionen. Dann als alle Besinnung von den armen Einwohnern dieser Stadt gewichen ist, in dieser halben Stunde, die der Angriff dauern wird, werden die Menschen rasend vor Verzweiflung gegen den Tod, der sich in ihre Lungen frißt und der ihre Leiber mit den Stahlbrocken der Geschoße zerreißt.

Nach einer halben Stunde wird es ruhig werden in der geplagten Stadt, aber die Menschen werden immer noch auf der Straße umfallen, an Steuern ihres Autos verenden oder den Tod erleiden in dem Bett eines Spitals, weil das Gas der Bomben ihre Lungen zerfressen hat.

Am Horizont werden immer noch die hellen Flammen stehen, die die Brandbomben hervorriefen und die jetzt die Gebäude verzehren. Die Züge werden in der Nacht entgleisen und die Böschung hinunterstürzen, weil die Bomben die Geleise aufgerissen haben und vielleicht stürzt sich eine Menge von Menschen auf ein paar französische Flieger, die abgeschossen wurden, notlandeten und den Armen der Soldaten, die sie gefangen haben, von diesen Menschen entrissen werden, die sie in Stücke reißen.

In der Nacht werden in den großen Städten Italiens in allen

Straßen die Leichen liegen, in allen Gassen werden die Mütter nach ihren Kindern schreien, überall in dem ganzen Land wird man wimmernd den Krieg verfluchen, der das Glück der Menschen in seiner ersten Stunde vernichtete.
Wenn der Morgen dämmert, wenn das Gas verflogen ist, wenn die Flammen niedergebrannt sind, wird es gelingen, Ordnung zu schaffen. Man wird diejenigen erschießen, die in ihrer Verzweiflung über die Straßen laufen und ihr Elend hinausschreien. Es wird die Ruhe des Todes eintreten, die Maschinerie des Krieges wird mit ungeheurer Gewaltanstrengung von den Behörden des Landes wieder in Ordnung gebracht werden.
Vielleicht überzieht am Mittag der Regen das Land. Die Wolken breiten sich am Himmel aus, in den Städten sammelt man die Leichen, man verteilt die Gasmasken, schnell herbeigeschafft aus Heeresbeständen, man organisiert und man hört damit auf in der Sekunde, in der die französischen Flugzeuge abermals, mit Bomben beladen, durch die Wolken brechen. Man wird sich einander morden um den Besitz der Gasmaske, und das ganze Land wird in ein zweites, noch größeres Entsetzen geraten. Abermals wird die Panik und die Verzweiflung alle Bande der Ordnung zerreißen, und wenn jetzt nicht die innere Organisation des Krieges in dem Lande vollkommen zertrümmert ist, dann wird sie sicher bei dem 12. Angriff am vierten Tage des Krieges endgültig zusammenbrechen. Die Anarchie erhebt dann ihr Haupt, man wird die Generale erschlagen und die Behörden verjagen, man wird verzweifeln. — — —
Aber inzwischen, nach der Vernichtung der Luftflotte, wissen die italienischen Generalstabsoffiziere, daß es für sie nur das eine gibt, nur das eine: Sie müssen mit ihren Tanks, mit ihren Waffen auf der Erde die Front durchbrechen, um

in das Land Frankreich vorzustoßen, um auf diesem Boden auszugleichen, was sie im eigenen Lande bereits verloren haben. Ihnen bleibt keine Wahl.
In den letzten Stunden der Nacht beginnen sie an der Grenze den Kampf. Italienische Geschütze werfen die Gasbomben in die Befestigungen des Feindes. Die Brisanzgranaten folgen, und es ist nicht unmöglich, nehmen wir es an, daß die Franzosen durch das Gas gezwungen werden, aus ihren Stellungen zu weichen, das Glück des Krieges ist nicht zu berechnen. Die französischen Soldaten werden sich also zurückziehen, werden sich sammeln und nun wird der Kampf entbrennen. Gedeckt von ihren Tanks werden sie vorbrechen, sie werden zurückgeschlagen und sie werden Raum gewinnen, diese Schlacht wird noch lange nicht entschieden sein, wird noch lange nicht zum Durchbruch gebracht werden, da wird die neue Regierung, die sich in Rom unter dem entsetzlichen Eindruck der immerwährenden Flugangriffe gebildet hat, den Frieden um jeden Preis anbieten. Dasjenige Land hat in dem Krieg von morgen den Sieg errungen, das in den ersten Stunden die Luftflotte des Gegners vernichtet und die Zivilbevölkerung zur Verzweiflung treiben kann. Es wird nicht mehr auf das Gefecht auf dem Lande ankommen, die erste Stunde in der Luft entscheidet den Sieg. Und dabei haben wir noch gar nicht vom Hunger gesprochen. Man kann nicht davon sprechen, weil es zu schrecklich ist. — Wenn bei einem Angriff auf volksreiche Städte, eines ganzen dichtbesiedelten Gebietes, die Verbindungswege durch Fliegerbomben zerstört sind, die Versorgung mit Lebensmitteln stockt — kurz der Hunger, der nackte, demoralisierende Hunger sein brutales Zepter schwingt? Erinnern wir uns des Weltkrieges und unseres armen Vaterlandes! Was dann?!

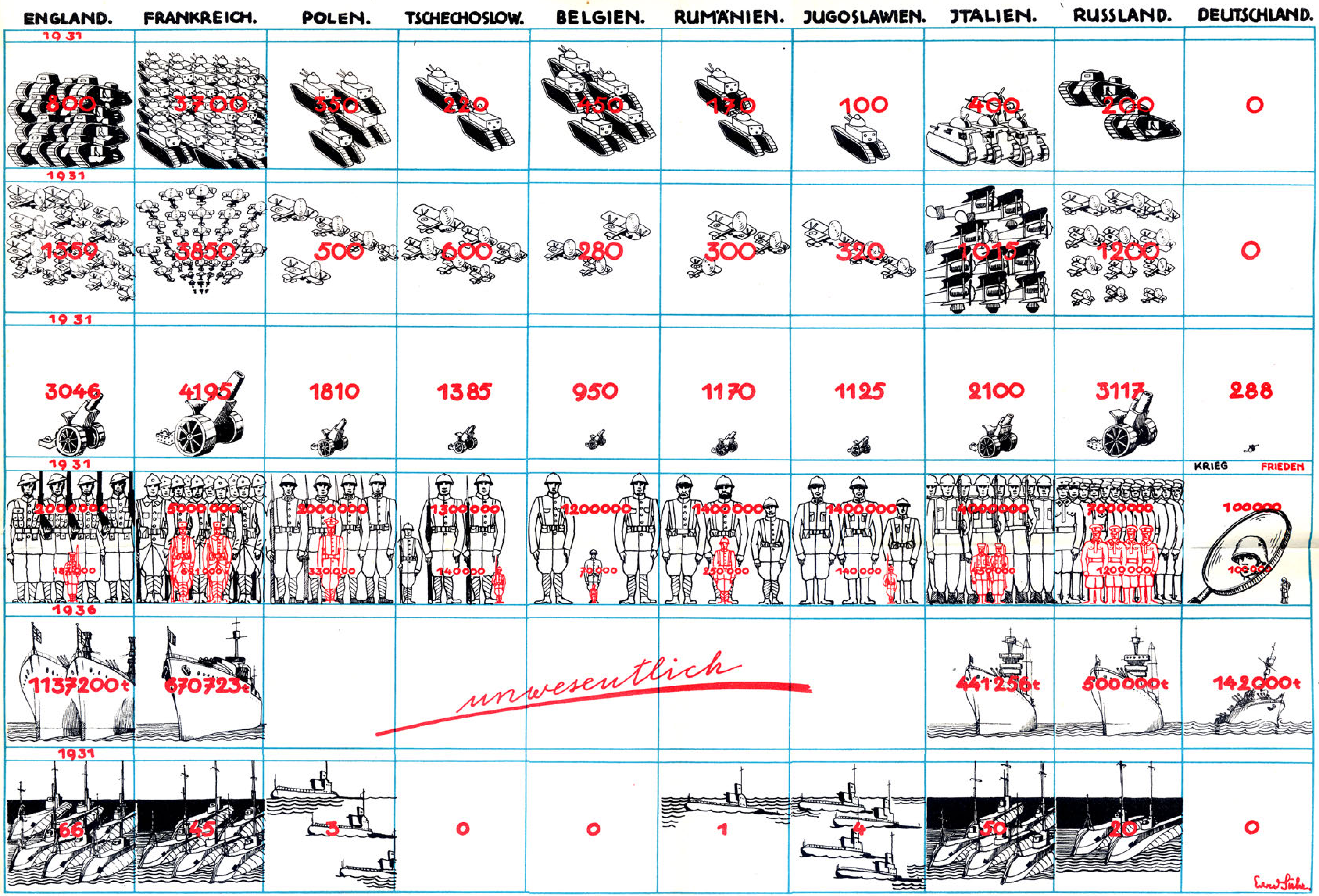
»DENK ICH AN DEUTSCHLAND IN DER NACHT — — —«

Wir Deutsche sind ein Volk von 65 Millionen. Wir sind umgeben von Mächten, deren Regierungen, deren Generale die Armeen ihrer Länder ununterbrochen mit den neuesten und modernsten Kriegswaffen versehen. Wir sind ein Volk, das in dem Elend des verlorenen Krieges, in Mißgeschick und in der Nacht und in der Dunkelheit der Sorge um die Zukunft dahinlebt. In diese Nacht blitzen die Scheinwerfer unserer Erkenntnis an den Horizont. Die Scheinwerfer werfen ihr grelles Licht nach Osten, nach Westen, nach Süden und nach Norden und in den weißen Flecken, die an dem dunkeln Himmel, der uns umspannt, stehen, zeichnen sich ab die Tausende von Flugzeugen, von Tanks, die Hunderttausende von Maschinengewehren und Geschützen, die Kriegsschiffe und die Millionen von Soldaten, die den Armeen der freien Staaten dienen. Die Waffen in den Händen dieser Krieger heben sich und senken sich. Sie wenden sich hierhin und dorthin, sie drehen von uns ab und sie neigen sich uns zu. Die Mündungen dieser Waffen sind noch dunkel, noch sprüht kein Feuerstrahl aus den Rohren der Geschütze, noch zischt kein Torpedo ins Wasser, noch fällt keine Bombe in die friedliche Stadt und noch schmettert kein Maschinengewehr seine Garbe in den Gegner hinein. Noch nicht, heute noch nicht! Morgen?

Alle Länder der Welt haben nur ein Bestreben: die Macht ihres Heeres so groß zu gestalten, daß es jederzeit den Krieg über die eigenen Grenzen hinaus in Feindesland tragen kann, nur ein Bestreben, Waffen herbeizuschaffen, Waffen, die der eigenen Armee den Sieg sichern müssen.

Es ist die Zeit der Abrüstung. Wieder stehen wir vor den großen Konferenzen, in denen die Abrüstungsfragen besprochen werden sollen. Wieder sind wir bereit, aufzunehmen, was dieser Diplomat und jener Staatsmann gesagt hat, wieder wird man es uns am Morgen, am Mittag und am Abend in die Ohren schreien, daß der Frieden der Welt gesichert ist. Wir müssen unsere Ohren verschließen vor diesem Geschrei, denn wenn wir uns den Überblick darüber verschafft haben, wie und in welchem Umfange die Länder der Völker rüsten, dann kann man uns nicht mehr zumuten zu glauben, daß die endgültige Abmusterung, der endgültige Frieden lediglich darauf warten, von uns mit Jubel begrüßt zu werden.
Die Erkenntnis ist nicht schwer, daß nicht abgerüstet wird. Man schafft diese Erkenntnis durch die Darstellung der Rüstung.
Es ist nicht wahr, daß alle Staaten mit dem Gedanken umgehen, wie man abrüsten müsse, wahr ist nur, daß

SIE RÜSTEN!



Wehrmachtstärken Europas. Beilage zu H. R. Berndorff, Sie rüsten! Verlag Dieck & Co, Stuttgart

In Reihe 4: „Kopfstärke der Landheere" bedeutet die große schwarze Gruppe die Kriegsstärke, die kleinere rote Gruppe die Friedensstärke

Durch Friedensvertrag erlaubte Kriegs- und Friedensstärke Deutsch-Österreichs: 30000 Mann.



Militärpolitische Karte Mitteleuropas. Beilage zu H. R. Berndorff, Sie rüsten! Verlag Dieck & Co, Stuttgart

= Französischer Staatenring = Englisch orientierte Staaten ◎ = Festung = Festungsgürtel